

Predigten von  
H.H. Prof. Dr. Georg May

1991

Herausgegeben von Hartwig Groll

[www.glaubenswahrheit.org](http://www.glaubenswahrheit.org)

# Inhaltsverzeichnis

<i>Vom himmlischen Lohn (06.01.1991)</i> .....	4
--	---

## Die Wiederkunft des Herrn

(1) Über das Warten der Schöpfung auf die Wiederkunft Christi (13.01.1991) .....	7
(2) Über die Ungewißheit des Zeitpunktes der Wiederkunft Christi (20.01.1991) .....	10
(3) Über die Drangsale vor der Wiederkunft des Herrn (27.01.1991) .....	14
(4) Über die Vorzeichen der Wiederkunft des Herrn (03.02.1991) .....	18
(5) Über die Vollendung der Erlösung im Leib (10.02.1991) .....	22
(6) Über die Unvergänglichkeit des auferstandenen Leibes (17.02.1991) .....	26
(7) Der neue Himmel und die neue Erde (24.02.1991) .....	29

<i>Leiden für Gott – Leben und Sterben der Heiligen Theresia von Lisieux (17.03.1991)</i> .....	32
<i>Einwände gegen die Osterbotschaft (Ostersonntag, 31.03.1991)</i> .....	35
<i>Die Osterbotschaft ungläubiger Theologen (Ostermontag, 01.04.1991)</i> .....	39
<i>Der verklärte Leib des Auferstandenen (07.04.1991)</i> .....	43
<i>Der Grund unserer Osterfreude (14.04.1991)</i> .....	46

## Jesus, unser Gott und Heiland

(1) Über die Wege zur Erkenntnis Jesu (21.04.1991) .....	48
(2) Über Ärgernisse an der Gestalt Jesu (28.04.1991) .....	51
(3) Über falsche Christusbilder in der Geschichte (05.05.1991) .....	54
<i>Er sitzt zur Rechten Gottes (Christi Himmelfahrt, 09.05.1991)</i> .....	57
(4) Das Zeugnis des Paulus (12.05.1991) .....	60
<i>Das Zeugnis des Heiligen Geistes (Pfingstsonntag, 19.05.1991)</i> .....	63
<i>Die Gaben des Heiligen Geistes (Pfingstmontag, 20.05.1991)</i> .....	66
(5) Die Angriffe des Unglaubens (26.05.1991).....	68
<i>Über den Zölibat (02.06.1991)</i> .....	71
(6) Über die Geschichtlichkeit der Evangelien (09.06.1991) .....	75
(7) Über die historischen Zeugen der Ereignisse (16.06.1991) .....	78
(8) Über außerevangelische Zeugnisse der Geschichtlichkeit Jesu (23.06.1991) .....	81
(9) Über die Frage nach der Identität Jesu (30.06.1991) .....	84
(10) Über die Selbstaussagen Jesu (07.07.1991) .....	87
(11) Über die Aussagen zur Identität Jesu durch seine Zeitgenossen (14.07.1991) .....	90
(12) Über die Selbstbezeichnung Jesu als Menschensohn (21.07.1991) .....	92
(13) Über die göttliche Würde Jesu (28.07.1991) .....	95
(14) Über die Einwände des Unglaubens (04.08.1991) .....	97
(15) Über die intellektuelle und die moralische Größe Jesu (18.08.1991) .....	100

## Die Wundertaten des Herrn

(1) Über die Leugnung der Wunder Jesu (25.08.1991) .....	103
(2) Einwände gegen die Wahrheit der Evangelien (01.09.1991) .....	106
(3) Über die Erscheinungen des Auferstandenen (08.09.1991) .....	108
(4) Über die Bedeutung der Wunder Jesu (15.09.1991) .....	111

## Kommt, laßt uns Gott anbeten

(1) Über Zweck und Bedeutung des Betens (03.11.1991) .....	114
(2) Über die öffentliche Gottesverehrung (10.11.1991) .....	117
(3) Über die Formen der Gottesverehrung (17.11.1991) .....	119
(4) Über die Eigenschaften des Gebetes (24.11.1991) .....	122
(5) Über den Eid als Gottesverehrung (01.12.1991) .....	125
<i>Die Unbefleckte Empfängnis Mariens (08.12.1991) .....</i>	<i>128</i>
<i>Die Jungfrauschaft Mariens (15.12.1991) .....</i>	<i>131</i>
(6) Über das Sonntagsgebot (22.12.1991) .....	134
<i>Ehre sei Gott und Friede auf Erden (Weihnachten, 25.12.1991) .....</i>	<i>138</i>
<i>Er entäußerte sich selbst (26.12.1991) .....</i>	<i>141</i>
<i>Weissagungen über das Kommen des Herrn (29.12.1991) .....</i>	<i>144</i>
<i>Furcht und Hoffnung (01.01.1992) .....</i>	<i>146</i>

Prof. Dr. Georg May

## Vom himmlischen Lohn

06.01.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Himmel ist die immerwährende Verbundenheit mit dem dreipersönlichen Gott. Der Himmel ist die ewige Gottesschau. Das haben wir an den vergangenen Sonntagen erkannt. Wir müssen noch ein letztes hinzufügen: Der Himmel ist auch ein Lohn. Er ist ein Lohn für den Menschen, der auf Erden für Gott gearbeitet und gewirkt hat. Als vor einigen Jahrzehnten die Generaloberin der Mellersdorfer Schwestern in Bayern, eines Verbandes, der damals viertausend Schwestern zählte, starb, da sagte sie kurz vor ihrem Tode: „Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben. Ich habe immer für den lieben Gott gearbeitet.“ Wohl dem, der das sagen kann! Dem ist der himmlische Lohn gewiß.

Die Heilige Schrift spricht an zahlreichen Stellen vom Lohn, der dem bereitet ist, der Gottes Willen tut. Einige Stellen will ich nennen. Im Epheserbrief heißt es: „Ihr wisset, daß jeder für das Gute, das er tut, vom Herrn seinen Lohn empfängt.“ Im Hebräerbrief: „Gott ist nicht ungerecht, daß er eure guten Werke und eure Liebe vergessen würde, die ihr um seines Namens willen gezeigt habt, indem ihr den Heiligen dientet und noch immer dient.“ Im Galaterbrief: „Was der Mensch sät, das wird er auch ernten. Wer auf sein Fleisch sät, wird vom Fleisch Verderben ernten; wer auf den Geist sät, wird vom Geist das ewige Leben ernten. Laßt uns nicht müde werden, Gutes zu tun, denn wenn wir nicht ermatten, werden wir zur rechten Zeit ernten.“ Im 2. Thessalonicherbrief: „Es ist ja nur gerecht, daß Gott euren Bedrängern die Drangsal vergilt, euch, den Bedrängten aber, zusammen mit uns mit Erquickung lohnt.“ Im Matthäusevangelium, in der Bergpredigt: „Freut euch und frohlocket, euer Lohn ist groß im Himmel!“ Und an einer anderen Stelle: „Wenn ihr nur jene liebt, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr davon?“ Zu dem reichen Jüngling sagt der Herr im Markusevangelium: „Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib den Erlös den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben.“ Und schließlich als letzte Stelle die trostreiche Verheißung aus der Apokalypse: „Siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir, um einem jeden zu vergelten nach seinen Werken.“

Der Herr und seine Jünger haben oft vom Lohn gesprochen. Man braucht sich nur eine Wortkondanz des Neuen Testaments unter dem Stichwort „*Misthos*“ - das ist das griechische Wort für Lohn - anzusehen, dann erkennt man, an wie vielen Stellen vom Lohn die Rede ist. Das muß also dem Herrn sehr wichtig, sehr wesentlich gewesen sein, vom Lohn zu sprechen und den Lohn zu verheißen. Freilich hat er sich von der Lohnsucht der zeitgenössischen Juden abgegrenzt. Die Juden hatten auch den Lohngedanken, aber er war korrumpiert, er war entstellt, und diesen Lohngedanken der Juden wies der Herr ab. Welchen Lohn erwarteten die Juden seiner Zeit? Sie erwarteten, daß Gott mit ihnen ein Rechtsgeschäft abschließt. Das Rechtsgeschäft lautet: Gott befiehlt, ich tue, was er befiehlt, infolgedessen habe ich Anspruch auf Belohnung, und zwar auf irdischen Lohn: Reichtum, Ehre, Freude. Diese Lohnvorstellung lehnt unser Heiland ab. Er will weder von einem irdischen noch von einem sinnlichen Lohn etwas wissen. Kein irdischer Lohn. Der Lohn, den er verheißt, wird im Jenseits ausbezahlt. Auf Erden haben seine Anhänger Drangsal, Verfolgung und Betrübnisse zu erwarten.

Auch im Jenseits ist der Lohn kein sinnlicher. Es werden nicht die sinnlichen Freuden, die einem auf Erden entgangen sind, ersetzt. Der Lohn des Himmels ist die Herrschaft Gottes. Daß der Mensch ganz von der Herrschaft Gottes durchwaltet wird, daß die Wahrheit und die Liebe sich in ihm durchsetzen, das ist der Lohn, den der Mensch im Jenseits zu erwarten hat. Aber diese Herrlichkeit ist tatsächlich ein gnädig gewährter Lohn. Der Mensch kann sich auf Erden die heiligmachende Gnade, das ewige Leben und die Vermehrung der Himmelsherrlichkeit verdienen. Gott hat es so eingerichtet. Da

hilft kein Einspruch der sogenannten Reformatoren. Wenn es der Herr so angeordnet hat, dann müssen wir das zur Kenntnis nehmen. Und er will, daß wir uns auf Erden Verdienste sammeln, die er belohnen will. Freilich sind diese Verdienste Gnadenverdienste. Wenn Gott unsere Verdienste krönt, dann krönt er seine Gaben. Die Verdienste sind also nur möglich in der Gnade Gottes. Sie können überhaupt nur vollbracht und errungen werden, indem Gott in uns wirkt. Freilich auch, indem wir einstimmen. Der heilige Paulus drückt es einmal so aus: „Seine Gnade hat alles in mir vollbracht. Aber seine Gnade ist in mir nicht unwirksam gewesen. Ich habe mehr gearbeitet als sie alle.“ Also die Dialektik von göttlicher Gnade und von menschlichem Tun sind im Verdienst eingefangen. Gott anerkennt die menschliche Freiheit, die menschliche Bereitschaft, die menschliche Leidenschaft für seinen Dienst, indem er die Verdienste, die der Mensch sich erwirbt, im Himmel krönt. Doch um ein Verdienst zustandezubringen, meine lieben Freunde, müssen sieben Punkte zusammenkommen. Es muß sich einmal um ein sittlich gutes Werk handeln, also nicht um etwas Schlechtes oder etwas Minderwertiges. Es muß dieses sittlich gute Werk mit Freiheit geschehen, also aus eigenem Antrieb, nicht gezwungen. Es muß mit Hilfe der zuvorkommenden und mitwirkenden Gnade geschehen. In der Gnade werden die Verdienste gewirkt. Es muß das sittlich gute Werk aus einem übernatürlichen Motiv des Glaubens oder der Liebe hervorgehen. Es muß im Pilgerstande verrichtet werden. Hier können wir wirken; drüben ist die Zeit der Verdienste vorbei. Man muß bei dem Wirken des guten Werkes im Gnadenstande sein, also nicht im Zustand der Todsünde. Und schließlich ist das alles nur möglich, weil Gott sich selbst gebunden hat. In seiner souveränen Freiheit hat er bestimmt, daß er den Menschen belohnen will. Der Mensch hat keine Ansprüche, aber Gott hat ihm zugesagt aufgrund seiner Treue und Wahrhaftigkeit, daß er die guten Werke, die der Mensch in der Gnade vollbringt, lohnen wird. Also nicht eigentlich ein Rechtsgeschäft, nicht eigentlich eine Angelegenheit strenger Gerechtigkeit sind die Verdienste, sondern eine Tat des göttig schenkenden Vaters. Gott lohnt weit mehr als, wir verdient haben. Das wird deutlich in dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Da sind manche, die kommen schon frühzeitig, wenn die Arbeit beginnt, um 6 Uhr. Aber es kommen auch welche später, ja es gibt solche, die kommen erst in der letzten Stunde. In der elften Stunde werden sie erst gedungen. Und dann großes Erstaunen: Alle bekommen denselben Lohn, einen Denar. Da fangen die zuerst Gekommenen an zu murren. Sie verstehen das nicht, sie haben ja länger und schwerer gearbeitet als die anderen. Aber der Herr sagt: „Blickt dein Auge neidisch, weil ich gut bin? Ich will den letzten geben, was die ersten bekommen. Du hast das Deine.“ In seiner überströmenden Güte teilt der Herr auch denen, die nur eine Stunde gearbeitet haben, den vollen Lohn zu. Die Arbeiter der letzten Stunde sind wahrscheinlich nur deswegen in das Gleichnis hineingekommen, um zu zeigen, wie überreich, wie überschwänglich der Lohn des Herrn für diese Letztgekommenen ist.

Gegen diese Lehre vom Lohn werden von protestantischer Seite Vorwürfe erhoben: Werkgerechtigkeit, Lohnsucht, Scheinheiligkeit. Diese Vorwürfe gehen völlig an der Wirklichkeit vorbei. Wer den himmlischen Lohn erwartet - denn das dürfen wir -, der ist nicht werkgerecht, der ist nicht lohnsüchtig, der ist nicht scheinheilig, sondern er tut das, was der Herr uns vorgeschrieben hat. Er hat uns geheißen, auf den Lohn zu hoffen. Der Lohn ist, wie ich sagte, die unverhüllte Herrschaft Gottes. Daß Gott, die Wahrheit und die Liebe, sich offenbart in voller Herrlichkeit, das ist der Lohn, den der Mensch zu erwarten hat. Wenn der Mensch also auf die himmlische Herrlichkeit hofft, dann hofft er auf einen Zustand, in dem Gott in unverhüllter Herrlichkeit als die personhafte Wahrheit und die personhafte Liebe sich offenbaren wird. Er hofft auf jenen Zustand, wo die Herrschaft Gottes sich in vollendeter Weise durchsetzt. Da ist nichts von Unlauterkeit, von Minderwertigkeit, sondern das ist der Zustand, in dem Gott alles in allem ist. Auf den darf, auf den muß der Mensch hoffen. Die objektive Verherrlichung Gottes, das ist der Sinn des Himmels. Und gleichzeitig bedeutet die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, die unverhüllte Herrschaft Gottes, daß auch subjektiv der Mensch diese Herrlichkeit in sich hineinnimmt und annimmt. Der Mensch wird ganz - das ist der Zustand des Himmels! - ganz von der Herrlichkeit Gottes erfüllt. Gott spricht nicht über sein Gutsein, sondern er verwirklicht es, indem er den Menschen gut macht, von innen heraus gut, indem die Herrschaft der Liebe und der Wahrheit sich im Menschen durchsetzt. Der Mensch bejaht diese Wahrheit und diese Liebe, er betet sie in vorbehaltloser Weise an, ohne etwas zu suchen, frei von aller Selbstsucht, von

aller Ichsucht. Er will nur Gott verherrlichen. Es ist gar kein Rest mehr von Selbstverfangenheit und ichtsüchtiger Selbstherrlichkeit in ihm.

Gleichzeitig bedeutet der Himmel natürlich die Vollendung des Menschen. Er ist ja nicht nur die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, er ist auch die Vollendung des Menschen. Das sind zwei Seiten ein und derselben Sache. Wenn Gott sich unverhüllt offenbart, wird der Mensch vollendet. Anders kann er gar nicht vollendet werden, als indem er an der Herrlichkeit Gottes teilnimmt. Der Mensch, der auf seine Vollendung hofft, hofft auf einen Zustand, in dem Gott sich ganz und gar als die Wahrheit und die Liebe in ihm selbst durchsetzen wird. Da ist nichts von Selbstgerechtigkeit und von Lohnsucht, da ist nichts von Eigennutz und von Ichsucht, sondern da ist der Mensch ganz gelöst, von sich selbst befreit. In vorbehaltloser Weise betet er die Herrlichkeit Gottes an, und Gott gibt ihm gewissermaßen das Siegel, die Bestätigung, die Anerkennung dafür, daß er sich auf Erden hat von der Gnade ergreifen lassen, so daß er ihm jetzt die Vollendung des gnadenhaften Zustandes gewähren kann und gewähren will.

Wir dürfen also, meine lieben Freunde, auf den Himmel hoffen. Wir dürfen hoffen, daß keine Träne, die wir um Gottes willen geweint haben, unbelohnt bleibt. Wir dürfen hoffen, daß kein Becher Wasser, den wir einem Armen gereicht haben, unbelohnt bleibt. Wir dürfen hoffen, wie es die Seligpreisungen der Bergpredigt sagen: „Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig die Trauernden, sie werden getröstet werden. Selig die Sanftmütigen, sie werden das Land besitzen. Selig die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, sie werden gesättigt werden. Selig die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig die ein reines Herz haben, sie werden Gott anschauen. Selig die Friedensstifter, sie werden Kinder Gottes genannt werden. Selig die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, ihrer ist das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse fälschlich wider euch aussagen um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Wiederkunft des Herrn (1)

(Über das Warten der Schöpfung auf die Wiederkunft Christi)

13.01.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir haben die Epiphanie unseres Herrn und Heilandes gefeiert. Epiphanie heißt „Erscheinung“, „Sichtbarwerden“, „Offenbarung“. Diese Erscheinung unseres Herrn und Heilandes zeigte sich durch den Besuch der Magier aus dem Osten, bei der Taufe im Jordan, als der Himmel zerriß und eine himmlische Stimme ihn als den Sohn des Vaters deklarierte, und bei der Hochzeit zu Kana, wo er Wasser in Wein verwandelte. Zu der Epiphanie tritt aber Parusie. Die Epiphanie war das erste Erscheinen unseres Herrn und Heilandes, aber wir warten auf sein zweites Erscheinen. Und dieses zweite Erscheinen trägt den Namen *Parusie* - Sichtbarwerden, Wiederkommen. Wir werden gleich sehen, wie dieses Wort zu erklären ist.

In den Glaubensbekenntnissen bekennt sich die Kirche zu der Wiederkunft des Herrn: „...von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.“ Als die Jünger auf dem Ölberg sich von ihrem Herrn trennen mußten, weil der Herr in die Herrlichkeit des Vaters aufgenommen wurde, da erhielten sie von den Engeln, den Boten des himmlischen Reiches, eine Aufklärung. „Als sie unverwandt gen Himmel schauten, während er hinging, siehe da standen zwei Männer in weißen Gewändern bei ihnen, die sprachen: 'Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel hinauf? Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen worden ist, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt auffahren sehen in den Himmel.“ Die Jünger meinten zwar, als der Herr auferstanden war, er würde jetzt das irdische Reich Israel wieder aufrichten. Aber weit gefehlt, das war ein Trugschluß und eine irrige Meinung. Nein, der Herr wird sein Reich, aber ein Reich ganz anderer Art, aufrichten, wenn er wiederkommt. Diese Erklärung der Engel auf dem Berge Sinai war nichts unbedingt Neues für die Jünger. Der Herr selbst hatte zu seinen Lebzeiten schon davon gesprochen, daß er wiederkommen werde, und zwar wiederkommen in Herrlichkeit und als Richter. Die Menschen, die auf Erden aufgefordert sind, sich zu Jesus zu bekennen, können sich dieser Aufforderung anschließen oder ihr widersprechen. In jedem Falle ist der Herr das Schicksal beider Gruppen. „Wer mir nachfolgen will“, so heißt es im Markusevangelium, „der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es retten. Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber seine Seele verliert, oder was kann der Mensch geben als Entgelt für seine Seele?“ Und jetzt die entscheidenden Worte: „Denn wer sich meiner und meiner Worte schämt vor diesem ehebrecherischen und sündhaften Geschlecht, dessen wird auch der Menschensohn sich schämen, wenn er kommt in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln.“

Der Herr ist das Schicksal eines jeden Menschen, und er wird den einen, die seine Worte aufgenommen, sich zu eigen gemacht und nach ihnen gelebt und sie verkündet haben, Retter und Heiland sein. Aber er wird den anderen, die sich diesen Worten verschlossen, die sie abgelehnt, verhöhnt und verspottet haben, Rächer und Richter sein. Er selbst war ja auf Erden ein Mensch, der dem Todeschicksal ausgeliefert war. Er war ein Verurteilter, ein Gehenkter, ein Geschmähter, ein Ausgestoßener. Aber selbst in diesen Augenblicken der Demütigung und der Niederlage hat den Herrn das Bewußtsein nicht verlassen, daß er der kommende Richter der Lebenden und der Toten ist. Das zeigte sich, als er vor dem Hohenpriester stand, der über ihn Gericht hielt. Der Hohepriester fragte ihn:

„Bist du der Christus“, also der Messias, „der Sohn des Hochgelobten?“ Jesus sprach zu ihm: „Ich bin es! Und ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Allmacht sitzen und mit den Wolken des Himmels kommen sehen.“ Also der jetzt in Niedrigkeit vor dem Hohen Rate steht, der jetzt verurteilt wird als Gotteslästerer, der wird, wenn seine Zeit gekommen ist, mit der Herrlichkeit des Vaters ausgerüstet, zurückkehren und Gericht halten über diejenigen, die jetzt über ihn zu Gericht sitzen.

Diese Erwartung ist nun von ungeheurer Bedeutung für seine Anhänger auf Erden. Sie rüstet nämlich die Jünger Jesu mit Widerstandskraft aus in den Drangsalen. Sie wissen: Äußerlich gesehen und für diese irdische Zeit mag ihre Situation verzweifelt sein, aber es wird ein Zeitpunkt kommen, die Spitze eines Augenblickes, wo sich das Blatt wenden wird. Das wird sein, wenn der Herr wiederkommt in Herrlichkeit, wenn seine Parusie einsetzt. Parusie, das ist das Wort, das die Heilige Schrift für die Wiederkunft des Herrn gewählt hat. Dieses Wort hat natürlich vorher einen anderen Sinn gehabt. Bevor es im Neuen Testament für die Wiederkunft Christi verwandt wurde, besagte es den Einzug eines Kaisers in eine Stadt oder in eine Provinz. Wenn der Kaiser mit seinem Gefolge, mit seiner Garde eine Stadt betrat, wenn er eine Provinz besuchte, dann nannte man das Parusie. Das war ein herrliches, ein seltenes und ein bewegendes Ereignis. Da wurde alles aufgeboten, was überhaupt an Pracht den Menschen zur Verfügung stand. Nach diesem Besuch hat man manchmal die Zeitrechnung, die Ära, datiert. Dieses Wort Parusie nun haben die neutestamentlichen Schriftsteller auf die Wiederkunft unseres Herrn und Heilandes angewandt; natürlich nicht im selben Sinne. Die Verwendung im religiösen Bereich ist jener im profanen Bereich ähnlich. Sie wollen damit sagen: Wenn der Herr kommt, dann wird es mit Macht und Herrlichkeit in aller Öffentlichkeit geschehen, dann wird jeder ihn sehen, sehen müssen, auch die ihn bei der ersten Ankunft nicht sehen wollten.

Es wird ihn auch der Mann sehen, meine lieben Freunde, der in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vor zwei Tagen geschrieben hat, der verächtlichste aller Menschen sei ihm Jesus Christus. Auch der wird ihn sehen. Denn dann, wenn seine zweite Ankunft geschieht, ist er unübersehbar. Er bringt dann Bestrafung für die einen und Rettung für die anderen. Wie heißt es im 2. Thessalonicherbrief: „Denn es entspricht der Gerechtigkeit Gottes, daß er euren Bedrängern mit Bedrängnis vergelte, euch aber, den Bedrängten, samt uns mit Erquickung, wenn der Herr Jesus vom Himmel her sich offenbaren wird mit seinem Engelheere in Feuerflammen, wenn er Rache nimmt an denen, die Gott nicht kennen wollen, und die nicht gehorchen der Heilsbotschaft unseres Herrn Jesus. Diese werden mit ewigem Verderben büßen, getrennt vom Herrn und von seiner überwältigenden Herrlichkeit, wenn er kommen wird an jenem Tage, um verherrlicht zu werden in seinen Heiligen und gefeiert unter allen Gläubigen, weil bei euch unser Glaube angenommen worden ist.“

In der Hoffnung auf diese Ankunft vermögen die Christusgläubigen sogar in den Drangsalen selig zu sein. In einer Lesung, die wir gerade in den Weihnachtstagen immer wieder hören, nämlich aus dem Brief an Titus, heißt es: „Erschienen ist die Gnade Gottes, die allen Menschen das Heil bringt. Sie erzieht uns dazu, daß wir der Gottlosigkeit und den weltlichen Gelüsten entsagen und nüchtern, gerecht und fromm leben in dieser Welt. Und so erwarten wir die selige Hoffnung und die herrliche Erscheinung des großen Gottes, unseres Heilandes Jesus Christus, der sich selbst für uns dahingegeben hat.“ Wenn also die Menschen uns wegen unserer Hoffnung höhnen, wenn sie uns wegen unseres Glaubens verspotten, wenn sie uns wegen unserer Religion schlechtmachen, dann erinnern wir uns, daß der Herr einmal unserem Glauben Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Einmal wird unsere Hoffnung bestätigt werden. Einmal wird der Herr unsere Treue und unsere Geduld und unser Aushalten belohnen. Es gibt keinen gerechten Grund, an der Zusage des Herrn zu zweifeln, weil die Ankunft noch aussteht. Man muß eben warten. Im Jakobusbrief wird die Gemeinde aufgefordert: „So harret denn aus, meine Brüder, bis zur Ankunft des Herrn! Auf Erden muß man auch warten. Siehe, der Landmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde. Er harret in Geduld, bis sie Frühregen oder Spätregen bekommt. So seid auch ihr geduldig, stärkt eure Herzen, denn die Ankunft des Herrn ist nahe!“

Die Ankunft des Herrn ist deswegen nahe, meine lieben Christen, weil sie jederzeit erfolgen kann. Wir sind tatsächlich in Ungewißheit; wir werden diesen Punkt am nächsten Sonntag noch bedenken. Wir sind in Ungewißheit, wann die Ankunft des Herrn eintritt. Aber was jederzeit eintreten kann, ist eben immer nahe. Und deswegen sagt Jakobus mit Recht: „Die Ankunft des Herrn ist nahe.“ Schon in der Urkirche mußten sich die Christen verspotten lassen von solchen, die sagten: „Wo ist denn die



Ankunft des Herrn? Wo ist denn seine Parusie?“ Im 2. Petrusbrief ist darüber berichtet: „Vor allem sollt ihr wissen, daß in den letzten Tagen Spötter mit frechen Reden auftreten, die nach ihren eigenen Lüsten handeln und sagen: 'Wo bleibt denn seine verheißene Ankunft?'. Seitdem die Väter heimgegangen sind, bleibt alles so, wie es vom Anfang der Schöpfung an war. Darauf gibt der 2. Petrusbrief die Antwort: „Das eine aber soll euch nicht entgehen, Geliebte, daß ein Tag beim Herrn ist wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag.“ Gott rechnet mit anderen Zeiträumen als die Menschen. Er ist der Ewige, der Unvergängliche. Deswegen ist ein Jahrtausend vor ihm nicht mehr als für uns ein Tag. „Der Herr verzögert nicht die Verheißung, wie einige es für Verzögerung halten. Er übt Langmut um euretwillen, da er nicht will, daß jemand verlorengelange, sondern alle sich zur Buße wenden. Der Tag des Herrn wird aber kommen wie ein Dieb.“ Wie ein Dieb, das heißt eben unerwartet. Wenn die Menschen kaufen und verkaufen, wenn sie mitten im Genuß sind, wenn sie meinen, sie könnten sich häuslich einrichten auf dieser Erde für immer und alle Zeit, dann wird er kommen. Er wird kommen wie ein Dieb.

So haben wir also, meine lieben Freunde, das entscheidende Ereignis noch vor uns. Der Herr ist schon einmal gekommen. Er hat sein Werk vollbracht, wie er ja am Kreuze bekannt hat: „Es ist vollbracht“, das Werk, das der Vater ihm anvertraut, die Aufgabe, die er ihm übertragen hat. Aber noch nicht vollendet ist seine letzte große Tat, nämlich die Hervorbringung des neuen Himmels und der neuen Erde. Das wird geschehen, wenn er wiederkommt, zu richten die Lebendigen und die Toten. Darauf richtet sich die Sehnsucht der Christgläubigen.

Im 2. Timotheusbrief werden die Gläubigen bezeichnet als diejenigen, welche „die Ankunft unseres Herrn Jesus lieben“. Das ist eine Selbstbezeichnung von uns. Wir sind diejenigen, welche die Ankunft unseres Herrn - nämlich die zweite Ankunft - lieben. Und wir flehen um diese Ankunft jeden Tag, wenn wir im Vaterunser beten: „Dein Reich komme!“ Das ist das Reich, das wir erwarten, das ist das Reich, das er mit seiner Wiederkunft aufrichten wird. Das ist ein Parusiegebet. Dein Reich komme! Deine Herrlichkeit nahe sich uns, und deine endgültige Offenbarung vollziehe sich vor unseren Augen!

Im Neuen Testament ist als einer der schönsten und ältesten Gebetsrufe aufbewahrt das Gebet: „Maranatha“ - Unser Herr, komm! Im letzten Buch des Neuen Testaments, auf der letzten Seite dieses letzten Buches, heißt es: „Der Geist und die Braut sagen: Komm! Und wer es hört, spreche: Komm! Und wen dürstet, der komme, und wer will, der empfangen lebendiges Wasser umsonst.“ Also auch die Himmlischen, also auch die seligen Geister haben noch eine Erwartung; nicht eine bange und ungewisse Erwartung, sondern eine sichere Hoffnung, nämlich daß der Herr wiederkommt, um Himmel und Erde zu verwandeln. „Wer hiervon Zeugnis gibt, spricht: Ja, ich komme bald! Amen, komm, Herr Jesus! Amen, Amen.“

Prof. Dr. Georg May

## Die Wiederkunft des Herrn (2)

(Über die Ungewißheit des Zeitpunktes der Wiederkunft Christi)

20.01.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Wiederkunft des Herrn ist gewiß. Aber die Stunde seiner Ankunft ist ungewiß. „Jenen Tag und jene Stunde weiß niemand, nicht einmal die Engel im Himmel, und nicht einmal der Sohn, sondern nur der Vater.“ So hat Jesus selbst die Ankündigung seiner Wiederkunft beschrieben. Was verlangt ist, das ist Wachheit des Geistes, Nüchternheit des Herzens, Zurückhaltung gegenüber den Dingen dieser Welt. Immer wieder wird im Neuen Testament die Mahnung laut, wach zu sein, wachend zu bleiben, nicht zu schlummern. In Worten und in Gleichnissen hat der Herr aufgefordert zur Wachheit des Herzens. Einmal spricht er davon, daß der Herr zu einer Hochzeit auswärts gegangen ist und die Dienerschaft auf seine Rückkehr wartet. Es kann spät werden; aber wenn die Dienerschaft wach ist und bereit, ihm die Dienste zu leisten, auf die er Anspruch hat, dann wird er umgekehrt sie bedienen. Wenn eine Gemeinde wie die in Sardes, in Kleinasien, in Schlummer versinkt, dann muß sie hören, daß sie von ihrer ersten Liebe abgefallen ist, weil sie die Wiederkunft des Herrn nicht mit einem wachen Herzen erwartet hat.

Nun gibt es bezüglich der Zeit der Wiederkunft des Herrn ein schweres Problem. Im protestantischen Bereich ist vor etwa 100 Jahren eine Auslegung der Lehre von der Wiederkunft Jesu aufgekommen, die sich immer weiter ausgebreitet hat und die in den jüngsten Jahren auch katholische Lehrer des Neuen Testaments ergriffen hat. Es ist die sogenannte Hypothese des „Konsequenten Eschatologismus“. Diese Meinung muß ich Ihnen deswegen unterbreiten, weil sie zum Teil Eingang in die Bücher gefunden hat, die Ihre Kinder und Kindeskinde benutzen. Diese Aufstellung sieht folgendermaßen aus: Jesus habe damit gerechnet, daß zu seinen Lebzeiten Gott den veränderten Zustand der Welt aufrichten und ihn in königliche Macht einsetzen werde. Deswegen habe er seine Jünger beauftragt, die Botschaft vom Reiche zu verkünden. Als er dann erkannt habe, daß er vorher sterben müsse, habe er seine baldige Wiederkunft erwartet und diese Hoffnung seinen Jüngern vermacht. Als die Jünger, wiederum getäuscht in dieser Hoffnung, sahen, daß es nichts damit wird, haben sie eine Kirche eingerichtet und sich auf Dauer mit den kultischen Formen vertraut gemacht. Also ein doppelter Irrtum. Einmal hat sich Jesus getäuscht, als er meinte, noch während seiner Lebenszeit werde er das Reich Gottes aufrichten, und er hat sich ebenso getäuscht, als er meinte, nach seinem Tode werde er bald in Macht wiederkommen, um die Herrschaft anzutreten.

Dieser sogenannte „Konsequente Eschatologismus“ versucht, sich auf bestimmte Bibelstellen zu berufen. Ich will sie Ihnen kurz nennen. Im 10. Kapitel bei Matthäus heißt es: „Wenn man euch verfolgt in dieser Stadt, fliehet in eine andere! Wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet noch nicht fertig sein mit den Städten Israels, bis der Menschensohn kommt.“ Im 16. Kapitel: „Denn der Menschensohn wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln kommen und dann einem jeden vergelten nach seinen Werken. Wahrlich, ich sage euch: Einige von denen, die hier stehen, werden den Tod nicht kosten, bis sie den Menschensohn in seinem Reiche kommen sehen.“ Im 23. Kapitel: „Ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte. Einige aus ihnen werdet ihr töten und kreuzigen, andere geißeln in euren Synagogen und verfolgen, damit über euch komme alles gerechte Blut, das auf Erden vergossen ward, vom Blute des gerechten Abel an bis zum Blute des Zacharias. Wahrlich, ich sage euch: Dies alles wird über dieses Geschlecht kommen.“ Im 24. Kapitel: „Vom Feigenbaum lernet

das Gleichnis: Wenn seine Zweige schon zart werden und die Blätter hervorsprossen, wißt ihr, daß der Sommer nahe ist. So sollt auch ihr, wenn ihr dies alles sehet, merken, daß es nahe vor der Tür ist. Wahrlich, ich sage euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis all dieses geschieht.“ Und schließlich im 26. Kapitel vor dem Hohen Rat, da sagt der Herr auf die Frage, ob er der Messias sei: „Du hast es gesagt. Ich sage euch aber, von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Macht Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.“

Das sind die hauptsächlichlichen Texte, auf die sich der „Konsequente Eschatologismus“ beruft. Nach dem ersten Anschein könnte man meinen, das klingt ganz plausibel. Es klingt aber nur so lange plausibel, meine lieben Freunde, bis man die anderen Texte, die mit einer langen Zeit rechnen, bis die Wiederkunft des Herrn geschieht, beiseite läßt. Und die Vertreter des „Konsequenten Eschatologismus“ scheiden - wie alle Häretiker - Teile aus dem Neuen Testament aus, um ihre These, ihre Theorie, ihre Meinung begründen zu können. Die gegenteiligen Texte sprechen von einem langsamen, unter vielen Mühen und Rückschlägen sich vollziehenden Wachstum des Reiches Gottes. Denken wir an das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen. „Laß es wachsen“, sagt der Herr, „bis zur Zeit der Ernte! Dann wird es ausgesondert werden.“ Oder denken wir an das Gleichnis vom Sauerteig. Der Sauerteig arbeitet, er braucht Zeit, bis er das Mehl durchsäuert hat. Oder denken wir an das Gleichnis vom Senfkörnlein. Das Senfkörnlein ist ein winziges Samenkorn. Es dauert lange Zeit, bis es zu einem Baum herangewachsen ist, in dem dann die Vögel des Himmels nisten können.

Ebenso muß man an die Worte denken, wo der Herr seinen Jüngern aufträgt, die Heiden zu missionieren. „Gehet hin in alle Welt und kündet das Evangelium allen Kreaturen.“ Ja, das braucht doch Zeit, lange Zeit. Wie soll der Herr dann gleichzeitig damit gerechnet haben, daß er alsbald wiederkommt, wenn er den Jüngern einen solchen Befehl gibt? Dann hätte er sich ja selbst widersprochen. Und warum sagt er: „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“? Ja, das Bauen dauert doch seine Zeit, und der Bau soll doch nicht errichtet werden, damit er heute aufgeführt wird und morgen zugrunde geht. Wenn man also diese Texte, die dem „Konsequenten Eschatologismus“ widersprechen, in ihrer Bedeutung gelten läßt, dann muß man sagen: Die vom „Konsequenten Eschatologismus“ angeführten Worte Jesu müssen in einer anderen Weise verstanden werden.

Der Herr gibt uns Hinweise dafür. Die Vertreter des „Konsequenten Eschatologismus“ sind der Meinung, daß die Zerstörung Jerusalems und das Weltende in der Ansicht Jesu zusammenfallen werden. Das ist aus zwei Gründen unrichtig; denn bei der Zerstörung Jerusalems, die sich im Jahre 68 ereignet hat, werden die Jünger aufgefordert, zu fliehen. Wenn das Weltende kommt, kann man nicht mehr fliehen. Wohin soll man da fliehen? Denn das Weltende kommt über alle; es ist ein kosmisches Ereignis. Und ebenso muß man sagen, die Zerstörung Jerusalems spielte sich in einem eng begrenzten örtlichen Rahmen ab. Das Weltende aber ist, wie der Name schon sagt, auf keinen Ort und auf keine Gegend beschränkt. Es sind also deutlich zwei Ereignisse, die nicht in sich zusammenfallen. Wenn man die Worte des Herrn verstehen will, muß man sich erinnern, daß er sich der prophetischen Redeweise bedient. Die prophetische Redeweise ist dadurch charakterisiert, daß sie Fernes und Nahes eng zusammenzieht, ohne die dazwischenliegende Zeit zu bedenken. Die prophetische Redeweise läßt sich vergleichen mit einem Beschauer, der sich auf einem Alpengipfel befindet. Wenn er auf der Bergkuppe steht, dann sieht er Gipfel um Gipfel aufragen bis zum Ende des Firmamentes, aber die Zwischenräume, die Abstände zwischen den Gipfeln sind ihm verborgen. Die Täler sieht er nicht, er sieht nur die Gipfel. Und so ähnlich ist die prophetische Redeweise. Die Jahre, die Jahrhunderte und vielleicht Jahrtausende, die zwischen den einzelnen Ereignissen liegen, werden in der prophetischen Redeweise übergangen. Und so kann man zwanglos auch die Worte Jesu von den Phasen und Formen der Wiederkunft verstehen. Sie sprechen alle von der Wiederkunft, aber die Wiederkunft Christi ist eben ein mehrschichtiges Ereignis. Es ist ein Ereignis, das sich in bestimmten Phasen vollzieht. Wenn es heißt: „Ihr werdet noch nicht fertig sein mit den Städten Israels, bis der Menschensohn kommt“, so muß man sagen, das „Kommen“ des Menschensohnes kann sich in mannigfacher Weise ereignen, z.B. in der Zerstörung Jerusalems. Auch das ist ein Kommen des Menschensohnes, denn da ergeht ja das Gericht über diese Stadt, und der Menschensohn ist der Gerichtsherr. Das Kommen des Menschensohnes kann sich auch ereignen in machtvollen Zeichen, die, wie wir wissen, die Verkündigung des Evangeliums in der Urzeit begleitet haben. Der Menschensohn ist mit Macht und Kraft begabt. Oder

wenn er sagt: „Einige von denen, die hier stehen, werden den Tod nicht kosten, bis sie den Menschensohn in seinem Reiche kommen sehen.“ Diese Redeweise läßt sich zwanglos auf die Verklärung deuten. Auch da ist der Herr mit seinem Reiche gekommen, da hat sich der Vater zu ihm bekannt. Oder von der Auferstehung. Auch da ist der Herr mit seinem Reiche gekommen, als er die Todesbande zerbrach. Und wenn er sagt: „Das alles wird über dieses Geschlecht kommen“, dann ist das ganz eindeutig die Zerstörung Jerusalems, denn die Zeitgenossen Jesu haben ja zum großen Teil dieses Ereignis noch miterlebt. Oder wenn er sagt: „Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis alles dies geschieht.“ Jawohl, diese Weissagung von der Zerstörung Jerusalems hat sich erfüllt zu einem Zeitpunkt, als die Zeitgenossen Jesu noch zum großen Teil am Leben waren. Und wenn er vor den Hohenpriestern und vor dem Hohen Rat sagt: „Ihr werdet den Menschensohn kommen sehen“, dann geht das nicht nur auf die vor ihm sitzenden Mitglieder des Hohen Rates, sondern auch auf das jüdische Volk, das diese Männer vertraten. Sie waren ja die Repräsentanten des Volkes. Ihr, d.h. ihr Repräsentanten des Volkes, ihr werdet das sehen, und damit ist gemeint, es wird dieses Volk einmal die Wiederkunft des Herrn erleben, und dann werdet ihr die Umkehr der Verhältnisse, die jetzt bestehen, vor Augen geführt bekommen.

Selbstverständlich haben die Jünger immer auf die Wiederkunft des Herrn gehofft. Das mußten sie, sonst wären sie seiner Verheißung untreu geworden. Sie haben mit großer Inbrunst gehofft. Es hat auch Zeiten gegeben, in denen diese Hoffnung besonders innig war, z.B. im Jahre 1000, als das erste Jahrtausend zu Ende ging. Da waren viele der Meinung: Jetzt könnte der Herr kommen, jetzt könnte die Stunde sein. Und so hat man immer wieder in besonders erregten oder besonders bedrückten Zeiten gemeint, jetzt werde der Herr kommen. Aber es gilt auch hier das Wort: Die Stunde der Wiederkunft ist nur dem Vater im Himmel bekannt. Der am häufigsten darüber spricht, ist der Apostel Paulus. Auch er hat gehofft, die Wiederkunft Christi zu erleben. In seinem 2. Korintherbrief vergleicht er diejenigen, die schon gestorben sind, mit denen, die noch leben, die verstorbenen Christen und die lebenden Christen. Und er möchte am liebsten bei den Lebenden sein, wenn der Herr kommt, er möchte noch nicht gestorben sein, er möchte bloß verwandelt werden. Die Toten werden auferweckt und dann verwandelt werden, aber wir, die Lebenden, sagt er, die wir hoffen, daß der Herr noch zu unseren Lebzeiten kommt, wir werden eben nicht sterben, sondern nur verwandelt werden. So ist es seine Hoffnung. Besonders deutlich hat er in den beiden Briefen an die Thessalonicher gesprochen. Die Thessalonicher fragten ihn: Was wird denn eigentlich mit unseren Verstorbenen, werden sie nicht benachteiligt, wenn der Herr jetzt kommen sollte? Darauf antwortet der Apostel Paulus: „Meine Brüder, wir wollen euch nicht in Ungewißheit lassen über die Entschlafenen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben. Wenn Jesus, wie wir glauben, gestorben und auferstanden ist, so wird Gott auch die Entschlafenen durch Jesus herbeiführen mit ihm. Denn das sagen wir euch als ein Wort des Herrn: Wir, die wir bei seiner erhofften Wiederkunft noch leben und übrigbleiben bis zur Ankunft des Herrn, wir werden den Entschlafenen nicht zuvorkommen, denn der Herr selbst wird, wenn der Befehl dazu ergeht, vom Himmel herabkommen, und die Toten, die in Christus ruhen, werden zuerst auferstehen. So tröstet einander mit diesen Worten!“ Nun hatten die Thessalonicher offenbar aus den Worten und aus dem Brief des Paulus herausgelesen, daß die Ankunft des Herrn nahe bevorsteht. Manche gaben ihren Beruf auf und machten sich nur bereit, auf die Wiederkunft des Herrn zu warten. Dagegen mußte Paulus sich in seinem zweiten Brief an die Thessalonicher wenden: „Liebe Brüder, wegen der Ankunft unseres Herrn Jesus Christus und unserer Vereinigung mit ihm bitten wir euch: Laßt euch nicht so leicht die Besonnenheit rauben und aus der Fassung bringen, weder durch eine angebliche Geistesoffenbarung noch durch solch ein Wort oder einen Brief unter unserem Namen, als ob der Tag des Herrn schon angekommen sei. Laßt euch von niemand in irgendeiner Weise täuschen! Zuvor muß der Abfall kommen und der Mensch der Sünde geoffenbart werden, der Sohn des Verderbens, der sich erhebt über alles, was Gott und heilig heißt, der sich selbst in den Tempel Gottes setzt und sich für Gott ausgibt.“

Paulus sagt, die Ankunft des Herrn kann deshalb noch nicht geschehen, weil die Vorzeichen noch nicht vorhanden sind. Es gibt Vorzeichen der Ankunft - der große Abfall muß kommen, der Mensch des Verderbens, der Widersacher muß sich offenbaren. Im Römerbrief nennt Paulus noch ein anderes

Vorzeichen, nämlich daß Israel sich bekehrt. Bevor diese Vorzeichen in Erfüllung gegangen sind, ist mit dem Kommen des Herrn nicht zu rechnen.

Freilich ist es schwer zu sagen, wie weit diese Vorzeichen erfüllt sein müssen, so daß also auch hier noch eine Ungewißheit bleibt. Aber immerhin, ich wiederhole das Wort, das ich am vergangenen Sonntag gesagt habe: Was jederzeit eintreten kann, ist immer nahe. Und deswegen fordert Paulus, fordern seine Mitapostel die Gläubigen auf, immer wachsam zu sein, nicht im Schlummer und in Gelagen sich der Welt hinzugeben, sondern in Zurückhaltung und in Abstand von der Welt auf den Herrn zu harren. Es ist höchste Zeit, ja, sagt Johannes: „Es ist letzte Stunde!“ Die Zeit, die mit dem Kommen des Herrn begonnen hat, ist eben die letzte Zeit. Wie lange sie währt, das ist unserer Kenntnis entzogen. Und der Apostel Petrus warnt davor, das irdische Zeitmaß auf Gott zu übertragen. „Vor Gott“, sagt er, „sind tausend Jahre wie ein Tag.“ Er hat andere Zeitmaße. Und auch das letzte Buch der Bibel, die Apokalypse, die Geheime Offenbarung des Johannes, sagt immer wieder: Der Herr ist nahe. Natürlich ist er nahe, weil er jederzeit kommen kann. Es ist das also eine Aufforderung zur Wachheit, ein Appell an die Menschen, auf den Herrn zu harren, sich nicht an die Welt zu verlieren, sondern in Hoffnung seinem Erscheinen entgegenzugehen.

Das muß also auch die Gesinnung sein, meine lieben Freunde, in der wir die letzten Dinge erwarten. Sie können jederzeit eintreten, und manchem von uns dünkt es manchmal, ob nicht doch vielleicht schon die letzte, die allerletzte Stunde ist. Wenn wir an den Massenabfall denken, den wir beobachten, dann könnte man meinen, es sei allerletzte Stunde und der Herr werde bald kommen. Wie immer es sein mag, das Kommen des Herrn vollzieht sich in verschiedenen Phasen. Auch unser Tod ist ja eine Art Parusie. Da wird die Parusie auch von uns erlebt; da erscheint der Herr uns im Tode und im Gericht. Auch das ist eine Art Parusie, eine Art Ankunft des Herrn, freilich nicht die, welche die Welt verwandelt, aber für uns ist es immerhin eine Vorwegnahme der endzeitlichen Parusie.

So laßt uns, meine lieben Freunde, ohne Verwirrung des Geistes, ohne Überspanntheit, aber auch ohne Verzagtheit auf den Tag des Herrn warten, der die große Verwandlung bringen wird.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Wiederkunft des Herrn (3)

(Über die Drangsale vor der Wiederkunft des Herrn)

27.01.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Herr wird wiederkommen in Macht und Herrlichkeit. Die Stunde seines Kommens ist unbekannt. Sein Kommen selbst ist gewiß. Um die Wachheit der Seinen immer wieder zu fördern, hat der Herr Vorzeichen seiner Ankunft festgelegt. Wir wollen heute und am kommenden Sonntag über die Vorzeichen der Ankunft Christi nachdenken.

Eines der grauenhaftesten Vorzeichen ist das Auftreten des Gegen-Christus, das Erscheinen des Widersachers. Dieser Widersacher ist sowohl vom Herrn als auch von seinen Aposteln Paulus und Johannes eingehend beschrieben worden. Im 13. Kapitel des Markusevangeliums ist von ihm eingehend die Rede. „Welches wird das Zeichen sein“, fragen die Jünger, „wann dies alles in Erfüllung gehen wird?“ Jesus antwortete ihnen: „Sehet zu, daß euch niemand verführe! Denn viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen: 'Ich bin es', und sie werden viele verführen. Sehet euch vor, denn sie werden euch den Gerichten ausliefern, und in den Synagogen werdet ihr gezeißelt und vor Statthalter und Könige gestellt werden um meinetwillen, ihnen zum Zeugnis. Es wird der Bruder den Bruder in den Tod liefern und der Vater das Kind. Die Kinder werden sich auflehnen gegen die Eltern und sie in den Tod bringen; und ihr werdet allen verhaßt sein um meines Namens willen. Wenn ihr nun die grauenhafte Verwüstung dort seht, wo sie nicht herrschen soll, dann fliehe, wer in der Ebene ist, auf die Berge. Wenn jemand auch sagt: 'Siehe, hier ist der Messias, siehe dort', so glaubt es nicht. Denn es werden falsche Messiasse und falsche Propheten auftreten und Zeichen und Wunder wirken, um, wenn es möglich ist, auch die Auserwählten in Irrtum zu führen. Sehet euch vor! Ich habe euch alles vorhergesagt.“

Hier ist die Rede von den Anstrengungen, die Satan in den letzten Zeiten unternimmt, um den Christusgläubigen zu schaden. Der erste Angriff - aber nicht der gefährlichste - richtet sich gegen Freiheit und Leben der Christusgläubigen. Weil die Christusgläubigen Menschen sind, für die die Erde nicht das Letzte und Endgültige ist, ergrimmen die Weltgläubigen gegen sie und suchen sie als Unruhestifter zu vernichten. Denn die Christen verbreiten Unruhe, weil sie nämlich verkünden, daß man sich auf eine jenseitige Welt ausrichten muß, und das stört die Weltgläubigen, die nur diese Welt, diese autonome Welt, kennen. So gehen sie gegen die Christusgläubigen vor, um sie zum Schweigen zu bringen, ja, um sie durch Tod zum Schweigen zu bringen.

Die Verfolgung richtet sich sodann gegen den Glauben. Das ist die schlimmere Verfolgung, daß nicht nur Leben und Freiheit der Christusgläubigen gefährdet sind, sondern ihr Glaube. Diese Verführung, der viele Christusgläubige erliegen, geschieht dadurch, daß falsche Christusse auftreten. Es sind also Menschen zu erwarten, die nicht etwa die Religion abschaffen wollen, sondern die die Religion verderben, indem sie das religiöse Bedürfnis des Menschen auf sich selbst lenken. Sie wissen, daß der Mensch anbeten muß. Wenn er nicht den wahren Gott anbetet, dann eben Götzen. Und so lenken sie die tiefinnerliche Anlage des Menschen zur Anbetung auf sich selbst. In einer höllischen Verkehrung beten die Menschen, die den Drohungen der falschen Messiasse erliegen, nicht Gott und seinen Christus an, sondern die Falschmessiasse. Weil sie mit ihrem glänzenden Auftreten, mit ihren Erfolgen, mit ihrer Kulturleistung die Menschen begeistern und für sich gewinnen, ist der Abfall bei vielen zu gewärtigen.

Die schlimmste Verkehrung besteht darin, daß der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte beobachtet wird. Der Heiland greift hier eine Tatsache auf, die sich im Jahre 168 v. Chr. ereignet hat. Damals hat der König Epiphanes - Antiochus Epiphanes IV. - im Tempel von Jerusalem eine Statue des Zeus, also eines römischen Gottes, aufstellen lassen. Das ist der Greuel der Verwüstung, der damals geschehen ist. Aber er wird sich wiederholen in einer furchtbaren Weise, wenn die letzten Zeiten hereinbrechen. Denn dann wird die Gottesverehrung vom wahren Gott auf Götzen abgelenkt sein. Die Menschen werden Götzen anbeten, sei es die Macht oder den Genuß oder die Technik oder das Imperium eines gewaltigen Herrschers. In jedem Falle werden sie ihre numinose Neigung dadurch zu befriedigen suchen, daß sie etwas anbeten, was man nicht anbeten darf, und indem sie dem wahren Gott die Anbetung versagen. Aber der Teufel, der ja hinter diesen Unternehmungen steckt, beschleunigt zugleich den Gang der Geschichte. Denn jede Mordtat macht die Zahl der Blutzengen voll. Jede grauenhafte Unterdrückung bringt das Ende näher. Und jede Not der Verfolgten ruft den Arm des Herrn herbei.

Der Apostel Paulus spricht im 2. Brief an die Thessalonicher davon, daß zuerst der Abfall kommen muß und der Mensch der Sünde geoffenbart werden muß, der Sohn des Verderbens, der Widersacher, der sich über alles erhebt, was Gott und Heiligtum heißt, der sich selbst in den Tempel Gottes setzt und sich für Gott ausgibt. Hier sehen wir, wie der Apostel die Verkündigung des Heilandes aufgreift. Der Widersacher weiß um die numinose Veranlagung des Menschen. Er weiß, daß der Mensch auf Gott hin geschaffen ist; deswegen schafft er die Religion nicht ab, sondern er verderbt sie, er schafft eine Pseudoreligion, und sich selbst als den Gegenstand der Anbetung ausgebend, weiß er sich im Heiligtum den Platz zu verschaffen, der nur Gott zukommen darf.

Der Böse ist nach dem Apostel Paulus schon am Werk. „Ihr wißt auch, was ihn aufhält, bis er offenbar werden soll zu seiner Zeit; denn das Geheimnis der Bosheit ist schon am Werke. Nur muß erst der aus dem Wege geräumt werden, der es bis jetzt aufhält.“ Also schon zu seiner Zeit, in dem Widerstand, den die christliche Botschaft vor 2000 Jahren fand, sieht Paulus den Widersacher am Werk. Aber es ist etwas, was ihn noch aufhält. Die christlichen Denker haben immer wieder versucht, das Geheimnis zu durchdringen, was das sein könnte, was das Offenbarwerden des Widersachers noch aufhält. Man dachte trotz seines heidnischen Charakters an das Römische Reich, das eine große Ordnungsmacht war und wenigstens eine Notordnung gewährleistet hat. Später im Mittelalter dachte man an das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Die deutschen Könige und Kaiser waren in Mitteleuropa und darüber hinaus Förderer des Christentums, allen unseligen Kämpfen mit dem Papst zum Trotz. Sie haben nach der Meinung damaliger Theologen das triumphale Auftreten des Widersachers verhindert. Andere Theologen denken an Engel, vor allem an den Erzengel Michael. In jedem Falle wird eine Stunde kommen, in der jener Gottlose offenbar werden wird. Ihn wird der Herr Jesus töten mit dem Hauche seines Mundes und vernichten durch den Glanz seiner Wiederkunft. Aber so weit ist es noch nicht. „Sein Auftreten geschieht mit Teufelskraft unter allen möglichen Trugzeichen und Lügenwundern und mit allerlei Verführung zur Bosheit bei denen, welche verlorengehen, weil sie die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen haben, um gerettet zu werden. Darum wird Gott ihnen einen starken Irrwahn schicken, daß sie der Lüge glauben.“

Zwei Mittel hat der Widersacher zur Verfügung, um sein Gegenreich zu errichten, Lüge und Gewalt. Mit der Lüge verführt er die Menschen, und im Dienst der Lüge steht auch seine Macht, mit der er Schawunder, Scheinwunder wirkt, Blitze vom Himmel fallen läßt. Die Gläubigen leiden wehrlos und hilflos. Alle Macht und alle Kraft und alle Gewalt scheint bei dem Widersacher zu sein. Es kommt zum Abfall vieler, das ist uns vorausgesagt. Und die Verführung wird so groß sein, daß nur ein Rest übrig bleibt. Nur ein Rest. Die Masse wird der Verführung erliegen. Das ist die Aussicht, meine lieben Freunde, die uns die Heilige Schrift für das näherkommende Ende eröffnet.

Am deutlichsten freilich und am ausführlichsten hat sich der Apostel Johannes über den Widersacher ausgesprochen. Er nennt ihn den Antichrist, d.h. den Gegenchristus. Das Wesen des Gegenchristus besteht darin, daß er leugnet, daß Jesus von Nazareth der Gesalbte, der Messias, der Christus ist. „Wer anders ist der Lügner als der, welcher leugnet, daß Jesus der Christus ist? Das ist der Antichrist, der den Vater und den Sohn leugnet.“ Der Antichrist gibt sich selber als den Christus aus. Im 13. Kapitel der Apokalypse wird sein Erscheinen geschildert. Er steigt aus dem Meere auf. Das Meer

ist ein Bild, ein Symbol für die furchtbare, unheimliche Gewalt, die den Menschen bedroht. „Ein Tier steigt aus dem Meere auf mit zehn Hörnern und sieben Häuptern und zehn Kronen auf den Hörnern.“ Hörner und Kronen sind Zeichen der Macht, der Gewalt, des Machthungers und der Gewalttätigkeit. „Auf den Häuptern standen gotteslästerliche Namen.“ Ähnlich wie auf dem Stirnschild des Hohenpriesters der Name Gottes stand, so stehen auf den Häuptern dieser Bestie, gotteslästerliche Namen. Und so ist das Tier mit keinem Tier vergleichbar, das wir in der Wirklichkeit kennen. „Es glich einem Panther, seine Füße waren wie Bärenfüße, der Rachen wie ein Löwenmaul.“ Indem also das Tier symbolisch Merkmale von vielen Tieren an sich trägt, wird sein untermenschlicher Charakter und seine übermenschliche Kraft dargestellt. „Diesem verlieh der Drache seine Kraft, seinen Thron und gewaltige Macht.“ Der Drache ist ein Bild des Satans. Satan macht diesen Machtträger zu seinem Vasallen. Er übergibt ihm seine Macht und überträgt ihm seine Kraft.

Aber nicht nur das. Auch er bedient sich der Täuschung und der Lüge. „Ich sah eines von seinen Häuptern wie zum Tode verwundet, aber seine Todeswunde wurde geheilt.“ Was tut dieses Tier? Es öffnet Christus nach. Ähnlich wie Christus zu Tode verwundet war und wieder lebendig wurde, so gibt sich das Tier aus als Erlöser, das sich für die Menschen hat zum Tode bringen lassen und wieder lebendig geworden ist. Deswegen: „Die ganze Welt staunte über das Tier.“ Ja, das Staunen über seine Macht und über seine Wirksamkeit wird so groß, daß die Menschen das Tier anbeten. In einer furchtbaren Verkehrung wird die Anbetung vom wahren Gott auf den Götzen, auf den aus dem Meere aufsteigenden Götzen, abgelenkt. Furchtbar hallt durch die Welt der Lobgesang: „Wer ist dem Tiere gleich, wer kann mit ihm kämpfen?“ Und diesem Tiere wurde die Macht gegeben, „die Heiligen zu bekriegen und“ - man hält es nicht für möglich - „zu besiegen. Auch bekam es Macht über alle Stämme und Völker und Sprachen und Länder. So werden es denn anbeten alle Weltbewohner, deren Namen nicht seit der Grundlegung der Welt im Lebensbuch des geschlachteten Lammes geschrieben stehen.“ Auch hier wieder wird ein Riesenerfolg des Verführers vorhergesagt, auch hier wird Massenabfall angekündigt; und natürlich auch Verfolgung. „Wer in Gefangenschaft führte, wird selbst in Gefangenschaft gehen. Wer mit dem Schwerte tötet, muß durch das Schwert fallen. Hier gilt es für die Heiligen, Geduld und Glauben zu bewahren.“

Zu diesem ersten Tier mit gewaltiger Macht und Kraft kommt ein zweites. „Ich sah auch ein anderes Tier sich erheben von der Erde. Das hatte zwei Hörner wie ein Lamm und redete wie ein Drache.“ Das Wesen dieses zweiten Tieres ist die Lüge. Es sieht ganz anders aus, als es in Wirklichkeit ist. Es sieht aus wie ein Lamm, und wenn es den Mund auftut, dann sprüht es Gift und Verderben wie der Teufel selbst, wie ein Drache. Es ist der Gegensatz zwischen Sein und Schein, der dieses Tier kennzeichnet. Und was tut dieses Tier? Es verhält sich wie ein Prophet, wie ein Theologe. Nämlich: „Die ganze Gewalt des ersten Tieres übt es unter dessen Augen aus und bewirkt, daß die Erde und ihre Bewohner das erste Tier anbeten, dessen Todeswunde geheilt ward.“ Also dieser Pseudoprophet, dieser Pseudotheologe, sorgt dafür, daß die Verehrung und Anbetung der Menschen abgelenkt wird von Gott und seinem Christus und auf das Tier hingelenkt wird. Und zur Unterstützung seiner Tätigkeit wirkt es große Wunder. Sogar Feuer läßt es vom Himmel fallen vor den Menschen. „Und durch die Zeichen, die es vor dem Tiere zu wirken Macht hatte, verführte es die Bewohner der Erde.“ Und wozu verführt es die Bewohner der Erde? „Ein Bild des Tieres zu machen, das lebte trotz der Schwertwunde, die es hatte.“ Ein Kultbild, ein Verehrungsbild, ein Anbetungsbild wird von dem Tiere aufgestellt, damit die Menschen auch einen Gegenstand haben, zu dem sie sich anbetend wenden können. Und dieses Anbetungsbild, dieses Kultbild, ist niemand anderes als ein Abbild des ersten Tieres, des Antichristen, des Widersachers. Und wehe dem, der dieses Bild nicht anbetet! „Es empfing die Macht, dem Bilde des Tieres Leben zu geben, so daß es redete und den Tod aller bewirkte, die das Bild des Tieres nicht anbeteten.“ Wer sich also der Anbetung versagt, der wird getötet. „Alle Anbeter des Tieres, große und kleine, reiche und arme, Freie und Sklaven, bringen ein Zeichen an ihrer rechten Hand oder auf der Stirn an. Und wer dieses Zeichen nicht hat, von dem gilt: Niemand kann kaufen oder verkaufen, der nicht den Namen oder das Zeichen des Tieres trägt.“ Also wirtschaftlicher Boykott! Wer sich nicht zu dem Tiere bekennt, der wird boykottiert, der ist vom Erwerb, vom Handelsverkehr, vom Kaufen und Verkaufen, ausgeschlossen. Wirtschaftlicher Boykott und Gewalt, das trifft diejenigen, die sich nicht zu dem Tiere bekennen wollen.



Diese grauenhaften Bilder, meine lieben Freunde, die uns die Heilige Schrift übermittelt, können uns die Wachheit auf das Kommen des Herrn vermitteln. Immer natürlich ist etwas vom Bösen am Werk. Der Antichrist hat Wegbereiter, Bahnbrecher, Vorreiter. Gewaltige antichristliche Mächte, auch Persönlichkeiten, mögen als Vorläufer des Antichristen gelten. Aber einmal, vermutlich, wenn eben die Weltherrschaft in der Hand eines Systems oder auch eines Mannes vereinigt werden kann, einmal wird der letzte dieser gottfeindlichen Herrscher auftreten, und das wird der Antichrist sein. Die Prophezeiung verliert nicht dadurch ihren Wert, daß wir bei geschichtlichen Mächten und Personen nicht genau angeben können: Ja, ist das der Antichrist, oder ist er es nicht? Denn alle diese Vorläufer des Antichristen sind geeignet, uns in der Wachheit und Nüchternheit unseres Herzens zu erhalten. Wir müssen bei jedem gigantischen Feind Gottes und Christi damit rechnen, daß er der Antichrist ist. Freilich wird man mit letzter Gewißheit erst nach dem Auftreten des letzten, nämlich des wirklichen Antichristen wissen, daß er es gewesen ist. Heute kann ja eine Steigerung der Tücke und des Hasses die andere ablösen. Wir wissen nicht, was noch für grauenhafte Möglichkeiten in der Geschichte beschlossen sind. Aber einmal wird die letzte Stunde sein. Das wird dann sein, meine lieben Freunde, wenn die Bosheit den Gipfel erreicht hat, wenn die Verführung und der Terror unerträglich geworden sind, wenn der Antichrist zu seinem höchsten Triumph ansetzt, wenn die Zahl der Opfer voll ist, wenn die Zahl der Martyrer voll ist, wenn die Massen abgefallen sind, wenn nur noch ein Rest den Glauben bewahrt. Dann wird der Herr kommen. Jede Niederlage der Gläubigen beschleunigt in diesem Sinne das Kommen Jesu. Jede Todeswunde, die einem Bekenner beigebracht wird, ruft die Rettung, die endgültige Rettung des Herrn herbei.

In diesem Sinne wollen wir uns wachhalten, wollen wir auf den Herrn warten, sein Kommen erleben und unsere Herzen zurüsten, damit der Herr, wenn er kommt, uns wachend antrifft.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Wiederkunft des Herrn (4)

(Über die Vorzeichen der Wiederkunft des Herrn)

03.02.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Wiederkunft Jesu gehen Vorzeichen voraus. Wir haben am vergangenen Sonntag zwei dieser Vorzeichen kennengelernt, nämlich die Drangsale, die über die Kirche kommen, und das Erscheinen des Antichristen. Es bleiben uns heute drei weitere Vorzeichen zu bedenken. Es sind die folgenden:

1. die Verkündigung des Evangeliums auf der ganzen Erde,
2. die Bekehrung des jüdischen Volkes und
3. das Chaos in der Welt.

Das erste Vorzeichen ist die Verkündigung des Evangeliums auf der ganzen Erde. Christus wird nicht eher kommen, als bis die ganze Öffentlichkeit der Erde das Evangelium vernommen hat. Es muß allen Völkern gepredigt werden. Es wird also, wenn der Herr kommt, nur Freunde oder Feinde geben. Die einen werden ihn begrüßen als den König, der endlich die Seinen rettet, die anderen werden in ihm den Gegner sehen, der ihre mit Lüge und Gewalt aufgerichtete Macht beenden wird.

Das Evangelium muß allen Völkern verkündigt werden, d.h. nicht jedem einzelnen. In den Völkern muß die Botschaft kundgeworden sein, denn der einzelne vernimmt sie durch das Volk, in der Gemeinschaft des Volkes und in der Verbindung mit seinem Volk. Es ist also nicht erforderlich, damit diese Verheißung erfüllt ist, daß jeder einzelne diese Botschaft vernommen hat. Wir wissen freilich nicht, wie groß und wie geformt eine Gemeinschaft sein muß, damit das von Christus gebrauchte Wort „Volk“ erfüllt ist. Ob es nur die entscheidenden Völker dieser Erde sind oder ob jede Menschengruppe innerhalb eines großen Volkes von dieser Botschaft Kenntnis erlangt haben muß, ist uns nicht geoffenbart. Wir wissen nur soviel: Christus kommt nicht eher, als bis die ganze Öffentlichkeit der Erde seine Botschaft in irgendeiner Weise vernommen hat. Es ist auch nicht gesagt, daß, wenn dieser Zustand eingetreten ist, sofort die Wiederkunft geschieht. Wir wissen nicht, wieviel Zeit noch verstreichen kann zwischen der Verkündigung des Evangeliums auf der ganzen Erde und der Wiederkunft Christi. Deswegen läßt sich auch nicht mit völliger Gewißheit sagen, ob dieser Zustand jetzt schon erreicht ist. In einem gewissen Sinne kann man ja sagen, daß das Evangelium heute die ganze bewohnte Erde erreicht hat. Aber ob die Völker, die von der Botschaft des Evangeliums erfahren haben, den Begriff Volk erfüllen, wie ihn unser Herr und Heiland meint, das ist uns nicht geoffenbart.

Das zweite Vorzeichen ist die Bekehrung des jüdischen Volkes. Wenn man das jüdische Volk und seine Geschichte betrachtet, dann erkennt man, daß man es nicht mit den Maßen messen kann, mit denen man sonst die Völker und ihre Geschichte mißt. Dieses Volk ist ein einzigartiges Volk, zerstreut auf der ganzen Erde, zerteilt unter alle Völker und doch nicht aufgehend in diesen Völkern, vielmehr seine Eigenart bewahrend unter diesen Völkern; ein Volk, ständig bedroht und bedrängt, und doch nicht ausgelöscht. Das Volk Israel kann man nicht mit politischen Kategorien beurteilen, es kann nur mit theologischen Maßstäben gemessen werden.

Das Volk Israel war das auserwählte Volk. Gott hat es vor Jahrtausenden erlesen, um das Kommen des Erlösers vorzubereiten. Und als er dann kam, hat er einer Jungfrau aus diesem Volke die Gnade gewährt, den zu gebären, der sein Volk und alle Völker erlösen sollte. Es ließ sich zunächst nicht schlecht an. Jesus hatte große Erfolge mit seiner Predigt und mit seiner Wundertätigkeit errungen, die Massen hingen an ihm. Freilich haben sie den Kern seiner Botschaft nicht erfaßt. Sie haben seine Ver-

heißungen auf das Politische abgedrängt und waren für den religiösen Anspruch seiner Verkündigung wenig empfänglich. Dennoch hörten sie ihn gern. Es war, wie die Führer des Volkes meinten, ein Erfolg seiner Predigt, daß das ganze Volk ihm nachlief, so daß die Führer es mit der Angst zu tun bekamen, daß er nämlich ihnen den Rang ablaufen könnte. Deswegen faßten sie den Plan, sein Ansehen zu untergraben und ihn zu beseitigen. In verschiedenen Ansätzen haben sie versucht, Jesus um seinen Nimbus zu bringen und schließlich dem Tode zu überliefern. Freilich mußte erst ein Umschwung der öffentlichen Meinung herbeigeführt werden. Man kann sich vorstellen, wie die Hetzer und Wühler gearbeitet haben, um Jesus in Mißkredit zu bringen. Der entscheidende Tag war dann jener, als Jesus gefangengenommen worden war und Pilatus in seiner Unsicherheit dem Volke einen stadtbekanntem Mörder, den Barabas, und Jesus zur Wahl stellte, wen es frei haben wollte. Und Barabas war offensichtlich eine populäre Figur. Das Volk entschied sich für diesen Mörder. Und so wurde Jesus zu Tode gebracht. „Nicht diesen, sondern Barabas gib uns frei!“ Damit hat das Volk - jedenfalls das beteiligte Volk - dem Tun seiner Führer zugestimmt, damit hat es die Schuld des Gottesmordes auf sich geladen. Da hat es das furchtbare Wort gesprochen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Und dieser Fluch, der seitdem über dem Volke ruht, ist in der Geschichte immer wieder zu beobachten. Ein Volk, das nicht leben, aber auch nicht sterben kann; ein Volk, das immer verfolgt ist, und sich doch immer wieder aufrichtet. Paulus, der ja selbst ein Jude war, hat unter dem Schicksal seines Volkes auf das schmerzlichste gelitten. Aber er wußte, daß dieser Fluch einmal zu Ende gehen würde. Zunächst weist er - im Römerbrief - darauf hin, daß nicht das ganze Volk verworfen wurde. Es blieb ein Rest, ein heiliger Rest. Er selber ist das beste Beispiel dafür, daß es eben Angehörige des israelitischen Volkes gab, die die Botschaft Jesu gehört und angenommen haben. Aus dem alten Gottesvolke wuchs ein Wurzelschoß, und dieser Wurzelschoß waren die bekehrten Juden. Die Apostel waren alle aus dem jüdischen Volke hervorgegangen. „Und dieser Wurzelschoß wächst empor, und auf ihn“ - Paulus spricht wie ein Gärtner - „werden aufgepropft die Heiden als die neuen Zweige.“ Also das Gottesvolk aus Juden und Heiden hat eine Wurzel, und das sind die Juden. Aber es hat viele Zweige wie ein gewaltiger Ölbaum, und das sind die Heiden, die sich zum Heiland bekehren.

Das ist also die erste trostreiche Wahrheit, die uns Paulus über sein Volk vermittelt. Nicht das ganze Volk ist verworfen, sondern ein heiliger Rest bleibt. Aber dann hat er eine weitere Hoffnung: „Wenn die Vollzahl der Heiden eingegangen ist in die Kirche, dann wird sich auch Israel bekehren.“ Einmal wird die Binde über den Augen des Herzens dieses Volkes hinweggenommen werden, und dann wird es seinen Erlöser erkennen, dann wird sich das erfüllen, was die Kirche immer wieder in der heiligen Messe betet und was zurückgeht auf ein Wort des Heilandes: „Jerusalem, Jerusalem, du steinigst die Propheten und tötest, die zu dir gesandt sind. Dein Haus wird dir öde gelassen werden, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, bis ihr rufen werdet: 'Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!', „Diesen Ruf spricht die Kirche in jeder heiligen Messe aus, nämlich im Sanktus. „Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Und dieser Ruf ist zugleich ein Hoffnungsruf für Israel. Einmal wird Israel, wenn der Fluch von ihm genommen ist und der Segen Gottes über ihm wirksam ist, wenn die Verheißungen Gottes sich auch an ihm erfüllen, in diesen Ruf einstimmen und sagen: „Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Eher wird die Wiederkunft Christi nicht geschehen.

Allerdings bleiben auch hier Unsicherheiten. Wir wissen nicht, wie viele Juden sich bekehren müssen, damit man sagen kann, das Volk hat sich bekehrt. Ob es nur gewisse hervorragende Personen sind - zur Zeit Pius' XII. trat der Oberrabbiner von Rom zum katholischen Glauben über - oder ob es weitere Kreise sein müssen. Wir wissen es nicht. Und deswegen bleibt auch über dieser Weissagung ein Geheimnis, ist auch dieses Vorzeichen nicht mit einer letzten Stufe der Sicherheit ausgestattet.

Das dritte Vorzeichen ist das Chaos in der Welt. Wir haben am vergangenen Sonntag vom Antichristen gesprochen. Er richtet seine Ordnung - oder besser seine Pseudoordnung - auf, er schafft eine politische, wirtschaftliche, religiöse Einheit, und die Masse der Menschen stimmt ein in den Ruf: „Ein Staat, eine Wirtschaft, eine Religion!“ Aber diese Pseudoordnung, die der Antichrist aufrichtet, dient nicht dem Heile der Welt, sondern ihrem Unheil. Er ist ja der Machtträger des Satans, also des Weltverderbers. Deswegen bringt er nicht das Paradies für die Welt, sondern wird zu ihrem Totengräber. Er ruft die Chaosmächte gegen die Christen auf und verfolgt die Kirche. Aber diese Chaosmächte

wenden sich auch gegen ihn und seine Anhänger. Die Zerstörung, die er hervorruft, ergreift die ganze Erde und darüberhinaus die ganze Welt.

Die Chaosmächte sind zweifacher Natur. Sie sind einmal geschichtshaft und zum anderen naturhaft. Die geschichtshaften Unheilsträger werden von dem Apokalyptiker Johannes in dem Symbol der vier apokalyptischen Reiter geschildert. Der erste Reiter sitzt auf einem weißen Pferd. Er reitet von Sieg zu Sieg; er ist das Symbol des Imperialismus und des Militarismus. Er unterwirft die ganze Welt aus Herrschaftslust und bringt die Völker unter seine Knute. Der zweite Reiter sitzt auf einem feuerroten Roß. Er ist derjenige, der die Menschen zum gegenseitigen Haß animiert. Die Menschen entbrennen in Wut gegeneinander. Jeder gegen jeden, Krieg aller gegen alle, Bürgerkriege, Zerfleischung der Menschen in inneren Streitigkeiten. Der dritte Reiter sitzt auf einem schwarzen Pferd. Er ist derjenige, der Teuerung und Hunger bringt. Die Menschen haben nichts mehr, womit sie sich nähren könnten. In ihrer Verzweiflung werden sie Dinge zu sich nehmen, die für die Nahrung gar nicht geeignet sind. Und schließlich der letzte und furchtbarste Reiter. Er sitzt auf einem fahlen, gelblich-grünen Roß. Es ist der Tod. Ein Viertel der ganzen Erde fällt unter seinen Streichen. Das sind die geschichtshaften Unheilsmächte, die vom Antichristen in Bewegung gesetzt werden, hinter dem letztlich der Satan steckt.

Dazu kommen die naturhaften Unheilsmächte. Gewaltige Zeichen auf der Erde und im Weltall ereignen sich. Die Sterne stürzen vom Himmel, das Meer verfärbt sich und erhebt ein gewaltiges Rauschen, Stürme toben, Erdbeben erschüttern den Boden. Ein furchtbares Chaos setzt auf der Erde ein. Und was das Schlimmste ist: Es werden von diesen naturhaften Unheilsmächten auch die Bäume betroffen. „Und die Bäume wurden versengt, und alles grüne Gras verbrannte.“ Bäume und Gras, das ist Leben, das ist Hoffnung auf Leben. Und wenn das alles vernichtet wird, dann ist der Tod besiegelt. Denn ohne Bäume und ohne Gras und ohne Pflanzen kann der Mensch nicht existieren. Die Menschen werden ob dieser Unheilsmächte vergehen. „Und die Könige der Erde, die Fürsten und Befehlshaber, die Reichen und die Mächtigen, die Sklaven und die Freien versteckten sich in den Höhlen und Felsklüften der Berge. Und sie sagten zu den Bergen und den Felsen: 'Fallet über uns und verberget uns vor dem Angesichte dessen, der auf dem Throne sitzt und vor dem Zorne des Lammes. Denn gekommen ist der große Tag ihres Zornes, und wer kann da bestehen?' „ Jetzt ist es mit ihrer Selbstsicherheit dahin, jetzt suchen sie sich zu verbergen. Aber niemand entgeht dem Zorngerichte Gottes.

Wer dieses Unheil herausführt, ist der Antichrist, und er ist der Dienstmann Satans. Aber auch Satan steht ja letztlich wieder im Dienste Gottes, und Gott bezweckt mit diesen Plagen die Bekehrung der Menschen. Er versucht ein letztes Mal, die Menschen zur Umkehr zu bewegen. Wenn sie es in der Periode der Langmut Gottes nicht geschafft haben, dann sollen sie es wenigstens unter dem Zorn Gottes schaffen, daß sie Gott erkennen und ihm folgen und sich unterwerfen. Aber auch dieser letzte Appell verhallt ungehört. Die Menschen bekehren sich nicht. Zuerst haben sie Gott ignoriert und ihn verspottet, und jetzt entbrennen sie in Wut gegen Gott, weil er sich nicht verspotten läßt. Dieses Chaos ist das letzte und furchtbarste Vorzeichen und schon die Einleitung des Weltendes.

Meine lieben Christen! Die Vorzeichen, die Gott uns geoffenbart hat, haben eine große Bedeutung. Sie sollen uns in der Wachheit des Herzens erhalten. Wir spähen die grauen Horizonte ab, ob sie erfüllt sind, und das ist unser gutes Recht, das ist unsere Pflicht. In einem gewissen Sinne kann man nämlich sagen, daß jede Zeit und jede Generation vermuten kann, daß die Vorzeichen in ihr schon erfüllt sind. So haben die Menschen des 1. Jahrtausends, so haben die Menschen im 16. Jahrhundert gemeint, die Vorzeichen seien erfüllt, und das Kommen des Herrn stehe bevor. Das ist keine Täuschung, sondern das ist ein Ernstnehmen der Verheißungen Christi gewesen. Und deswegen müssen auch wir uns fragen: Ist es nicht soweit, wie der Herr uns geoffenbart hat? Wir wissen nicht, wieviel Zeit noch vergeht zwischen dem Eintreten der Vorzeichen und der Wiederkunft Christi. Ja, wir können auch nicht mit letzter Sicherheit sagen, jetzt sind die Vorzeichen erfüllt, und trotzdem verlieren die Vorzeichen nicht ihre Bedeutung. Sie gestatten uns, das Weltgeschehen im Lichte der Ereignisse, die Christus angekündigt hat, zu sehen. Die Katastrophen und Zusammenbrüche, die wir erleben, sind also nicht zufällige Unfälle. Es sind das vielmehr Warnzeichen, die Gott aufrichtet. Gott spricht durch die Katastrophen und Zusammenbrüche auf der Erde zu uns.

Als im vorigen Jahre die DDR sich an die Bundesrepublik anschloß, als in der Sowjetunion der Militarismus abzubröckeln begann und der führende Mann einen Kurs des Friedens zu steuern schien, da bemächtigte sich vieler die Meinung: Also, jetzt ist der endgültige Friede gekommen, jetzt können wir die Bundeswehr abschaffen, jetzt können wir die Gewehre vergraben, denn jetzt kommt kein Krieg und kein Unheil mehr. Die das gemeint haben, sind Menschen, die den Glauben nicht kennen. Es sind Menschen, die von der Offenbarung nichts wissen. Es sind Menschen, die von der Apokalypse des heiligen Johannes nichts gehört haben. Wir Sehenden wissen es besser: Solange die Menschen auf dieser Erde sind, wird es Kampf und Krieg und Tod geben, und es wird gegen Ende nicht besser, sondern schlimmer werden.

Die Vorzeichen, die uns der Herr geoffenbart hat, bewahren uns vor der Illusion, an einen ewigen Frieden zu glauben. Sie bewahren uns vor der Meinung, wir könnten uns gesichert und beruhigt auf dieser Welt einrichten. Sie bewahren uns vor der Ansicht, es werde einen ständig steigenden Fortschritt geben. Nein, meine lieben Christen, so ist es nicht. Die von Christus uns mitgeteilten Vorzeichen seiner Wiederkunft mahnen uns, nüchtern und wachsam die Horizonte abzuspähen nach dem ersten Schimmer seines Lichtes. Sie mahnen uns, diese Welt und diese Zeit auszukaufen, d.h. die Zeit zu benutzen, um für Gott und seine Sache zu arbeiten. „Brüder, kauft die Zeit aus, denn die Tage sind böse!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Auferstehung des Fleisches (1)

(Über die Vollendung der Erlösung im Leib)

10.02.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Tod ist der endgültige Abschluß der raumhaften und zeithaften Lebensform des Menschen. Im Tode wird die Seele vom Leibe getrennt und in eine neue Lebensform übergeführt, während der Leib in seine Bestandteile zerfällt. Die Seele geht durch eine tiefgehende Verwandlung hindurch, denn es muß offenbar ein machtvoller Eingriff Gottes geschehen, damit die bisher an den Leib gebundene, dem Leib zugeordnete Seele allein, ohne Leib, existieren kann. Die Lösung der Seele vom Leib ist aber noch nicht die endgültige und die ganze Vollendung des Menschen. Die Seele ist gewissermaßen im Wartestand. Sie wartet darauf, daß sie einen Leib erhält, damit der Mensch in der Verbindung von Seele und Leib Gott loben und preisen kann für die ganze Ewigkeit. Es gibt eine Auferstehung des Fleisches. Wenige Wahrheiten sind in der Offenbarung so klar und deutlich wie diese. Die Kirche hat sich in allen Glaubensbekenntnissen dazu bekannt. „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches.“

Die Lehre von der Auferstehung des Fleisches ist auf den christlichen Bereich beschränkt. Außerhalb des Christentums ist eine der christlichen vergleichbare Vorstellung nicht zu finden. Das hängt damit zusammen, daß die Auferstehung des Fleisches unabdingbar an Jesus Christus gebunden ist. Es gibt eine Auferstehung des Fleisches, weil es einen auferstandenen Christus gibt. Christus ist das Urbild der Auferstehung, und er ist die Ur-Sache der Auferstehung. Er ist ja in leibhafter Gestalt erschienen. Der Jesus von Nazareth hatte einen Leib wie wir und hat mit diesem Leibe gelitten, ist gestorben und ins Grab gelegt worden. Dieser Leib wurde lebendig gemacht, wenn auch in veränderter, verwandelter Gestalt. Nun hat aber Christus sein Schicksal nicht nur für sich durchlitten und erfahren. Er ist vielmehr das Haupt. Er ist das Haupt der Menschen. Er ist auch das Haupt der Schöpfung. Er ist der Herzog des Lebens, so nennt ihn der Hebräerbrief, also einer, der vor den anderen herzieht und dem dann die ganze Mannschaft folgt. Er ist der Erste. Dem Ersten folgen alle anderen. Er ist der Erstgeborene; ihm tun es die Nachgeborenen gleich. Er ist der Anfang, und ihm müssen die anderen nachkommen. So ist also die Lehre von der Auferstehung des Fleisches untrennbar von dem Glauben an die Auferstehung Christi gebunden. Sie ist so sehr daran gebunden, daß man sagen muß, wenn die Christen nicht auferstehen, dann ist auch Christus nicht auferstanden. Dann ist die Botschaft und das Zeugnis der Apostel leeres Gerede, nämlich daß Christus gestorben und auferstanden ist; dann gibt es keine Erlösung, denn die Erlösung besteht in der Gemeinschaft mit dem gestorbenen und auferstandenen Christus.

Es gibt kaum ein Dogma, einen Glaubenssatz der Kirche, der so zentral ist wie dieser von der Auferstehung des Fleisches. Es gibt aber auch freilich wenige, die so schwer zu erfassen sind wie diese. Diese Erfahrung hat die Kirche von Anfang an gemacht. In der Erfahrung sehen wir nämlich den Zerfall des Stofflichen, da sehen wir den Rhythmus von Leben und Tod. Aber eine Auferstehung ist in der Erfahrung nicht vorfindlich. Wer nur auf die Erfahrung baut und auf seinen Verstand, der kann irre werden an der Lehre von der Auferstehung, dem kann sie ein Ärgernis bedeuten. Und so war es. Im 1. Korintherbrief haben wir ein Zeugnis davon. Paulus brachte die Botschaft von der Auferstehung in die Welt der griechischen Geistigkeit. Diese Welt sah im Leibe das Gefängnis der Seele. Der Grieche erblickte daher im Tode eine Befreiung, nämlich eine Befreiung aus dem Gefängnis des Leibes. An die Auferstehung glaubten die Griechen nicht, aber an das Weiterleben der Seele glaubten sie.

Und es schien ihnen undenkbar, daß der Leib, dieses Gefängnis der Seele, ja, wie man auch noch annahm, der Hort des Bösen und des Schlechten, daß der auferweckt werden könnte. Und so gab es schon in der korinthischen Gemeinde Christen, die die Lehre von der Auferstehung umdeuten, spiritualisieren wollten.

Noch trübere Erfahrungen machte Paulus auf dem Areopag in Athen. Der Areopag war das Zentrum des politischen Lebens und die Stätte der Geistigkeit der Griechen. Solange Paulus dort von dem unbekanntem Gott sprach, den ihre Dichter besangen, solange er von der Vorsehung redete, die alles lenkt, hörten ihm die Griechen gern zu. Als er aber anfang, von dem Gott zu reden, der den Kreislauf der Natur durchbricht, von dem Gott, der die Toten auferweckt, da lachten sie ihn aus und ließen ihn stehen. Ähnliches widerfuhr dem Paulus vor dem Statthalter Festus und dem König Agrippa. In seiner Verteidigungsrede vor den Statthaltern Felix und Festus sprach er von der Auferstehung der Toten. Da sagte ihm der Festus: Du bist von Sinnen, Paulus. Das viele Studieren bringt dich um deinen Verstand.

An diesen Beispielen sehen wir, wie schwer es für den Weltgläubigen, für den Naturgläubigen, ist, die Wahrheit von der Auferstehung des Fleisches zu bejahen. Wer nicht an Christus glaubt, der kann auch nicht zum Glauben an die Auferstehung des Fleisches gelangen. Im Alten Testament wurde der Glaube an die Auferstehung des Fleisches allmählich vorbereitet. Wir haben ein klares Zeugnis im Buche des Propheten Daniel. Da heißt es nämlich: „In jener Zeit wird sich Michael, der große Engelfürst, erheben. Es wird eine Zeit der Bedrängnis sein, wie sie nie gewesen, seitdem es Völker gibt, bis zu jener Zeit. Dein Volk aber wird in jener Zeit gerettet werden, alle, die man im Buche aufgezeichnet hat. Viele von denen, die im Staub der Erde schlafen, werden aufwachen, die einen zu ewigem Leben, die anderen zu Schmach und ewiger Schande. Die Frommen werden leuchten wie der strahlende Himmel, und die, die viele zur Gerechtigkeit angeleitet haben, wie die Sterne in alle Ewigkeit.“ Also hier ein klares Zeugnis für die Auferstehung der Toten, und zwar aller Toten, der einen freilich zur Herrlichkeit, der anderen zur Qual. Als Jesus auf dieser Erde erschien, war der Glaube an die Auferstehung der Toten Gemeingut der frommen Juden. Der alttestamentliche Vergeltungsgedanke mag dazu beigetragen haben, daß diese Botschaft von der Auferstehung, die Gott durch seine Offenbarung den Menschen geschenkt hat, Wurzeln faßte. Der Vergeltungsgedanke bedeutete folgendes: Die Juden sahen, wie der Gute und der Fromme oft auf Erden gequält, mißhandelt, zurückgestellt wird, und wie der Böse und der Rücksichtslose auf Erden Erfolg hat und siegt und vorankommt. Da hätte man zur Verzweiflung an Gottes Gerechtigkeit kommen können, wenn sich nicht der Glaube erhoben hätte: Es gibt einen Ausgleich zwischen Frömmigkeit und Schicksal, wenn nicht auf dieser Erde, dann im Jenseits. Und so hat der Vergeltungsgedanke gewissermaßen den Boden gelockert für die Botschaft, für die von Gott vermittelte Botschaft von der Auferstehung des Fleisches. Jesus hat von dem Zusammenhang von Vergeltung und Auferstehung gepredigt. Er hat einmal von der Liebe gesprochen, die auf Gegenseitigkeit beruht. Diese Liebe ist keine echte Liebe. „Wenn du ein Mittags- oder ein Abendmahl gibst, so lade nicht deine Freunde ein noch deine Brüder noch deine Verwandten noch reiche Nachbarn, sonst laden sie dich wieder ein und halten dich schadlos. Lade vielmehr, wenn du ein Gastmahl gibst, Arme, Krüppel, Lahme und Blinde ein. Dann wirst du selig sein, denn sie können es dir nicht vergelten. Dir wird es vergolten werden bei der Auferstehung der Gerechten.“ Also hier der Vergeltungsgedanke in Verbindung mit der Auferstehungshoffnung.

Ganz besonders deutlich hat der Herr gesprochen, als er sich mit den Sadduzäern stritt. Die Sadduzäer waren eine Gruppe im jüdischen Volke, die - so würde man heute sagen - einem Materialismus huldigten, die die Auferstehung der Toten ablehnten. Die Sadduzäer glaubten Jesus hereinzulegen, indem sie sagten: Da waren ein Mann und eine Frau, sie haben geheiratet. Dann starb der Mann, und die Frau hat einen zweiten geheiratet. Das ist siebenmal so geschehen, sie hat sieben Männer gehabt. Wie wird das nun sein bei der Auferstehung? Da wird sie doch jeder haben wollen. Jesus lächelt überlegen über die absurden Auffassungen. In der Auferstehung, sagt er, werden sie weder heiraten noch verheiratet werden, sondern sie sind wie die Engel im Himmel. Auf Erden ist der Leib mit seinen Geschlechtsorganen notwendig, damit das Menschengeschlecht nicht ausstirbt. Wenn keine Zeugung erfolgt und keine Geburt, dann würden die Menschen aussterben. Aber im Himmel gibt es keinen Tod mehr, und deswegen besteht auch keine Notwendigkeit, die durch Tod aus der

Mitte gerissenen Wesen zu ersetzen. Infolgedessen braucht es gar keine Besorgnis, wem diese Frau gehören wird. Es wird in keiner Weise einen Streit um sie geben, sondern man wird in völliger Harmonie in der Seligkeit Gottes verweilen.

Der Apostel Johannes berichtet, wie der Herr die Auferstehung von den Toten an das Hören seines Wortes geknüpft hat. „Wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort hört und ihm glaubt, der mich gesandt hat, der hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben übergegangen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es kommt die Stunde, ja sie ist schon da, wo die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und die sie hören, werden leben.“

Die Auferweckung von den Toten ist also geknüpft an das Hören des Wortes, genauer noch an den Glauben an das Gehörte. Und auch das hat der Herr an anderer Stelle gesagt: „Das ist der Wille dessen, der mich gesandt hat, daß ich nichts von allem, was er mir gegeben hat, verlorengehen lasse, sondern es auferwecke am Jüngsten Tage. Denn dies ist der Wille meines Vaters, daß jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, ewiges Leben habe und ich ihn auferwecke am Jüngsten Tage.“ Also das Hören auf die Botschaft, das Annehmen der Botschaft im Glauben, das garantiert die Verbindung mit Christus, der dann der Auferwecker am Jüngsten Tage sein wird. Aber noch etwas: Auch der Genuß der eucharistischen Speise ist Vorbereitung auf die Auferstehung, er setzt gleichsam Auferstehungskeime in uns ein, die sich eines Tages entwickeln werden. „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich der lebendige Vater gesandt hat und ich um des Vaters willen lebe, so wird auch der, welcher mich isst, um meinetwillen leben.“ Die Eucharistie ist ein Unterpfand der künftigen Herrlichkeit auch des Leibes, ja gerade des Leibes.

Diese Botschaft Jesu ist von seinen Aposteln aufgenommen worden. Sie haben sie zu einem zentralen Gegenstand ihrer Verkündigung gemacht, und niemand hat klarer darüber gesprochen als der Apostel Paulus, vor allen Dingen im 1. Korintherbrief. Ich sagte schon, daß es in Korinth Kreise gab, die die Schrift gewissermaßen - um ein heute im Schwange befindliches Wort zu gebrauchen - entmythologisieren wollten, d.h. sie ihres Wirklichkeitscharakters berauben wollten, und die sagten: Ja, das ist nicht so wörtlich zu nehmen mit der Auferstehung Jesu, natürlich auch nicht mit der Auferstehung der Christen. Das ist geistig zu verstehen und bildlich. Dagegen wendet sich Paulus mit aller Energie. Man spürt, wie erregt er ist über die Verkehrung der Heilsbotschaft. „Wenn aber gepredigt wird“, sagt Paulus, „daß Christus von den Toten auferstanden ist, wie behaupten dann einige von euch, es gibt keine Auferstehung der Toten? Gibt es keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferstanden. Wenn aber Christus nicht auferstanden ist, so ist unsere Predigt ohne Sinn, ohne Sinn auch euer Glaube. Dann sind wir als falsche Zeugen Gottes befunden, weil wir gegen Gott bezeugt haben, daß er Christus auferweckt habe, den er ja nicht auferweckt hat, wenn nämlich die Toten nicht auferstehen. Denn wenn Tote nicht auferstehen, so ist auch Christus nicht auferstanden. Wenn aber Christus nicht auferstanden ist, so ist euer Glaube nichtig, dann seid ihr noch in euren Sünden, dann sind auch die in Christus Entschlafenen verloren. Wenn wir bloß in diesem Leben auf Christus unsere Hoffnung setzen, so sind wir bejammernswerter als alle Menschen. Nun ist aber Christus von den Toten auferstanden als Erstling der Entschlafenen. Denn weil durch einen Menschen der Tod gekommen ist, so durch einen Menschen die Auferstehung der Toten.“ Hier kommt ein Leitmotiv der Predigt des Apostels Paulus zum Tragen, nämlich Christus, der Erstling. Was am Erstling geschieht, das muß an allen folgenden geschehen. Was an Christus geschehen ist, das wird auch an den Christen geschehen. Sie sind ja mit Christus verbunden, verbunden durch den Glauben, durch die Taufe, durch die Eucharistie. Sie sind schon jetzt mit dem Auferstehungsleben Christi verbunden, nur ist diese Verbundenheit jetzt verhüllt. Sie wird aber eines Tages enthüllt werden, wenn die Auferstehung des Fleisches angesagt wird. Dann wird sich zeigen, daß im Christen Auferstehungskräfte wirksam waren, die sich nun wunderbar entfalten. Und deswegen kann Paulus sagen: Wir haben eigentlich unsere Heimat, unser Gemeinwesen, unser Staatswesen, im Himmel. Dort ist Christus, und wir sind eigentlich schon bei ihm, weil wir bei ihm gewissermaßen angemeldet und eingetragen sind. Er hat schon Wohnungen bereitet für uns. Hier wohnen wir nur wie in einem Zelt, und die Zeltwohnung ist vorübergehend, dient lediglich einem provisorischen Aufenthalt. Drüben sind die endgültigen Wohnungen, die Christus für uns bereitet hat. „Unsere Heimstätte aber ist im Himmel, woher wir auch den Heiland erwar-



ten, unseren Herrn Jesus Christus. Er wird unseren armseligen Leib umgestalten und ihn ähnlich machen seinem verklärten Leibe durch die Kraft, mit der er sich auch alles unterwerfen kann.“

Ich wähne nicht, meine lieben Freunde, daß die Annahme der Lehre von der Auferstehung des Fleisches leicht sei. Ganz gewiß ist sie das nicht. Es bleiben Denkschwierigkeiten, die man sich nicht verheimlichen darf. Aber wenn sie ein Geheimnis Gottes ist, wenn die Macht Gottes dabei am Werke ist, dann muß es ja doch wohl so sein, daß wir es nicht verstehen; denn sonst könnten wir gewissermaßen die Auferstehung erzeugen, könnten sie mit unseren Kräften und Mitteln hervorbringen, sei es mit biologischen oder physikalischen oder chemischen Mitteln. So darf es nicht sein. Es muß die Auferstehung ein undurchdringliches Geheimnis bleiben, weil sie Gottes eigenstes Werk ist.

Zu dem großen englischen Physiker Isaac Newton kam einmal ein Mann, der sagte, er halte die Auferstehung der Toten für Unsinn, das sei ja gar nicht möglich. Da nahm Isaac Newton, dieser große Physiker und Mathematiker, eine Handvoll Eisenfeilspäne und mischte sie mit Sand. Dann sagte er zu dem Manne: „Könnten Sie jetzt aus diesem Gemengsel die Eisenfeilspäne herausholen?“ „Nein.“ Da nahm Newton einen Magneten, und auf einmal erhoben sich die Eisenfeilspäne aus der Masse des Sandes. „Sollte der“, so sagte Newton, „der dem Magneten solche Kraft verliehen hat, nicht fähig sein, der unsterblichen Seele einen Leib zurückzugeben?“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Auferstehung des Fleisches (2)

(Über die Unvergänglichkeit des auferstandenen Leibes)

17.02.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Erlösung vollendet sich im Leibe. Das war die Botschaft, die wir am vergangenen Sonntag betrachtet haben. Es geht im Christentum nicht nur um das Überleben, um das Weiterleben der Seele, sondern das Christentum ist die Botschaft vom Weiterleben des ganzen Menschen. Solange der Leib nicht mit der Seele vereinigt ist, ist die vollendete Erlösung noch nicht geschehen. Auch die in der himmlischen Herrlichkeit lebenden Seelen unserer Vorfahren warten noch auf die Erlösung des Leibes bei der Auferstehung von den Toten. Eine einzige Person hat schon die völlige Vollendung erfahren, nämlich Maria. Von ihr bekennen wir, daß sie mit Leib und Seele in die Herrlichkeit des Himmels aufgenommen ist. Ihr ist also schon die letzte Vollendung zuteil geworden, auf die alle anderen Menschen noch warten.

Nun ist der Glaube an die Auferstehung des Leibes alles andere als bequem oder leicht oder einfach. Diese Wahrheit ist so schwer, daß es immer wieder Versuche gegeben hat, sie zu leugnen. Das beginnt schon in apostolischer Zeit. Im 2. Brief an Timotheus heißt es: „Ihre Lehre frißt um sich wie ein Krebsgeschwür. Zu diesen Leuten gehören auch Hymenäus und Philetus, welche von der Wahrheit abgefallen sind. Sie behaupten nämlich, die Auferstehung sei schon erfolgt. So zerstören sie bei manch einem den Glauben.“ Diese Irrlehrer von damals stellten die kühne Behauptung auf, jetzt schon, in dieser Erdenzeit, sei die Auferstehung erfolgt. Das heißt, sie verbogen die Lehre des Apostels. Sie leugneten den wirklichen und wahren Sinn der Auferstehung, die eben eine Auferstehung des Fleisches ist und den Tod des Leibes voraussetzt. Sie deuteten sie um wahrscheinlich auf die Bekehrung des Herzens. Das nannten sie dann Auferstehung. Aber das ist eine völlige Verkehrung des Sinnes der christlichen Glaubenswahrheit von der Auferstehung des Fleisches.

Die Wahrheit von der Auferstehung der Toten wurde auch von den Sadduzäern abgelehnt. Sie versuchten, sie lächerlich zu machen, indem sie eine derb-sinnliche Vorstellung von der Auferstehung konstruierten; deswegen dieses Beispiel von der Frau, die während ihres irdischen Lebens sieben Männer gehabt hatte. Natürlich, wenn das Leben so weiterginge, wie es auf Erden gelebt wurde, dann würde ein Zank entstehen zwischen den sieben Männern, wem die Frau gehören soll. Aber die Auferstehung ist eben eine andere Lebensform. Es geht nicht weiter, wie es auf Erden gegangen ist. Es gibt keine Rückkehr in die zeithaft-geschichtliche Existenz, sondern die Auferstehung ist der Beginn einer neuen, einer ganz anderen Lebensform. Niemand hat das deutlicher ausgesprochen als der Apostel Paulus im 1. Korintherbrief: „Es könnte einer sagen: Wie stehen die Toten auf? Mit was für einem Leibe kommen sie zum Vorschein? Du Tor! Was du säst, keimt nicht auf, wenn es nicht zuvor abstirbt. Und wenn du säst, säst du nicht die Pflanze, die erst werden soll, sondern ein bloßes Korn, etwa ein Weizen- oder ein anderes Samenkorn.“ Er vergleicht also die Auferstehung mit dem Vorgang des Säens. Es wird ein Weizenkorn in die Erde gelegt, und es stirbt, d.h. es entfaltet sich, und daraus wächst die Pflanze empor. Ähnlich-unähnlich ist es auch bei dem Auferstehungsleib. Der Auferstehungsleib ist anders als der irdische. Die richtige Kategorie dafür ist die der Verwandlung. Auch das steht beim Apostel Paulus. „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben, so wenig wie die Verwesung erbt die Unverweslichkeit. Wir werden zwar nicht alle entschlafen, wohl aber werden wir alle verwandelt werden.“

Der Auferstehungsleib ist also ein verwandelter Leib, und dieser Auferstehungsleib hat nach dem Apostel Paulus drei Eigenschaften. Ein so undurchdringliches Geheimnis die Auferstehung und der Auferstehungsleib sein mögen, so wissen wir doch drei Dinge von ihm, die absolut sicher sind, nämlich

1. der Auferstehungsleib ist unvergänglich,
2. er ist voll Kraft, und
3. er ist voller Herrlichkeit.

Der Auferstehungsleib ist unvergänglich, unverweslich. So sagt es der Apostel Paulus: „Gesät wird in Verweslichkeit, auferweckt in Unverweslichkeit.“ Der Auferstehungsleib ist also nicht mehr der Vergänglichkeit unterworfen wie der irdische Leib, der ja wegen der Sünde vergänglich ist. Der Tod ist der Sold der Sünde. Der Auferstehungsleib ist deswegen auch nicht mehr von der Todesangst bedroht. Im Jenseits werden die Menschen sein wie die Engel, die ein unvergängliches Leben haben. Und alle die Mühsale, die den irdischen Leib quälen, werden aufgehoben sein. „Es wird nicht mehr Hunger und Durst sein“, sagt der Apokalyptiker Johannes. Sie werden nicht mehr von den Sonnenstrahlen und von der Glut bedrängt werden, denn das Lamm führt sie zu dem Wasser, sie haben zu trinken, sie werden genährt, sie werden geweidet. „Und Gott wird jede Träne abwischen von ihren Augen, und der Tod wird fürder nicht sein noch Trauer und Klage und Schmerz, denn siehe, der auf dem Throne sitzt, spricht: Ich mache alles neu.“ Der Auferstehungsleib ist unverweslich, er ist unvergänglich.

Die zweite Eigenschaft ist: Er ist voll Kraft. „Gesät wird in Hinfälligkeit, auferweckt in Kraft.“ Kraft ist eine Eigenschaft, die Gott zukommt. Wenn Gott auftritt, dann handelt er in Kraft. Er ist der Erzeuger von Krafttaten, von Machttaten. Während der irdische Leib schwach ist, Krankheiten ausgiebt und altert, wird der himmlische Leib, wird der Auferstehungsleib voll von Kraft sein. Er ist durchwirkt von der allmächtigen Glut der Liebe Gottes, und er ist getragen von der himmlischen Wahrheit Gottes. Deswegen ist er voll Kraft.

Und schließlich die dritte Eigenschaft: Er ist voller Herrlichkeit. „Gesät wird in Häßlichkeit, auferweckt in Herrlichkeit.“ Auch das ist natürlich wieder ein Wort, das man aus dem griechischen Urtext erklären muß, denn das Wort Herrlichkeit im Deutschen hat im Griechischen die Entsprechung *doxa*. *Doxa* ist das Wort, das im Neuen Testament immer für Gottes Wirklichkeit verwendet wird. Wenn also dieses Wort *doxa* - Herrlichkeit jetzt auf den Auferstehungsleib angewandt wird, dann ist damit gesagt, daß der Auferstehungsleib teilhat an der Herrlichkeit Gottes, teilhat an dem verherrlichten Leibe Christi, daß er ähnlich ist wie der Leib, den Christus nach seiner Auferstehung angenommen hat. Auch das war ja ein verkörperter, ein verherrlichter, ein von Gottes Licht, von Gottes Glanz durchwirkter Leib. So wird der Auferstehungsleib sein, daß man ihn mit Paulus einen „geistigen Leib“ nennen kann. Gesät wird ein sinnlicher Leib, auferweckt ein vergeistigter Leib. Wenn es einen sinnlichen Leib gibt, so gibt es auch einen geistigen Leib. Das will sagen: Der Auferstehungsleib ist vom Geiste durchwirkt. Auf Erden vermag sich der irdische Geist, unsere Seele, im Leibe nur unvollkommen auszudrücken. Im Jenseits wird aber der Leib so geartet sein, daß sich die Seele in ihm vollkommen ausdrückt. Und nicht nur das. Nicht nur der geschaffene Geist wird sich im Auferstehungsleibe vollkommen ausdrücken können, auch der ungeschaffene Geist, also der Heilige Geist, wird den Auferstehungsleib durchwirken, so daß er in einem doppelten Sinne ein geistiger Leib ist, geistig, weil der irdische, geschaffene Geist ihn durchwirkt, und geistig, weil der ungeschaffene, göttliche Geist ihn durchherrscht.

Diese Wirklichkeit, meine lieben Christen, läßt sich auch durch Analogien aus der Philosophie und der Naturwissenschaft verständlich machen. Die heutige Philosophie und Naturwissenschaft lehrt einen Aufbau der Wirklichkeit in Schichten. Die jeweils niedrigere Schicht ist offen für die höhere Schicht, und indem sie die höhere Schicht aufnimmt, kommt sie zu ihrem eigentlichen Wesen, die sie also nicht sich selbst entfremdet, sondern sie verwirklicht durch die Aufnahme einer höheren Schicht. Während aber die Philosophie nur von Schichten spricht, die in der Erfahrung vorkommen, wissen wir aus dem Glauben, daß es auch Schichten gibt, die jenseits der Erfahrung existieren. Und eben diese Schichten werden den Auferstehungsleib ergreifen. Es ist die Wirklichkeit Gottes, die diesen Leib, der für ihn hin offen ist, ergreifen wird. Und es ist auch die Wirklichkeit des menschlichen Geistes, der

ja durch eine Verwandlung hindurchgeht, der diesen Leib durchherrschen wird. So kann also die Schichtenlehre uns helfen, ein Verständnis zu gewinnen für die Wirklichkeit des Auferstehungsleibes.

Von besonderer Schwierigkeit für das Denken ist natürlich die Tatsache, daß der Auferstehungsleib mit dem irdischen Leib identisch ist. Denn das ist auch ein Glaubenssatz, daß wir dann nicht einen fremden Leib haben, sondern unseren eigenen. Wie kann das geschehen, da doch der irdische Leib zerfällt, zum Staub zurückkehrt, aus dem er genommen ist? Vermutlich so, daß aus diesem Staube durch verschiedene gottgewirkte organische und anorganische Vorgänge ein neuer Leib wird. Wie kann das geschehen? Werden sich nicht bei der Auferstehung die Menschen streiten darum, welche Materie ihnen zugeordnet ist und ihnen zukommt? Diese Fragen kann man sich stellen. Nun, meine lieben Freunde, es gibt Verstehenshilfen. Einmal muß man sagen, daß schon im irdischen Leben ein dauernder Stoffwechsel stattfindet. Im Leibe des Greises gibt es keinen einzigen Bestandteil mehr, keine einzige Zelle, die identisch wäre mit dem Leibe, den der Greis als Kind hatte. Man nimmt an, daß etwa in sieben Jahren alle Zellen im Körper ausgewechselt werden. Und doch bleibt der Leib derselbe. Niemand wird sagen, er habe jetzt einen anderen Leib als damals, wo er sieben Jahre alt war. Es ist derselbe Leib, der dieselben Gebärden hat, dieselben Merkmale, und doch ist er ganz und gar ausgetauscht worden durch den Stoffwechsel. Ähnlich-unähnlich kann man sich auch die Wirklichkeit des Auferstehungsleibes vorstellen. Außerdem ist es gar nicht notwendig, daß alle Bestandteile des Auferstehungsleibes mit dem früheren irdischen Leib übereinstimmen. Es würde zur numerischen Identität genügen, wenn bestimmte Bestandteile dem Auferstehungsleib zugeschrieben werden können. Es gibt auch noch eine andere theologische Meinung, aber die halte ich für gefährlich. Diese Meinung sagt, es ist der Geist, der sich den Körper baut. Das heißt: Um eine Identität des Auferstehungsleibes mit dem irdischen Leib zu behaupten, genügt es, daß es dieselbe Seele ist, die zweimal einen Leib baut, einmal den irdischen, ein andermal den himmlischen. Die Seele ist ja die *forma corporis*, das Gestaltgesetz des Körpers, und wenn sie sich nur durchhält, dann kann man ohne weiteres die Identität des Auferstehungsleibes mit dem irdischen Leib annehmen.

Diese Lehre halte ich deswegen für gefährlich, weil sie mir in Schwierigkeiten zu kommen scheint mit der Auferstehung Jesu. Denn wenn das so wäre, wie diese zweite Meinung sagt, dann wäre der irdische Leib Jesu irgendwo auffindbar gewesen. Er war aber nicht auffindbar, er ist verwandelt worden. Jesus hat eben diesen Leib, der am Kreuze verblutet ist, verwandelt und nicht einen anderen Leib angenommen. Deswegen kann ich mich mit dieser zweiten Ansicht nicht befreunden. Die Schwierigkeiten bleiben, sie müssen bleiben, meine lieben Freunde, weil es sich um ein göttliches, das heißt ein undurchdringliches Geheimnis handelt.

Der französische Philosoph Voltaire wurde einmal von einer Dame gefragt: „Wie stellen Sie sich die Auferstehung vor?“ Da gab Voltaire die verblüffende Antwort: „Die Auferstehung ist die einfachste Sache der Welt. Der Gott, der den Leib einmal erschaffen hat, warum kann er ihn nicht ein zweites Mal erschaffen?“ Daß die Auferstehung die einfachste Sache von der Welt ist, das möchte ich nun nicht gerade bejahen, aber das Argument, daß der allmächtige Gott, der aus nichts etwas geschaffen hat, das, was existiert, auch verwandeln kann, das Argument ist gültig. Wie sagte doch der Herr durch seinen Engel zu Maria, der Jungfrau von Nazareth: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Der neue Himmel und die neue Erde

24.02.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Mehrere Monate lang haben wir über die Letzten Dinge des Menschen und der Schöpfung nachgedacht. Wir gingen aus vom Tode des Einzelmenschen, besprachen dann das folgende Gericht und die Endzustände, entweder die ewige Errettung oder die ewige Verwerfung. Wer für die ewige Seligkeit noch nicht bereit ist, so sahen wir, der kommt in einen Reinigungszustand, auf daß er geeignet gemacht werde, um Gott zu schauen.

Neben den Letzten Dingen des Einzelmenschen gibt es auch Letzte Dinge der Schöpfung. Die Schöpfung ist um des Menschen willen der Vergänglichkeit unterworfen, und wenn der Mensch einmal alle Vergänglichkeit abgestreift hat, wenn er einmal verwandelt ist, dann ist die Erde nicht mehr der geeignete Ort, um ihm Stätte der Heimat und der Geborgenheit zu sein. Dann muß auch die Erde, dann muß auch die Schöpfung verwandelt werden.

Es bleibt uns deswegen heute, nachdem wir über Weltgericht und über die einzelnen in diesem Gericht zu fällenden Urteile gesprochen haben, noch übrig, den neuen Himmel und die neue Erde uns vor Augen zu führen. Die Schöpfung hat einen Anfang gehabt, und wie lange dieser Anfang auch durch Berechnungen, die wir auf der Erde anstellen, hinausgeschoben wird, ob 4 Milliarden oder 17 Milliarden Jahre, das spielt keine Rolle. Die Schöpfung hat einen Beginn gehabt, und sie wird auch ein Ende haben. Der Herr hat in seiner Verkündigung mehr als einmal auf das Ende der Welt hingewiesen. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ „Die Gestalt dieser Welt vergeht“, wiederholen die Apostel, denn die Gestalt dieser Welt ist gebunden an den Menschen, und wenn er umgestaltet wird, dann muß auch die Gestalt der Welt geändert werden. Es wird einen neuen Himmel und eine neue Erde geben, wenn das Weltgericht abgeschlossen ist.

Die Schöpfung, die den neuen Himmel und die neue Erde bildet, wird vom Apokalyptiker Johannes unter dem Bilde einer Stadt beschrieben. Wir müssen, um diese Bildhaftigkeit zu verstehen, uns erinnern, was die Stadt für den Menschen vor 2000 Jahren bedeutete. Die Stadt war für den damaligen Menschen der Ort der Ruhe und der Geborgenheit, der Sicherheit und der Lebensfülle. Die Stadt war umwehrt von Mauern und deswegen geschützt gegen Angriffe. In der Stadt war ein reiches Leben; da war Sicherheit und Geborgenheit. Und deswegen war dieser Begriff „Stadt“ geeignet, das auszudrücken, was Gott uns lehren wollte, wenn der Apokalyptiker Johannes von dem neuen Himmel und der neuen Erde spricht. Die Stadt trägt den Namen Jerusalem. Auch diese Bezeichnung hat selbstverständlich eine tiefe Bedeutung. Es gab ja schon einmal eine Stadt Jerusalem, nämlich das irdische Jerusalem, und soeben haben wir in der Lesung des heutigen Sonntags gehört, daß von einem alten und einem neuen Jerusalem die Rede ist. Das alte Jerusalem, das ist der Alte Bund mit seinem Tempel und mit seinen Tieropfern, und das neue Jerusalem, das ist die Gemeinde Christi, das ist die Kirche. Beide, sowohl das alte wie das neue Jerusalem, sind Vorbilder und Vorzeichen des endzeitlichen Jerusalem. Es sind verheißende Erfüllungen. Sie sollen etwas aussagen über die neue Stadt, die vom Himmel herabgesenkt wird und die den neuen Himmel und die neue Erde in sich birgt.

Jerusalem steht im Gegensatz zu einer anderen Stadt, nämlich Babylon. Und auch da gilt es wieder zwei Städte mit dem Namen Babylon zu unterscheiden. Am Anfang der Geschichte war der Turmbau von Babel, als das Menschengeschlecht sich in Anmaßung und Autonomie gegen Gott erhob und einen Turm bauen wollte, der bis zum Himmel reicht, d.h. die Selbstherrlichkeit, die Überheblichkeit des Menschen fand in diesem Bauwerk ihren Ausdruck. Am Ende der Tage gibt es eine heidnische

Weltstadt Babylon. Dort sitzt der Antichrist, und in dieser heidnischen Weltstadt wird ein Machtzentrum aufgebaut, das die ganze Erde beherrschen will. Der Gegensatz zu dieser Stadt Babylon ist das himmlische Jerusalem. In dem himmlischen Jerusalem ist nach der farbenprächtigen Schilderung des Apokalyptikers Johannes der Reichtum, die Sicherheit, die Geborgenheit, der Friede und die Würde zu Hause. Der Apokalyptiker beschreibt diese Eigenschaften des neuen Jerusalem, wenn er sagt, daß der ganze Reichtum der Erde in die Stadt hineingetragen wird, daß die Straßen von Gold seien und von kostbaren Edelsteinen erfüllt. Das sind Bilder dafür, daß die neue Stadt, daß der neue Himmel und die neue Erde alles in sich birgt, was der Mensch sich nur überhaupt denken kann, um seine Bedürfnisse, um seine wahren Bedürfnisse zu befriedigen.

Eine Erscheinung ist nun besonders bemerkenswert in dem neuen Jerusalem. Das alte Jerusalem hatte seine Mitte im Tempel. Der Tempel war das Zentrum, und der Tempel war das Heiligtum, und wegen des Tempels pilgerten die Menschen nach Jerusalem. Aber von dem neuen Jerusalem sagt der Apokalyptiker: „Einen Tempel sah ich darin nicht.“ Ja, eine Stadt ohne einen Tempel, eine heilige Stadt ohne einen Tempel, die endzeitliche Stadt ohne einen Tempel, wie ist das möglich? Das ist deswegen möglich, weil Gott selbst der Tempel dieser Stadt ist. In dieser endzeitlichen Stadt braucht es nicht mehr besondere Häuser, in denen die Menschen zusammenkommen, muß man sich nicht erst sammeln aus der Zerstretheit des Lebens, um Gott anzubeten, braucht es auch kein Opfer und braucht es keine Verkündigung mehr. Das alles fällt dahin, weil Gott sich unmittelbar den Menschen, den Bewohnern dieser Stadt darbietet, weil er ihnen nahe ist, so nahe, wie die Bewohner eines Zeltes einander nahe sind. „Einen Tempel sah ich nicht“, denn der Herr selber und das Lamm, das ist der Tempel dieser neuen Stadt. Also auch im himmlischen Jerusalem gibt es Anbetung, gibt es Kult. Der Mensch muß anbeten, er ist ein anbetendes Wesen. Er kommt nur zur Erfüllung, wenn er anbetet, und er zerstört sich selbst, wenn er nicht anbetet. Denn wenn er nicht den wahren Gott anbetet, dann verehrt er Götzen so, wie man nur Gott verehren darf. Dann betet er die Macht an oder das Geschäft oder die Arbeit oder die Geschlechtlichkeit. Irgendetwas betet jeder Mensch an, wenn nicht den wahren Gott, dann eben selbsterhobene Götzen. In der himmlischen Stadt findet die Anbetung in höchster Intensität statt. Da wird Gott angebetet in einer Weise, wie es auf Erden den Menschen gar nicht möglich war. Als die verwandelten Wesen, die sie sind, ruhen sie in Gott und finden ihr Genügen eine ganze Ewigkeit in der Anbetung Gottes.

Diese neue Stadt ist eine Stätte des Lebens und der Fülle, der Sicherheit und des Friedens. Der Apokalyptiker Johannes schildert diese Befindlichkeit der neuen Stadt, wenn er sagt: „Der Tod wird nicht mehr sein, Gott wird abwischen alle Tränen von den Augen.“ Die Menschen werden in Fülle des Lebens in dieser Stadt wohnen. Es wird das unter dem Bilde eines Gastmahles geschildert. Sie werden essen und trinken, natürlich nicht, wie wir es tun, sondern es wird ihnen alles, was zur Lebenserfüllung notwendig ist, in reichstem Maße zur Verfügung stehen. Das ist der Sinn, wenn vom Essen und Trinken, von einem Gastmahl des ewigen Lebens, von einem Hochzeitsmahl die Rede ist. Die Menschen werden in dieser Geborgenheit, in diesem Frieden erhalten und aufnehmen, was ihr Wesen erfüllt und was sie bedürfen.

Das also sind die Aussichten, meine lieben Freunde, denen wir entgegengehen. Wenn man von menschlichen Kräften eine solche Zukunft erwarten wollte, dann müßte man sagen, das sind Schwärmereien, das sind Einbildungen, das ist lächerlich. Wer von irdischen Kräften ein Paradies erwartet, der gibt sich tatsächlich der Lächerlichkeit preis. Denn immer, wenn es die Menschen versucht haben, ein Paradies zu schaffen, ist es ins Gegenteil ausgeschlagen. Wir stehen heute vor dem Bankrott des Sozialismus. Der Marxismus hat in der Praxis versagt, allerdings nicht in den Köpfen. Wenn Sie etwa die Ankündigungen der katholischen Studentengemeinde in Münster ansehen, da finden Sie dort eine Fülle von Veranstaltungen über Marxismus – im Jahre 1990/91. In den Köpfen ist der Marxismus also noch nicht erledigt, nur in der Praxis. Aber auch andere Ideologien, die es sich vornehmen, das Paradies zu schaffen, versagen. Wenn es die Ideologie des Kapitalismus gäbe oder eine andere Ideologie: keine ist imstande, das Paradies auf Erden herbeizuzwingen. Das alles sind Illusionen. Die Erde wird ein Jammertal bleiben, weil nämlich die Sünde auf der Erde unausrottbar ist. Aus der Sünde quellen die Kriege und der Unfrieden hervor, aus der Sünde. Auf Erden ist die Urnot des Menschen die

Frage nach Gott. Da können die Ungläubigen uns höhnen: Wo ist denn euer Gott? Und da kann in einem selbst in Kummer und Leid die Frage aufkommen: Wo ist denn mein Gott? In der neuen Stadt, in der Himmelsstadt ist diese Urnot gelöst und ist diese Urfrage beantwortet. Da wird sich das Sinnlose dieser Welt auflösen, und wir werden hinter allem den Sinn sehen, den Gott hineingelegt hat.

Wenn man einen Teppich vor sich hat, und man sieht die Rückseite, da erblickt man ein wirres Durcheinander von Fäden, unansehnlich und unschön. Aber wenn man die Schauseite des Teppichs betrachtet, da ergibt sich ein wunderbares Muster. Ähnlich-unähnlich, meine Freunde, wird es sein an jenem Tage, wenn der Herr uns die Sinnerhellung des scheinbar Sinnlosen dieser Zeit gewähren wird. Dann verstummt die Frage: Wo ist denn unser Gott? Denn wir werden ihm nahe sein, so nahe wie die Bewohner eines Zeltes.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Leiden für Gott

(Leben und Sterben der Heiligen Theresia von Lisieux)

17.03.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Mit dem heutigen Sonntag beginnt die Passionszeit, der letzte Abschnitt der Bußzeit. Passion heißt Leiden. Wenn wir von der Passion sprechen, dann meinen wir das Leiden Christi, das fruchtbringende, erlöserische Leiden Christi. Er hat durch Leiden die Welt erlöst, und das scheint ein Gesetz zu sein. Immer, wenn Menschen am erlöserischen Werke Christi teilnehmen wollen, müssen sie durch das Feuer der Leiden gehen. Der Herr hat es angedeutet, wenn er sagt, daß jeder, der sein Jünger sein wolle, das Kreuz auf sich nehmen müsse, und das Kreuz ist eben das Zeichen des Leidens. Wenn wir vom Kreuze sprechen, dann meinen wir das Marterwerkzeug, an dem unser Heiland verblutet ist. Das Gesetz, daß nur der Leidende in der Nachfolge Christi stehen kann und daß nur durch Leiden die Welt erlöst wird, hat sich an allen Heiligen erfüllt. Sie mögen in ein Heiligenleben schauen, welches immer es sein mag: Es gibt keinen Heiligen, der nicht ein hohes Maß, ja, wie es manchmal scheint, ein Übermaß an Leiden getragen hat.

Ich möchte, meine lieben Freunde, Ihre Blicke heute auf eine Leidende lenken, an der sich dieses Gesetz in besonderem Maße erfüllt hat. Es ist Therese Martin, jenes Mädchen aus der Normandie, die mit 24 Jahren ihre Seele Gott zurückgegeben hat, bekannt als Theresia vom Kinde Jesu oder Theresia von Lisieux. Von Natur aus war sie für das Leiden gar nicht ausgerüstet. Sie war ein schönes Mädchen, sie war mit guten Geistesgaben ausgestattet, sie stammte aus wohlhabendem Hause, sie war behütet von ihrem Vater, die Mutter war ja früh gestorben, und verwöhnt von ihren Schwestern. Als sie mit 15 Jahren in den Karmel, in das Kloster der Karmelitinnen in Lisieux, eintrat, wurde ihr ein Leidensbecher kredenzt, den viele andere verweigert hätten. Aber sie hat diesen Leidensbecher angenommen, sie hat ihn geleert bis zur Neige, bis zum letzten Tropfen.

Die Leiden begannen mit ihrer Oberin. Die Oberin war eine herrschsüchtige Frau, von Eifersucht erfüllt. Sie suchte ihre Nonnen zu beherrschen. Gegenüber Therese war sie verständnislos, argwöhnisch, mißtrauisch. Ständig hatte sie etwas zu rügen. Wenn immer sie sie traf, hatte sie einen Tadel für diese 15jährige Novizin. Wenn Therese im Garten Unkraut jäten mußte, da sprach sie vom Spazierengehen, als ob diese Arbeit ein Vergnügen wäre, und immer wieder beklagte sie die angeblich ungenügenden Leistungen von Kindern im Kloster. Therese mußte sich alle diese Vorwürfe schweigend anhören, gesenkten Hauptes, ohne Widerrede, wie es die Klosterregel verlangte, und so hat sie es getan. Sie fand keinen Ersatz, keinen Ausgleich für das, was ihr die Oberin fehlen ließ, bei den anderen Schwestern. Auch sie waren verständnislos, kleinlich, manchmal sogar boshaft gegenüber ihrer Mitschwester. Zum Beispiel spritzten sie ihr mit Vorliebe schmutziges Wasser ins Gesicht wie kleine Schulmädchen, um sie zu ärgern. Viele Nadelstiche hatte sie von ihnen zu erdulden. Das war die menschliche Atmosphäre in diesem Kloster zu Lisieux.

Am meisten hat Therese gelitten unter der Kälte - das rauhe Klima der Normandie, die feuchten Gänge, die eiskalte Zelle. Viele Nächte hat sie schlaflos auf ihrem Strohsack zitternd vor Kälte zugebracht, heute frieren, morgen frieren, den ganzen Winter frieren. Zu dieser körperlichen Kälte kam die seelische. Man sollte im Kloster keine Freundschaften unterhalten, keine Partikularfreundschaften, wie man das nennt. Und so war dort eine recht kühle, ja abweisende Atmosphäre entstanden. Es fehlte



dieser Novizin, dieser Nonne, an menschlicher Zuwendung. Sie ist, so kann man sagen, an der fehlenden Nächstenliebe buchstäblich seelisch verblutet.

Das allerschlimmste aber war die seelische Trockenheit. Sie war ja ins Kloster gegangen, um Gott ihr Opfer darzubringen und von ihm mit seinen Gnaden beschenkt zu werden. Aber wie das oft nach religiösen Hochspannungen geht, da setzte die Reaktion ein. Sie war im Kloster ohne Trost, ohne den Trost der göttlichen Nähe. Das Lächeln der Himmelskönigin zeigte sich nicht mehr. Sie spürte nicht mehr Gottes Liebe, sondern sie war von Traurigkeit und Düsternis umfungen, so daß sie das schreckliche Wort schreiben konnte: „Mein Trost ist es, hienieden keinen Trost zu haben.“

Immer ist entscheidend, was ein Mensch aus der Lage macht, in die er gestellt wird. Was hat nun Therese aus dieser Lage gemacht? Sie hat den nie aufgegebenen Entschluß gefaßt, eine große Heilige zu werden. Das Ziel der Heiligkeit stand ihr immer, ohne Wanken, leuchtend vor Augen. Und so hat sie die Verkennung, die sie im Kloster traf, so hat sie die Zurücksetzung, so hat sie die Schmerzen als einen Weg angesehen, um zur Heiligkeit zu gelangen. Sie hat sich nicht als die unverstandene Frau aufgespielt, die Trost sucht, sie hat keine Ausnahmeregelung begehrt, sondern sie hat diese Lage, die gegebenen Situation als den Weg zur Heiligkeit begriffen. „Das einzig wahre Königtum“, so schreibt sie, „besteht darin, für nichts geachtet zu werden und verborgen zu sein.“ Sie hat die Leiden, die ihr auferlegt wurden, angenommen. Die meisten Menschen, wir eingeschlossen, suchen den Leiden zu entfliehen, suchen die Leiden abzuweisen. Therese hat die Leiden bejaht. Sie hat die Leiden nicht von sich zu entfernen gesucht, sondern sie hat sich identisch gemacht mit ihrem Leidensschicksal, ja, sie dürstete nach Leiden. Sie hat ein Verlangen gehabt, zu leiden. „Ich verlange nur mehr danach, zu leiden. Ich finde darin ein Glück, das ich nicht für möglich gehalten hätte.“ So schreibt Therese in ihrer Lebensgeschichte, die sie auf Befehl der Oberin gegen Ende ihres Lebens niedergeschrieben hat.

Sie hat im Leiden gelächelt. Sie ließ niemals ihre Umgebung spüren, wieviel sie leiden mußte, und sie hat viel gelitten. „Kein Tag“, schreibt sie in ihrer Lebensgeschichte, „ist ohne Leiden.“ Kein Tag, nicht ein einziger. Aber sie lächelte und war stets zu Scherzen aufgelegt, so daß die Mitschwestern gar nicht merkten, was sie zu leiden hatte. Das ist wohl der Gipfel, wenn jemand das Leiden nicht nur annimmt, wenn er nach dem Leiden nicht nur verlangt, sondern wenn er im Leiden sein Glück findet. Therese kannte die Freude, aber es war eine Freude, die dem Leiden abgerungen ist.

Das Leiden wird freilich nur dann erlöserisch, wenn es von der Liebe erfüllt ist. Nur ein liebendes Leiden besitzt erlöserische Qualität. Und eben das war das Leiden Theresias vom Kinde Jesu. Ihr Herz war von Liebe erfüllt. Es war nicht die erotische Liebe, sie war ja ein Mädchen, das von keinem Manne wußte. Es war die Liebe, die reine Gottesliebe, die Gott in den Herzen erweckt. Diese Liebe war wie ein Flamme, die ihr Leben verzehrt hat. Und in dieser Liebesflamme hat sie ihre Leiden getragen. Leiden und lieben, das war für sie eines. Liebe war für sie kein Gefühl, sondern war Gehorsam gegen Gott. Liebe war für sie Opfer, Darbringung seiner selbst an den Willen Gottes. Das war für sie Liebe. Und in dieser Liebe hat sie den Gipfel erklommen. Lieben, geliebt werden und wiederkommen, um zu bewirken, daß die Liebe geliebt werde, das sah sie als ihre Sendung an. Ja, sie schrieb den ergreifenden Satz: „Mein Beruf ist die Liebe,“ die grenzenlose Gottesliebe, die sich im Ganzopfer vollendet.

Und dieses Ganzopfer hat Therese gebracht. Ich sagte schon, sie ist im Alter von 24 Jahren gestorben, aber wie gestorben? An einer Miliartuberkulose. Das ist eine Krankheit, wo sich die Tuberkulosekeime in der Blutbahn verbreiten und überall festsetzen. Am ganzen Körper entstehen Knötchen, Tuberkuloseknötchen, die aufplatzen und große Schmerzen verursachen. Mit glühendheißen Wangen, mit eiskalten Füßen, schweißgebadet und kaum noch des Atmens fähig lag sie in ihrer Sterbezelle. Auch in dieser furchtbaren Lage hat sie das Lächeln nicht verlassen. Noch an ihrem Sterbetage lächelte sie den Schwestern entgegen, die ihre Zelle betraten. „Mein Kelch ist gefüllt bis zum Rande. Ich hätte nie geglaubt, daß man so viel leiden kann“, sagte sie in dieser Todeskrankheit. Es war ein langes, ein qualvolles Sterben. Zwei Monate lang mußte sie sich erbrechen, mußte sie alles von sich geben, was sie zu sich nahm, konnte nicht einmal die heilige Kommunion empfangen. Dazu kam die Finsternis der Seele. Ihre Glaubensgrundlage begann zu wanken, eine furchtbare Angst überfiel sie. „Ich spüre den Teufel um mich herum“, so gestand sie. Also nicht einmal das hat Gott ihr geschenkt, daß er

ihr ein klagloses, ein ruhiges, im Glauben gefestigtes Sterben gab. Die Schwestern fragten sie gelegentlich in diesen Wochen des lange hingezogenen Sterbens: „Was sagen Sie jetzt Gott?“ „O, ich sage garnichts“, antwortete sie, „ich liebe ihn. Wohlan, wohlan, ich möchte nicht weniger leiden.“ So sagte sie in diesen Qualen und Schmerzen.

Und so, meine lieben Freunde, ist Therese von dieser Welt gegangen. Ihre letzten Worte waren: „O, ich liebe ihn. Mein Gott, ich liebe dich.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Einwände gegen die Osterbotschaft

31.03.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

Der Sinn des Leidens Jesu war die Auferstehung, denn er stirbt fürderhin nicht mehr. Der Tod hat keine Macht mehr über ihn. Jesus war der Lebendige kraft seines Wesens. Er lebte nicht in der Weise der Todverfallenen, er war innerlichst lebendig. Dennoch hat er den Tod ausgekostet wie kein anderer, weil er eben nicht in der Weise der Todverfallenen existierte, weil der Tod nicht schon gleichsam in ihm saß und ihn aufgezehrt hat. Und so hat er die Furchtbarkeit des Todes ausgekostet wie niemand anderer. Aber er konnte nicht im Tode bleiben. Seine Lebendigkeit duldet nicht, daß der Tod ihn festhielt. So hat er den Tod entmächtigt, so ist er durch den Tod hindurchgegangen und hat den Tod überwunden. „Triumph dem Todesüberwinder“ singen wir seitdem. In seiner Auferstehung ist herausgekommen, was immer in ihm war, nämlich daß er das Leben war.

Nach dem Tode wurde der Leib in das Grab gelegt, aber mit dem Leibe verbunden blieb der Logos, die zweite Person in der Gottheit, denn das ist eine Verbindung, die nie mehr gelöst wird. Also auch der entseelte Leib war mit der zweiten Person in der Gottheit verbunden. Die Seele dagegen ging in die Vorhölle, in die Unterwelt, in das Reich des Todes, um den dort weilenden Seelen die Erlösung zu verkünden. Wir sprechen von der „Höllenfahrt Christi“. Hölle ist hier gemeint in dem Sinne, daß es eben die Unterwelt ist. Wir leben in der oberirdischen Welt, und die Verstorbenen stellte man sich vor als in der unterirdischen Welt lebend. Der Ort spielt keine Rolle, es geht um die Sache. Und die Sache bedeutet, daß die Seelen, die im Zustand der Sündenlosigkeit abgeschieden waren, in der Erwartung der Erlösung lebten und daß diese Erlösung ihnen jetzt von Christus verkündet wurde. Sie konnten nicht eher in das Reich Gottes eingehen, bevor nicht das Heilswerk Christi vollbracht war. Jetzt, nachdem es vollendet ist, brachte ihnen Christus die Botschaft, daß sie eingehen könnten in das Reich der Seligkeit. Es war dieselbe Botschaft, die der rechte Schächer am Kreuze vernehmen durfte: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Gegen diese Lehre, gegen diese ursprüngliche, unabänderliche Lehre der Kirche stürmt der Unglaube an, der Unglaube in der Gestalt der liberalen Theologie. Er sagt – und ich sage es euch, meine lieben Freunde, damit ihr gewappnet seid gegen diese ungläubigen Aufstellungen –, die Höllenfahrt Christi sei nur ein Sonderfall der in der griechisch-römischen und orientalischen Religionsgeschichte vorhandenen Hadesfahrten von Göttern und Heroen. Diese Aufstellungen der liberalen Religionsgeschichte scheitern an zwei Tatsachen. Einmal handelt es sich bei den mythischen Erzählungen um Ausgeburten der Phantasie. Die Mythen steigen aus dem Inneren des Menschen auf und werden in Worte und Bilder gefaßt. Sie sind Darstellungen dessen, was sich in der Natur dauernd vollzieht, nämlich das „Stirb und werde“, das Vergehen und Auferstehen. Die Mythen beanspruchen gar nicht, geschichtliche Ereignisse zu erzählen, sondern sie sind Verdichtungen, numinose Verdichtungen dessen, was sich immer in der Geschichte und in der Welt ereignet, vor allem in der Natur. Dagegen ist die Höllenfahrt Christi von der Eigenart des Lebens und Werkes Jesu nicht loszutrennen. Und welches ist diese Eigenart? Es ist ein geschichtliches Ereignis. Es ist ein Ereignis, das wir nach Ort und Zeit festlegen können. Es ist dies ein Ereignis, das Zeugen gehabt hat. Und deswegen unterscheidet sich die Höllenfahrt Christi wesentlich von den Hadesfahrten der Götter und Heroen.

Aber noch aus einem zweiten Grunde besteht ein tiefgehender Unterschied, nämlich in den Mythen wird erzählt, wie die Götter und Heroen in der Unterwelt mit den Unterweltsgöttern kämpfen und manchmal unterliegen und jedenfalls ihren Tribut entrichten müssen. Nichts davon in der christlichen Lehre von der Höllenfahrt Christi. Der Gedanke dieser Höllenfahrt ist davon wesentlich ver-

schieden. Er besagt, daß Christus den Tod entmächtigt hat in seinem Tod und Auferstehen und daß er grundsätzlich den Tod überwunden hat und deswegen als der Lebendige den in der Unterwelt weilenden Seelen die Erlösung bringen und verkünden konnte. Es gibt also zwei wesentliche Unterschiede zwischen den Hadesfahrten der Heroen und Götter und der Höllenfahrt unseres Herrn und Heilandes. Es mag sich in diesen Mythen eine Sehnsucht ausdrücken, eine unvollkommene Sehnsucht nach dem, was sich dann tatsächlich in Christus ereignet hat. Es mögen auch die Vätertheologen die Stilmittel, die Darstellungselemente diesen mythischen Hadesfahrten entnommen haben, aber wir müssen eben unterscheiden zwischen dem Leib oder dem Kleid einer Wahrheit und dem Geist oder Gegenstand einer Wahrheit. Der Inhalt der christlichen Lehre ist wesentlich verschieden von den Hadesfahrten von Göttern und Heroen.

Christus ist am dritten Tage auferstanden von den Toten. Das ist der Mittelpunkt, das ist der wesentliche Inhalt der christlichen Lehre. An diesem Inhalt hängt buchstäblich alles. Wenn diese Lehre fällt, dann stürzt das ganze Christentum hinterher. Das haben die Apostel eindeutig gelehrt. Der Apostel Paulus betont, daß der Glaube hingefällig ist und daß die Predigt sinnlos ist, wenn Christus nicht auferstanden ist. Der Apostel Petrus sagt, für den ausgefallenen Judas muß jemand gewählt werden, der Zeuge der Auferstehung Christi sein kann. Ja, das ist geradezu der Beruf des Apostels, Zeuge der Auferstehung Christi zu sein. Wer nur seine eigene Erfahrung und sein eigenes Nachdenken als Maßstab nimmt, der muß gegen diese Lehre von der Auferstehung Christi Einspruch erheben. Das taten schon die geistesstolzen Griechen und die materialistischen Sadduzäer. Sie haben schon zu ihrer Zeit die Auferstehung Christi geleugnet. Auch heute, ja durch die ganze Geschichte des Christentums ist die Versuchung lebendig, nur das eigene Nachdenken und die eigene Erfahrung als Maßstab zu nehmen und so ein Nein zu der Auferstehung Christi zu sprechen.

Man muß sein Denken von Gott her umwandeln, wenn man die Auferstehung begreifen will. Man muß aufhören, vom Menschen her zu denken. Man muß anfangen, von Gott her zu denken. Auch die Jünger mußten ihr Denken umwandeln. Sie hatten zwar die Leidensweissagungen Jesu gehört, die immer ausklangen in den Satz: „Am dritten Tage aber wird er auferstehen.“ Aber sie haben diese Leidensweissagungen nicht aufgenommen. Sie haben kein Organ besessen, um diesen Voraussagen von Tod und Auferstehung des Messias folgen zu können. Es war ihnen undenkbar, es erschien ihnen ganz unwahrscheinlich. Und Petrus wollte es sogar dem Herrn ausreden. Er hat gesagt: Das wird doch dir nicht passieren. Und der Herr hat ihm dann gesagt: „age opisi mou, Satana!“ - Fort von mir, Satan. Diese Leidensweissagungen, die in die Auferstehungsvoraussage ausklangen, haben in den Jüngern keine nachhaltige Spur hinterlassen. Das ist sehr wichtig, denn wenn die Jünger am Karfreitag verzweifelt waren, wenn sie ausweglos waren, wenn sie keine Hoffnung mehr hatten, dann kann der Auferstehungsglaube nicht aus ihrem eigenen Inneren wie ein Wunschtraum hervorgequollen sein, dann kann der Auferstehungsglaube nicht die Verdichtung ihrer Sehnsucht sein, dann kann der Auferstehungsglaube nicht eine Vorstellung sein, die ihr eigenes, gegen die Tatsachen angehenendes Selbst aus sich hervorgetrieben hätte.

Daran scheitert die Haupthypothese, die der Unglaube - und die liberale Theologie ist Unglaube! - gegen die Auferstehung Christi vorbringt, die Visionshypothese. Diese Hypothese wurde zum erstenmal in ausgebauter Form vorgetragen von dem evangelischen Theologen David Friedrich Strauß. Sein Buch stammt aus dem Jahre 1834. Ich habe es von Deckel zu Deckel gelesen, weil es so wichtig ist für die Geschichte des Unglaubens. In diesem Buche stellt Strauß folgende Hypothese auf: Die Erscheinungen des Auferstandenen sind Tatsachen; die Erscheinungen sind tatsächlich passiert. Aber diese Erscheinungen sind subjektive, also aus dem eigenen Inneren hervorgehende Vorstellungen der Jünger, die sich über den Verlust des Messias nicht beruhigen konnten und bei denen das Unbewußte solche Bilder und Visionen hervorgetrieben hat. Diesen Bildern und Visionen entspricht nichts in der Wirklichkeit draußen. Das heißt, Jesus ist in Wirklichkeit nicht auferstanden, sondern es ist nur die subjektive Vorstellung geboren worden, daß er auferstanden sei. Die Visionen, die die Jünger gehabt haben, wurden theologisch gedeutet, und diese Deutung heißt: Jesus ist auferstanden. Wenn diese Hypothese mit dem Tode von David Friedrich Strauß erledigt wäre, bräuchte man heute nicht mehr darüber zu sprechen. Aber sie ist nicht erledigt. Sie wird bis in die Gegenwart von einer großen Zahl

von Theologen vorgetragen, neuerdings sogar von sogenannten katholischen. Das ist der nachkonziliare Zusammenbruch, das ist die Selbstzerstörung der Kirche.

Diese Visionshypothese, meine lieben Freunde, scheitert an drei Argumenten. Einmal verkennt sie vollständig die Psychologie der Jünger. Sie waren gerade nicht mit der Hoffnung, mit der Sehnsucht, mit dem Verlangen erfüllt, der Meister möge doch nicht tot sein, sondern sie waren überzeugt, daß er tot war. Sie hatten ihn ja sterben sehen, diesen zerrissenen Körper, diese durchbohrte Seite, dieses herabgeneigte Haupt, diese schrecklichen Wunden an seinen Gliedern. Der Hauptmann hatte den Tod bestätigt, denn Pilatus wunderte sich ja, daß er schon tot sei, und erkundigte sich darum bei dem Führer des Hinrichtungskommandos. Er war also verhältnismäßig rasch gestorben. Und all das hatten die Jünger miterlebt, und sie hatten sich in ihrer Hoffnungslosigkeit verkrochen. Es war nichts in ihnen, es war nichts in ihrem Unterbewußten und Unbewußten, das eine geheime Sehnsucht nach seiner Auferstehung gehabt hätte. Ja, sie konnten sich so etwas gar nicht vorstellen. Für sie gab es eine Auferstehung am Jüngsten Tage, aber doch nicht am dritten Tage. Diese Auferstehung am dritten Tage ist ja erst begründet worden durch ein Geschehnis, durch ein Faktum. Sie rechneten nur mit der Auferstehung dann, wenn das Ende der Zeit gekommen ist. Da rechneten sie schon mit der Auferstehung, aber nicht jetzt.

Der zweite Einwand beruht auf der Kürze der Zeit. Um sich von einer verzweifelten Stimmung zu einer hochgemuten Stimmung zu erheben, braucht man länger als ein paar Stunden, vielleicht 36 Stunden. Dafür muß man einen längeren Zeitraum annehmen. Aber dieser Zeitraum fehlt: Denn es steht ehern im Glaubensbekenntnis: „Auferstanden am dritten Tage.“ Nicht am zweiten, nicht am vierten, am dritten Tage. Auferstanden am dritten Tage, und zwar ist das der dritte Tag, wenn man den Karfreitag mitrechnet: Freitag – Samstag – Sonntag. Auferstanden am dritten Tage. Es steht kein langer Zeitraum zur Verfügung, um in dieser Zeit eine Entwicklung einzuleiten, die von der Verzweiflung zu hochgemuter Stimmung, ja sieghafter Überzeugung führen kann.

Der dritte Einwand gegen die Visionshypothese ist der schwerwiegendste. Diese Hypothese macht nicht die Texte des Neuen Testaments zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchung, sondern ein philosophisches a priori. Sie erklärt mit dem berühmten ungläubigen protestantischen Theologen Bultmann: Ein toter Leib kann nicht wieder lebendig werden. Ja, deswegen gibt es ja das Christentum, weil das einmal passiert ist. Was ist das ein Satz von abgründiger Dummheit! Ein philosophischer, vorausgesetzter Standpunkt wird gegen eine Tatsache ins Feld geführt. Weil so etwas angeblich nicht geschehen kann, deswegen ist es nicht geschehen. Ja, aber das muß man sich eben doch von der Wirklichkeit, von der Geschichte sagen lassen, was geschehen kann. Und daß es geschehen ist, das bezeugen uns diejenigen, die den Herrn gesehen und gehört haben.

Also diese liberale Theologie sucht zu erklären, wie es zum Glauben an die Auferstehung gekommen ist, wenn Jesus tatsächlich nicht auferstanden ist. Sie will das psychologische Rätsel lösen, wie die Vorstellung von der Auferstehung entstehen konnte, auch ohne daß der Herr auferstanden ist. Gegen dieses philosophische a priori, also eine Voraussetzung, die man nicht mehr länger beweist, gegen dieses philosophische a priori erhebt die Geschichte, erhebt die Wirklichkeit, erheben die Apostel, erheben die Zeugen der Auferstehung lauten Einspruch.

Zu der Visionshypothese kommen die Betrugs- und die Diebstahlhypothese. Die Betrugshypothese wurde wiederum von einem evangelischen Theologen aufgestellt, nämlich von Hermann Samuel Reimarus. Diese Betrugshypothese lautet etwa so: Die Jünger sind gekommen und haben den Leichnam Jesu aus dem Grabe geholt, ihn irgendwo versteckt und dann die Kunde ausgestreut, er ist auferstanden. Die ganze Auferstehung ist also ein aufgelegter Schwindel. Diese Hypothese ist am leichtesten zu widerlegen. Durch Betrug wird man nicht mutig. Betrüger, die von ihrem Betrug so fasziniert sind, daß sie den, den sie entfernt haben, als Lebenden schauen, solche Betrüger hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen. Betrüger, die für ihren Betrug in den Tod gehen und auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten, solche Betrüger hat es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben. Deswegen ist auch diese Hypothese weitgehend aufgegeben. Eine andere kommt ihr nahe, nämlich die Diebstahlhypothese. Irgend jemand, Josef von Arimatäa oder sonst ein anderer, habe den Leichnam Jesu entfernt, und die Jünger hätten das leere Grab vorgefunden, und dann seien sie auf den

Gedanken gekommen: Der Herr ist auferstanden. Also das leere Grab habe den Glauben an die Auferstehung hervorgerufen. Gegen diese Hypothese gibt es zwei entscheidende Einwände. Einmal, wenn der Leichnam Jesu von Josef von Arimatäa oder auch vom Hohen Rat entfernt worden wäre, ja warum haben sie ihn dann nicht vorgewiesen, als die Jünger mit ihrer Predigt von der Auferstehung Jesu das ganze Judenland erfüllt haben? Sie hätten ihn doch hervorholen und zeigen können: Hier ist er ja. Dann wäre der ganze Spuk, als den sie die Auferstehung ausgehen wollten, zusammengebrochen. Nichts dergleichen ist geschehen. Der Leichnam Jesu konnte nicht vorgewiesen werden. Außerdem, das ist der entscheidende Einwand, hat sich der Auferstehungsglaube Jesu nicht am leeren Grab entzündet. Das leere Grab wurde festgestellt, aber es verbreitete nur Staunen, Unsicherheit, Schrecken, Ratlosigkeit. Niemand wußte, was das bedeutet. Erst als der Auferstandene sich zu sehen gab, erst als er den Jünger erschien, erst da keimte der Osterglaube auf. Nicht das leere Grab begründet den Osterglauben, sondern die Erscheinungen des Auferstandenen.

Das sind, meine lieben Freunde, die Einwände gegen die Auferstehung Jesu. Wer sich von vorgefaßten Meinungen frei macht, wer auf die Zeugen hört, wer ihre Lauterkeit anerkennt, wer wahrnimmt, daß sie nur in aller Schlichtheit und ohne Aufbauschen berichten, was sie erfahren haben, der kommt nicht daran vorbei, zu sagen: Jesus ist wahrhaft auferstanden, und er ist dem Petrus erschienen. Als die Jünger vor dem Hohen Rat standen, wurde an sie die Forderung gestellt, sie sollten doch aufhören mit dieser Predigt von dem Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Da gab ihnen Petrus, der plötzlich seinen Mut wiedergefunden hatte, zur Antwort: „Wir können nicht aufhören, zu reden von dem, was wir gesehen und gehört haben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Osterbotschaft ungläubiger Theologen

01.04.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Auferstehung Christi ist die Grundlage des Christentums. Ohne die Auferstehung Christi gibt es kein Christentum. Das haben die Gegner des Christentums immer gewußt. Die Juden verbreiten noch heute, im Talmud, also in ihrem jüdischen Gesetzbuch, die Version, der Leichnam Jesu sei gestohlen worden. Und schon die Apostel hatten sich mit den Einwänden der jüdischen und griechischen Gegner der Auferstehung auseinandersetzen. In Korinth, also einer heidenchristlichen Gemeinde, in der die Geringschätzung des Leibes verbreitet war, erhoben sich Leugner der Auferstehung Jesu. Dieser Tatsache verdanken wir das 15. Kapitel im 1. Brief des Apostels Paulus an die Korinther. „Wenn aber verkündigt wird, daß Christus von den Toten auferstanden ist, wie behaupten dann einige von euch, es gibt keine Auferstehung der Toten?“ Und jetzt macht er auf die Konsequenzen dieser Ansicht aufmerksam: „Gibt es aber keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferstanden. Wenn aber Christus nicht auferstanden ist, so ist unsere Predigt ohne Sinn, ohne Sinn auch euer Glaube. Dann sind wir als falsche Zeugen Gottes befunden, da wir gegen Gott bezeugt haben, daß er Christus auferweckt habe, den er nicht auferweckt hat, wenn nämlich Tote nicht auferstehen. Denn wenn Tote nicht auferstehen, so ist auch Christus nicht auferstanden. Wenn aber Christus nicht auferstanden ist, so ist euer Glaube nichtig; dann seid ihr noch in euren Sünden. Dann sind auch die in Christus Entschlafenen verloren. Wenn wir bloß in diesem Leben auf Christus unsere Hoffnung setzen, so sind wir bejammernswerter als alle Menschen. Nun aber ist Christus von den Toten auferstanden als Erstling der Entschlafenen. Denn weil durch einen Menschen der Tod gekommen ist, so durch einen Menschen die Auferstehung der Toten. Und gleichwie in Adam alle sterben, so werden auch in Christus alle belebt werden.“

Das ist also der Kettenschluß, den Paulus in diesem Abschnitt seines 1. Briefes an die Korinther vollzieht. Wenn es keine Auferstehung gibt, ist auch Christus nicht auferstanden. Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist die Predigt sinnlos, dann ist der Glaube sinnlos, dann ist die Hoffnung sinnlos, dann ist alles sinnlos. Dann hört das Christentum auf bzw. es kann gar nicht recht in Gang kommen.

Die Einwände von Juden und Griechen gehören der Geschichte an. Aber die Einwände der ungläubigen Theologen, tauchen in der Gegenwart auf. Deswegen müssen wir uns, meine lieben Freunde, mit diesen Einwänden, die ja über den Religionsunterricht und die Schulbücher Ihre Kinder und Kindeskinde erreichen, auseinandersetzen. Man verweist in diesen Kreisen auf mehrere Dinge, um die Auferstehung oder jedenfalls ihre Begleitschaft aus den Angeln zu heben. Man sagt, daß in den Evangelien und in den dazugehörigen Schriften bald die Rede ist, Jesus sei auferweckt worden, und daß es an anderen Stellen heißt, er sei auferstanden, und sagt, das ist ja ein Widerspruch. Entweder er ist auferweckt worden, oder er ist auferstanden. Man erinnert daran, daß zwischen den Evangelien Unterschiede bestehen, z.B. in den Personen, die das leere Grab gesehen haben. Nach Markus und Lukas sind es drei Frauen, die zum Grabe pilgern, nach Matthäus sind es nur zwei, und nach Johannes ist es nur eine. Ja, wie geht das zusammen? Man weist darauf hin, daß die Erscheinungen den Auferstandenen bald in massiver Körperlichkeit darstellen; er ißt mit ihnen; es wird weniger von dem Fisch und von dem Honigkuchen. Andererseits eine Reihe von Erscheinungen, wo er wie ein Geist auftritt, durch die Türen geht und plötzlich in ihrer Mitte steht. Kann das zusammen bestehen? Schließlich erinnert man daran, daß ein bestimmter Überlieferungsstrang nur Erscheinungen in Jerusalem nennt,

nämlich der Evangelist Lukas, während die anderen Evangelisten Erscheinungen in Jerusalem und in Galiläa kennen, die doch viele Kilometer voneinander entfernt sind.

Das sind ein paar Einwände, die von den Glaubenszerstörern gegen die Auferstehung Jesu gemacht werden. Wissen wir auf diese Einwände eine Antwort, meine lieben Freunde? Wenn wir damit beginnen, daß in den heiligen Schriften mal die Rede davon ist, Christus sei auferweckt worden, ein andermal, er sei auferstanden, so ist das kein Gegensatz, sondern ergänzt sich. Insofern Christus ein Mensch war, hatte er selbstverständlich nicht die Macht, vom Tode aufzuerstehen; da mußte er auferweckt werden. Aber insofern er Gott war, besaß er die Macht, das Leben, das man ihm genommen hatte, wieder zu geben. Und wenn in den heiligen Schriften der Ton darauf liegt und die Mehrzahl der Aussagen darauf geht, daß Christus auferweckt worden ist, dann soll damit ausgesagt werden, daß das Leben des Christus ganz und gar vom Vater bestimmt ist und daß der Vater in dem Lebendigwerden seines Sohnes ihn bestätigt hat als den Messias und als den Heiland. Deswegen liegt so viel daran, zu sagen, er ist vom Vater auferweckt worden. Ja, Gott hat sich in diesem Geschehnis zu seinem Christus bekannt. Deswegen also die Betonung der passiven Form: Er ist auferweckt worden.

Was die Verschiedenheit der Personen angeht, die zum Grabe eilen, so ist diese Unterschiedlichkeit relativ leicht zu erklären. Ich habe vor kurzem die Lebenserinnerungen des bekannten Schauspielers Luis Trenker gelesen. Luis Trenker, der ja über 90 Jahre alt geworden ist, hat viel erlebt in seinem langen Leben. Er berichtet zum Beispiel auch von Empfängen bei dem damaligen Staatschef Adolf Hitler. Er schildert, daß da Leni Riefenstahl anwesend war und Werner Kraus, also Schauspieler; andere Personen übergeht er. Aber selbstverständlich waren auch andere Personen zugegen, das will Luis Trenker überhaupt nicht bestreiten, und Zeitgenossen, die diesen Empfängen beigewohnt haben, wissen zu berichten, daß auch Minister anwesend waren und Generäle und Männer aus der Wirtschaft. Also dadurch, daß er bestimmte Persönlichkeiten hervorhebt, will er andere nicht ausschließen. Es kommt ihm nicht auf Vollständigkeit der Aufzählung an, sondern er hat ein besonderes Interesse daran, Personen zu nennen, die aus seiner Berufssparte stammen. Ähnlich-unähnlich ist es offensichtlich auch bei den Berichten der Evangelien. Es kommt auch ihnen nicht auf Vollständigkeit an, sondern es geht ihnen darum, die Personen, an denen ihnen besonders liegt – das ist natürlich vor allem Maria Magdalena – bevorzugt zu nennen. Die anderen sind nicht wichtig, man kann sie weglassen, ohne daß man damit die historische Treue anderer Berichte bezweifeln will, die diese Personen nennen.

Und was nun die unterschiedlichen Weisen der Erscheinungen angeht, so muß man sagen, es ist notwendig, daß man zwei Reihen von Erscheinungsweise unterscheidet. Wenn man nämlich nicht die Leiblichkeit des Auferstandenen, des Erschienenen hervorhebt, dann könnte jemand sagen, das ist ein Gespenst, das ist eine Einbildung. Die Leiblichkeit muß betont werden, um die wahre Auferstehung, um die leibliche Auferstehung zu bezeichnen, um zu sagen: Der Leib, der da erscheint, ist identisch mit dem, der am Kreuze hing, der ins Grab gesenkt wurde und der jetzt wieder lebendig geworden ist. Deswegen der Hinweis auf die Male der Nägel und auf die Seitenwunde.

Aber nun soll man nicht meinen, es sei der Leib in derselben Gestalt wie damals, als er in Galiläa wanderte und ans Kreuz geschlagen wurde. Es ist dieser Leib in veränderter Gestalt, in verwandelter, in verklärter Gestalt. Und deswegen muß man betonen, daß dieser Leib fast wie ein Geist erscheint, nämlich er ist nicht gebunden an die Gesetze von Raum und Zeit, er durchdringt die Türen, weil es ein Leib ganz anderer Qualität, himmlischer Qualität ist. Es ist also notwendig, daß man einerseits die Erlebnisse berichtet, in denen Jesus mit seinem Leibe sich kundtut, und daß man andererseits seine Überlegenheit über alle Raumgebundenheit dartut.

Und was schließlich die verschiedenen Orte der Erscheinungen angeht, so hat es einen guten Sinn, wenn sich Lukas darauf beschränkt, nur Erscheinungen in Jerusalem zu berichten. Denn sie waren die wichtigsten. Warum? Weil man nur in Jerusalem das Pendant zu den Erscheinungen vorweisen konnte, nämlich das leere Grab. In Galiläa konnte man das Grab nicht nachweisen, da konnte man nicht zum Grabe gehen, aber in Jerusalem war das, was untrennbar zusammenhängt, nämlich die Erscheinungen und das leere Grab, beides nachweisbar. Und darauf kommt es dem Evangelisten Lukas an.

Diese Unausgeglichenheiten lösen sich also bei gutem Willen, den muß man allerdings haben, nicht wahr, lösen sich bei gutem Willen auf. Selbst wenn man diese Unterschiede ernst nimmt, kann man



sagen, daß entscheidenden Aussagen bei allen Evangelisten völlig gleich sind. Welches sind die entscheidenden Aussagen? Erstens, daß die Auferstehung eine Tatsache ist, also nicht bloß eine Überzeugung von ekstatisch veranlagten Männern, sondern eine Tatsache, eine Wirklichkeit, eine historische Tatsache, eine historische Wirklichkeit. Das zweite, daß auch das leere Grab eine Tatsache ist, nicht ein Postulat, nach dem man angenommen hat, wenn er auferstanden ist, muß das Grab leer sein. Nein, daß es eine Tatsache ist, das leere Grab. Drittens, die Auferstehung wird einmütig festgelegt auf den dritten Tag. Es hängt viel am dritten Tag, daß Jesus eben nicht am zweiten oder am vierten Tage auferstanden ist, sondern am dritten Tag. Damit wird sein Lebendigwerden eindeutig historisch verankert in der Zeit: Am dritten Tage auferstanden. Viertens, die Erscheinungen des Auferstandenen sind nur eine begrenzte Zeit erfolgt. Der Apostel Paulus zählt ja im 1. Korintherbrief die wesentlichen Erscheinungen auf: Er ist dem Petrus erschienen, er ist den Elfen erschienen, fünfhundert Brüdern auf einmal. Man kann hingehen und sie fragen, die meisten leben nämlich noch; dann dem Jakobus, dann allen Aposteln. Damit ist gemeint, daß auch der Thomas dabei war. „Und schließlich mir.“ „Zuletzt“, sagt er, „zuletzt.“ Das heißt, seine Erscheinung, die er erlebt hat, ist die letzte, nachher gibt es keine solchen Erscheinungen mehr. Da gibt es Visionen anderer Art. Aber die Erscheinungen des Auferstandenen, die den Glauben in den vorherbestimmten Zeugen begründen sollen, diese Erscheinungen hören auf mit der letzten, die Paulus zuteil geworden ist auf dem Wege nach Damaskus.

Weiter ist an übereinstimmenden Tatsachen zu erwähnen: Alle sehen die Auferstehung als ein unerhörtes Wunder Gottes an. Nicht aus natürlichen Kräften, sondern durch die Allmacht Gottes ist dieses Ereignis geschehen. Und weiter: Sie heben die wahre Leiblichkeit, wenn auch die verklärte, wenn auch die neue, wenn auch die verwandelte Leiblichkeit des Auferstandenen hervor. Und schließlich noch ein letzter Zug: Kein einziges Evangelium, kein einziger Brief des Neuen Testaments sagt etwas über den Vorgang der Auferstehung selbst. Alle berichten nur vom Auferstandenen. Warum sprechen sie nicht von der Auferstehung selbst? Weil niemand dabei war, weil das in einer Zeit geschehen ist, als keiner der Apostel der Auferstehung beiwohnen konnte. Sie haben ja damit nicht gerechnet. Und es ist ein Zeichen für die Echtheit der Evangelien, daß sie diesen Vorgang nicht berichten. Unehnte Schriften, die von der Kirche nie anerkannt sind, wissen davon zu berichten, zum Beispiel das Petrus-evangelium, ein sogenanntes apokryphes, also nicht anerkanntes Evangelium. Da heißt es: „In der Nacht aber, in welcher der Herrentag aufleuchtete, als die Soldaten jeder Ablösung zu zweit Wache standen, erscholl eine laute Stimme am Himmel, und sie sahen die Himmel geöffnet und zwei Männer in einem großen Lichtglanz von dort herniedersteigen und sich dem Grab nähern. Jener Stein, der vor den Eingang des Grabes gelegt war, geriet von selbst ins Rollen und wich zur Seite, und das Grab öffnete sich und beide Jünglinge traten ein. Als nun jene Soldaten dies sahen, weckten sie den Hauptmann und die Ältesten, und während sie erzählten, was sie gesehen hatten, sahen sie wiederum drei Männer aus dem Grabe herauskommen und die zwei den einen stützen und ein Kreuz ihnen folgen, und das Haupt der zwei bis zum Himmel reichen, dasjenige des von ihnen an der Hand Geführten aber die Himmel überragen. Und sie hörten eine Stimme aus dem Himmel rufen: „Du hast den Schlafenden gepredigt.“ Und es wurde vom Kreuze her die Antwort laut: „Ja.“

Sehen Sie, meine lieben Christen, das ist Erfindung. Das ist nicht Evangelium, das ist Dichtung. Und deswegen hat es die Kirche nicht in die Reihe ihrer heiligen Bücher aufgenommen. Gerade die Nüchternheit, ja Dürftigkeit der Berichte der Evangelien sichert ihnen ihre Wahrhaftigkeit. Und selbst ihre Unausgeglichenheit ist ein Indiz für ihre Wahrheit, denn die Unausgeglichenheit zeigt, daß die sich überstürzenden Ereignisse, die alarmierenden Ereignisse dieses Tages so wiedergegeben werden, wie sie von den Zeugen und Zeitgenossen aufgenommen wurden. Die Evangelisten haben sich keine Mühe gemacht, die Unausgeglichenheit auszugleichen. Sie haben die Texte nicht überarbeitet; sie haben nicht versucht, sie zu harmonisieren. Sie haben sie so stehen lassen, wie sie ihnen überkommen sind. Gerade das sichert ihnen ihre Echtheit, ihre Durchschlagskraft.

So wollen wir also, meine lieben Freunde, nicht zweifeln, wie manche von den Jüngern gezweifelt haben. So wollen wir uns nicht irremachen lassen, wie sich viele von ungläubigen Theologen haben irremachen lassen. So wollen wir festhalten an dem Zeugnis der Urkirche, der Apostel. Der heilige

Chrysostomus schreibt einmal: „Sie (die Apostel nämlich), die geflohen sind, als er lebte, die stellen sich jetzt plötzlich dem Hohen Rat und dem ganzen Volke und bekennen ihn und legen für ihn Zeugnis ab und erleiden den Tod für ihn, wo er tot war.“ Ja, wie ist das zu erklären, fragt Chrysostomus. Das läßt sich nur so erklären, daß der Tote lebendig geworden ist. Die zu Lebzeiten geflohen sind, die sind nach seinem Tode mutig geworden, mutig geworden nicht durch Fabulieren, denn durch Fabulieren, durch Erfinden wird man nicht mutig, sondern weil ein von außen auf sie eindringendes Ereignis, eben das Erscheinen des Auferstandenen, sie überzeugt hat: Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Der verklärte Leib des Auferstandenen

07.04.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Auferstehung und der auferstandene Leib des Herrn sind ein göttliches Wunder. Weil sie ein göttliches Wunder sind, sind sie auch ein göttliches Geheimnis. Wir Priester haben im Brevier des heutigen Tages, im Nachtgebet, eine Lesung vorgelegt bekommen, in der gesagt wird, wenn die Werke Gottes nicht wunderbar wären, dann könnten die Menschen sie mit ihrem Verstande ergreifen, und der Glaube hätte kein Verdienst. Die Werke Gottes müssen unbegreiflich sein, wenn sie Gottes Werke bleiben sollen. Die Auferstehung und der auferstandene Leib sind also ein Geheimnis, aber das hindert nicht, daß wir versuchen, mit unseren vom Glauben erleuchteten Verstandeskräften in dieses Geheimnis so weit einzudringen, wie es uns möglich ist. Es ist also nicht nur denkbar, sondern es scheint, um den Glauben zu stärken und zu sichern, geboten, zu fragen: Wie war denn der Leib des auferstandenen Herrn?

Es wäre falsch, wenn man den Ernst des Todes Jesu leugnete. Die Kreuzigung, der Lanzenstich, das Grab, die Steinplatte vor dem Grabe, die Wache, die aufgestellt wurde, erheben Einspruch gegen diejenigen, die den Ernst des Todes Jesu bezweifeln. Und sie erheben auch Einspruch gegen jene, die diesen Tod nicht als ein unwiderrufliches Ende dieses irdischen Lebens Jesu ansehen. Der Tod war nicht bloß ein Durchgang, hinter dem Jesus dasselbe Leben fortsetzte, wie er es vorher geführt hat. Nein, der Tod war ein Verwandler. Es kam etwas Neues hervor. Der Jesus, der aus dem Grabe entstieg, ist nicht gekommen, um dasselbe Leben fortzusetzen, wie er es vorher geführt hatte. Wenn er als der gleiche wiedergekommen wäre, dann wäre das ein Zeichen des Mythos. Aber er ist nicht als der gleiche, er ist als ein Verwandelter wiedergekommen, und das ist ein Zeichen dafür, daß wir es hier mit Geschichte zu tun haben.

In den Evangelien sind zwei Reihen von Aussagen über den Auferstandenen enthalten. Die eine Reihe schildert ihn in seiner Erhabenheit über Raum und Zeit, über Fleisch und Blut. Diese Erhabenheit, diese Andersartigkeit, diese Verschiedenheit ist so groß, daß ihn seine vertrauten Anhänger nicht mehr erkennen. Maria Magdalena hält ihn für den Gärtner, und die Emmausjünger meinen, es sei irgend ein Fremdling, der da mit ihnen wandelt. Das ist die eine Reihe von Vorstellungen, nämlich diejenigen, die Jesus in seiner Andersartigkeit vom vorherigen Leben schildern.

Die zweite Reihe von Aussagen und Berichten betont, daß Jesus in wirklicher, leibhafter Gestalt erschienen ist. Er ist nicht nur plötzlich vor ihnen aufgetaucht, sondern er hat mit ihnen geredet, genauso erhaben, genauso klar, genauso tatkräftig wie zur Zeit seines Lebens auf Erden, und er hat mit ihnen gegessen, er hat mit ihnen getrunken, er hat sich anrühren lassen. Die liberale Theologie, also der theologisch verbrämte Unglaube, schließt aus diesen gegensätzlichen Vorstellungsräumen, daß die Berichte unglaubwürdig seien. Sie widersprechen sich, so sagen die liberalen Theologen. In Wirklichkeit widersprechen sie sich nicht, sondern sie ergänzen sich. Erst in ihrem Zusammenkommen wird ein wirkliches Bild des auferstandenen Heilandes. Daß die Evangelisten keinen Widerspruch zwischen den verschiedenen Berichten gesehen haben, das erkennt man daran, daß sie nicht verteilt sind auf das eine oder das andere Evangelium, sondern daß die beiden Vorstellungsräume in ein und demselben Evangelium, ja in ein und derselben Erscheinung berichtet werden, nämlich zunächst das Erstaunen und die Befremdung über diesen da vor ihnen Erscheinenden und dann die Lösung dieses Rätsels, als sich Jesus zu erkennen gibt. Die beiden Vorstellungsräume müssen also zusammen gesehen werden; sie schließen sich nicht aus. Erst ihre Gemeinsamkeit ergibt ein vollendetes und vollkommenes Bild des auferstandenen Herrn.

Ein Apostel hat sich besonders mit dem verklärten Leib des Herrn beschäftigt. Es ist das der Apostel Paulus. Schon damals, also vor 1900 Jahren, haben die Menschen gefragt: Was war das denn für ein Leib, mit dem der Herr erschienen ist? Und schon damals gab es selbstverständlich Einwände gegen dieses einzigartige, noch nie dagewesene Wunder. Wir haben in unserer Erfahrung kein Vergleichsmaterial für dieses Geschehnis, das sich damals, einmal und ein einziges Mal in der Geschichte, ereignete. Aber Paulus sucht nach Analogien für die Auferstehung des Herrn. „Es könnte jemand sagen: Wie stehen die Toten auf? Mit was für einem Leibe kommen sie zum Vorschein? Du Tor! Was du säst, keimt nicht auf, wenn es nicht zuvor abstirbt. Und wenn du säst, säst du nicht die Pflanze, die erst werden soll, sondern ein bloßes Korn, etwa ein Weizen- oder ein anderes Samenkorn. Gott aber gibt ihm einen Körper, so wie er will, und einer jeden Samenart einen eigenen Körper.“ Er setzt also an mit der Verschiedenheit zwischen dem, was man sät, und dem, was daraus wird, und sagt: Es ist ein großer Unterschied. Man kann es der Pflanze ja nicht ansehen, daß sie einmal aus einem winzigen Korn geworden ist. Man sieht es der Eiche nicht an, daß sie aus einer Eichel entstanden ist. Aber nicht genug damit. „Nicht alles Fleisch ist dasselbe Fleisch. Vielmehr ein anderes ist das Fleisch der Menschen, ein anderes das der Vierfüßler, anders das der Vögel, anders das der Fische.“ Also schon im Bereiche der Lebewesen gibt es sehr verschiedene Körperlichkeiten, sehr verschiedene Fleischarten. Auf diese Weise versucht er einen neuen Ansatz, um das Geheimnis des verklärten Leibes und den Unterschied zum irdischen Leib Jesu zu erklären. Dann weiter: „So gibt es auch himmlische Körper und irdische Körper. Anders ist der Glanz der himmlischen, anders derjenige der irdischen.“ Jetzt geht er an den Himmel. „Anders ist der Glanz der Sonne, anders der Glanz des Mondes, anders der Glanz der Gestirne; denn Stern unterscheidet sich von Stern an Glanz.“ Er hat also drei Beispiele gebracht, wie es Unterschiede gibt zwischen den verschiedenen irdischen Wirklichkeiten „So“, kommt jetzt die Anwendung, „ist es auch mit der Auferstehung der Toten.“ Jetzt kommt ein vierfacher Vergleich: „Gesät wird in Verweslichkeit, auferweckt in Unverweslichkeit. Gesät wird in Häßlichkeit, auferweckt in Herrlichkeit. Gesät wird in Hinfälligkeit, auferweckt in Kraft. Gesät wird ein sinnlicher Leib, auferweckt ein vergeistigter Leib.“ Also vier Gegensatzpaare, die erklären sollen, wie sich der himmlische, der verklärte, der auferweckte Leib von dem irdischen Leib unterscheidet. Der irdische Leib ist verweslich, er ist – im Vergleich zum verklärten Leibe – häßlich, er ist hinfällig, er ist sinnhaft, sinnlich. Ganz anders der auferweckte Leib. Er ist unverweslich, er ist herrlich, er ist voll Kraft, und er ist vergeistigt. Die Vergeistigung des auferweckten Leibes geht so weit, daß der heilige Paulus an einer Stelle seiner Briefe schreibt: „Der Herr ist der Geist.“ Der Leib des Herrn ist derart vergeistigt, vom Heiligen Geist durchwirkt und ergriffen, daß man sagen kann: Der Herr ist der Geist.

Er hat auch an anderen Stellen ein neues Gleichnis für den verklärten Leib des Herrn eingefügt, nämlich das Licht. Er hat ja selbst den auferstandenen Heiland in einer Lichterscheinung gesehen, vor Damaskus. Da brannte vor ihm ein Licht, und er stürzte zu Boden. Und aus dieser Lichterscheinung kam die Rede: „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“ Und fortan ist das Licht bei Paulus das Hauptmedium geworden, mit dem er den auferstandenen Herrn zu schildern bemüht ist. Der Herr ist Licht. Er ist lichtvoll, er ist durchleuchtet. Sein Leib ist durchleuchtet von der Herrlichkeit Gottes. Auf Erden war der Leib Jesu mehr Verhüllung als Offenbarung der Herrlichkeit Gottes; da war die Herrlichkeit Gottes verborgen. Jetzt aber, nach der Auferweckung, ist die Herrlichkeit offenbar geworden. Jetzt durchdringt und durchwirkt sie den Leib Jesu. Jetzt ist er lichtvoll, lichthaft geworden. Und diese Verwandlung hat der Geist, der Heilige Geist bewirkt. Der Geist, der den Leib Christi geschaffen hat, dieser Geist, dieser selbe Geist hat ihn auch verwandelt im Werk der Auferstehung. Der Geist des Herrn, der über den Wassern ruhte, als die Welt geschaffen wurde, dieser allmächtige Geist hat den Körper des Auferstandenen verwandelt.

Da sehen wir, meine lieben Freunde, daß man eine Ahnung gewinnen kann von der Wirklichkeit des auferstandenen Heilandes. Auch die Verklärung auf dem Berge Tabor kann uns helfen, in dieses Geheimnis etwas einzudringen. Die drei Apostel, die damals mit dem Herrn auf dem Verklärungsberge waren, sahen, daß sein Antlitz leuchtete wie die Sonne und daß seine Kleider wurden wie Licht. So steht es im 17. Kapitel des Matthäusevangeliums. Wie Licht, sie wurden lichtvoll; sein Leib wurde lichtvoll auf diesem Berge, und das fügt sich nahtlos zu der Erscheinung, die Paulus vor Damaskus

gehabt hat. Der Leib Christi ist lichtvoll geworden. Die Tabor-Verklärung und die Lichterscheinung vor Damaskus vermögen uns eine Ahnung zu vermitteln von der Wirklichkeit des verwandelten Leibes Christi.

Und doch muß festgehalten werden: Der verwandelte Leib Christi ist kein anderer als der Leib, der am Kreuze verblutete, der in Tücher gelegt wurde, der ins Grab gelegt wurde. Er ist nur anders geworden. Es ist derselbe Leib, aber in veränderter Gestalt. Der verwandelte Leib des Herrn ist identisch mit dem Leib, der ans Kreuz geheftet wurde. Deswegen läßt der Herr ja die Jünger die Dichtigkeit seines Leibes spüren. Damit sie nicht meinen, es sei ein Gespenst oder eine trügerische Lichterscheinung, dürfen sie den Finger in seine Wunden legen und die Hand in seine Seitenwunde. Das ist ein Beweis der Identität, also der Dieselbigkeit des verklärten Leibes mit dem zerrissenen, verblutenden Leibe, den der Herr am Kreuze zum Opfer gebracht hat.

Die gläubige Betrachtungsweise des Volkes hat sich immer schon mit dem lichtvoll gewordenen Leibe des Herrn beschäftigt in dem schönen Liede „Ist das der Leib, Herr Jesus Christ, der tot im Grab gelegen ist? Kommt, kommt, ihr Christen, jung und alt, schaut die verklärte Leibsgestalt.“ In den folgenden Versen werden dann die Eigenschaften dieses Leibes beschrieben: „Den Leib verklärt ein lichter Strahl, es schimmert hell der Wunden Mal. Die Seele durchleuchtet ihn so rein wie tausendfacher Sonnenschein.“ Also die Lichtherrlichkeit seines Leibes. „Der Leib empfindet nimmer Leid, bleibt unversehrt in Ewigkeit. Gleich wie die Sonne leuchtet klar durch noch so viele tausend Jahr!.“ Dieser Leib ist dem Leide nicht mehr zugänglich. „O Leib des Herrn, wie zart und fein, du dringst durch Schloß und Riegel ein, wie durch das Glas die Sonne geht und nichts den Strahlen widersteht.“ Als der Herr auf Erden wandelte, da ist er einer der anderen Menschen gewesen, der kam und ging und aß und trank wie sie. Jetzt aber kommt er plötzlich und verschwindet ebenso plötzlich. Die Gesetze von Raum und Zeit gelten nicht mehr für ihn. „Schnell ist der Leib, schnell und geschwind, gleich wie ein Pfeil, gleich wie der Wind, gleich wie ein Stern viel tausend Meil' die Welt umläuft in schneller Eil!.“ Die Enge des Raumes und der Zeit, die Schranken des Raumes und der Zeit gelten für den verklärten Leib nicht mehr.

Und deswegen, weil dieser verklärte Leib so wunderbar gestaltet ist, weil er verbunden ist mit dem Logos, der zweiten Person der Gottheit, deswegen stimmt der Sänger in der letzten Strophe an: „Verklärter Leib, dich bet' ich an, lobpreise dich, soviel ich kann. Gib, Herr, daß ich in Ewigkeit ihn schauen mög' in Himmelsfreud!.“

Alleluja, alleluja. Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Der Grund unserer Osterfreude

14.04.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir sprechen von der Osterfreude, und diese Osterfreude drückt sich aus in den vielen Rufen des Alleluja, mit denen das Osterfest reich bestückt ist. Welches ist denn der Grund für die Osterfreude? Warum freuen wir uns an Ostern? Es sind zwei Gründe, die diese Freude hervortreiben. Der erste betrifft Christus, der zweite geht uns an.

Wir freuen uns erstens, weil Christus den Sieg errungen hat. Er war auf Erden geschmäht und geschändet, als ein Verbrecher verurteilt, am Kreuze noch gelästert worden. Jetzt endlich kommt die Gerechtigkeit hervor. Jetzt zeigt der Vater, daß dieser Ausgestoßene derjenige ist, dem er die Sünden der anderen aufgeladen hat. Jetzt wird Christus gerechtfertigt, jetzt zeigt es sich, daß er nicht ein vom Vater Verlassener, sondern ein vom Vater Angenommener ist, daß der himmlische Vater sich zu seinem Sohne Christus bekennt. Deswegen heben die Apostel so oft hervor: Christus ist vom Vater auf-erweckt worden. Sie sagen häufiger, er ist auferweckt worden, als er ist auferstanden. Sie sagen das mit Absicht, denn sie wollen damit bekunden, daß der Vater im Himmel das Ja zu diesem Leben gesprochen hat, daß er also nicht gescheitert ist, daß er nicht von Gott aufgegeben worden ist, daß er nicht ein Sünder und Lästere war, wie seine Feinde behaupteten, sondern daß er der getreue Bote, der getreue Sendling des Vaters war, daß er der Sohn war, der geliebte Sohn, zu dem sich der Vater in seiner Auferstehung bekannte. Jetzt hat er die Himmelsherrlichkeit gewonnen, die auf Erden in ihm zumeist verborgen war. Gelegentlich kam sie heraus. Da blitzte sie gleichsam auf bei seinen Wundern, wenn er dem Meere gebot und wenn er das Wasser in Wein verwandelte und wenn er über das Meer schritt. Da zeigte sich etwas von seiner Gottesherrlichkeit. Aber das war immer nur für Augenblicke. Oder auf dem Berge Tabor, wo er verklärt wurde, wo sein Antlitz leuchtete wie die Sonne und seine Kleider glänzten wie das Licht. Diese Verborgenheit ist jetzt aufgehoben. Jetzt ist die Herrlichkeit durchgedrungen; jetzt hat er den Leib, der ihm eigentlich angemessen ist, nämlich den verklärten, den vom Heiligen Geist durchwirkten, den geistig gewordenen Leib. Wir freuen uns also, weil Christus zum Ziel gelangt ist, weil unser Heiland, mit dem wir Mitleid hatten, als er gegeißelt und mit Dornen gekrönt wurde, daß unser Heiland nun glänzend gerechtfertigt ist und in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen ist.

Wir freuen uns aber zweitens auch deswegen, weil er uns vorausgegangen ist. Alles, was Christus tut, alles, was an ihm geschieht, das geschieht für uns. Alles, was an ihm gewirkt wird, hat Bedeutung für uns. Er ist keine Privatperson, er ist eine amtliche Person. Einmal hat schon ein Mensch in Repräsentanz für andere gehandelt, das war der erste Mensch, das war Adam. Er hat seine ganze nachfolgende Menschheit in das Verderben hineingerissen. Jetzt kommt der neue Adam. Er reißt nicht ins Verderben, er führt in die Herrlichkeit hinein. Christus ist der neue Adam, der die Menschheit in jenen Zustand führen soll, den er selbst erlangt hat.

Die Erlösung hat Christus bewirkt durch Tod und Auferstehung. Tod und Auferstehung bilden ein unzerreißbares Ganzes. Wenn er nur gestorben wäre, dann wüßten wir nicht, daß sein Tod ein Heilstod ist, dann könnte man auch sagen wie Walter Kasper: Sein Tod ist die Konsequenz seines Lebens. „Ja“, habe ich Walter Kasper entgegengehalten, „für Karl Gördele war der Tod auch die Konsequenz seines Lebens, aber deswegen war es kein Heilstod.“ Daß Christi Tod ein Heilstod, ein Erlösungstod für andere war, das sieht man erst an seiner Auferstehung. Die Auferstehung ist das Amen zu der Heilskraft des Todes Christi. So sieht es die Heilige Schrift, so hebt es die Liturgie der Kirche hervor. Im Römerbrief schreibt der Apostel Paulus: „Er ist dahingegeben worden um unserer Sünden willen

und auferstanden um unserer Rechtfertigung willen.“ Also: Die Hingabe, der Tod, geschah, damit die Sünden getilgt würden. Die Auferstehung geschah, damit wir gerechtfertigt würden. Der Tod ist die eine Seite, die Auferstehung ist die andere Seite ein und derselben heilschaffenden Wirklichkeit. Vergebung der Sünden und Begnadigung mit neuem Leben, das sind die zwei Seiten ein und derselben Medaille. Und die Kirche sagt es in der Liturgie, in der Präfation, in der Präfation von Ostern: „Durch sein Sterben hat er unseren Tod vernichtet, durch sein Auferstehen hat er uns neues Leben erworben.“ Also: Tod und Auferstehung sind untrennbar miteinander verbunden.

Die Verbindung von Christi Tod und Auferstehung und uns muß nun hergestellt werden. Zunächst einmal sind ja die Auferstehungskräfte in ihm und nur in ihm. Ja, wie kommen wir an diese Auferstehungskräfte heran? Wir gewinnen Anteil an den Auferstehungskräften Christi, wenn wir in Glaube und Taufe uns mit ihm verbinden. Durch Glaube und Taufe werden wir in seine Machtsphäre, in die Wirksphäre seiner Auferstehungskräfte hineingezogen. Diese Hineinziehung ist noch verborgen, aber sie wird sich einmal offenbaren. Es werden uns jetzt Auferstehungskeime eingesetzt, und diese Auferstehungskeime werden sich einmal entfalten. Der heilige Paulus nimmt die Auferstehung, die uns verheißen ist, als so gewiß, daß er sagt: „Wir sind schon auferstanden.“ An mehreren Stellen seiner Briefe heißt es: „Ihr seid schon auferweckt worden.“ Da könnte man denken: Ja, ist das nicht ein Widerspruch: Ihr seid schon auferweckt worden, und dann: Wir sollen die Auferstehung erwarten, nämlich am Ende der Tage, am Jüngsten Tage, wenn der Herr kommt, zu richten die Lebenden und die Toten? Ist das nicht ein Widerspruch? Die scheinbare Widersprüchlichkeit der beiden Aussagen löst sich darin, daß man sagen kann: Die Auferstehung ist eine Wirklichkeit in uns; wir sind mit Auferstehungskräften bedacht, aber ihre volle Entfaltung, ihre letzte Auswirkung, ihren größten Triumph erleben diese Auferstehungskräfte erst in der leiblichen Auferstehung der Toten. Erst dann wird es sich zeigen, daß Christus der Urheber des Lebens ist, wie er in der Apostelgeschichte genannt wird. Da hält nämlich Petrus den Juden entgegen: „Ihr habt den Urheber des Lebens getötet.“ Urheber des Lebens ist er, auch für uns. Wenn wir die großen, die gewaltigen, die manchmal unfaßlichen Verheißungen hören, die unser Glaube uns macht, da kann manchmal ein leiser Zweifel uns überfallen. Stimmt das alles so? Wird sich das alles so ereignen? Dieser Zweifel kann uns bis aufs Sterbebett begleiten. Als meine Mutter auf dem Sterbebett lag, da fragte sie: „Ja, das ist aber doch nur eine Hoffnung, daß wir weiterleben?“ Ich sagte: „Mutter, es gibt einen Anker der Hoffnung, und dieser Anker der Hoffnung ist der auferstandene Christus.“ Jawohl, das ewige Leben wäre nur eine Idee oder nur eine vage Aussicht, wenn wir nicht einen Beweis hätten, daß es weitergeht, und dieser Beweis ist der auferstandene Heiland. So können wir also aufkommende Zweifel zurückdrängen, ja niederkämpfen, indem wir uns an unseren Herrn und Heiland, den auferstandenen, den verklärten Herrn, halten. An ihm sieht man, was Erlösung ist. Wenn man gefragt wird: Was ist Erlösung?, kann man kurz sagen: Erlösung ist der auferstandene Heiland.

Die Auferstehung Christi und die Auferstehung der Toten sind voneinander getrennt wie der Morgen und der Abend des Ostertages. Aber die Auferstehung Christi und die Auferstehung der Toten gehören auch zusammen wie der Grundstein und der Schlußstein eines Domes.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (1)

(Über die Wege zur Erkenntnis Jesu)

21.04.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eines Tages stellte Jesus an seine pharisäischen Gegner eine merkwürdige Frage: „Was dünkt euch von Christus? Wessen Sohn ist er?“ Die Pharisäer gaben die Antwort: „Er ist der Sohn Davids“, also aus dem Stamme und Geschlechte des Königs David. Da entgegnete ihnen Jesus: „Wenn er Davids Sohn ist, wie heißt es dann im Psalm: ‚Es sprach der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde als Schemel deiner Füße bestelle?‘“ Jesus zwingt seine Zuhörer zum Nachdenken. Wenn Gott den Messias Herr nennt, wie kann er dann der Sohn, der Sohn Davids, sein? Hier hat also Jesus seine Gegner in Verlegenheit gesetzt, und zwar mit einem Bibelwort. Sie sollen nachdenken und über die Wesensart Christi, also seiner selbst, sich ein gerechtes Urteil bilden.

Diese Frage, meine lieben Freunde, ist bis heute aktuell: Was dünkt euch von Christus, wessen Sohn ist er? Und Sie wissen oder wissen es auch nicht, daß darauf heute im Innenraum der Kirche verwirrende, falsche, total verkehrte Antworten auf diese Frage gegeben werden, zum Beispiel die Antwort: Jesus ist der biologische Sohn Josefs. Also mit anderen Worten: Josef hat mit Maria ein Kind gezeugt. Solche Reden finden sich heute im Innenraum der Kirche. Andere stellen Jesus in eine Reihe mit Propheten. Unzweifelhaft hat Gott im Laufe der Geschichte Israels eine Fülle von prophetischen Männern erweckt, Amos und Isaias, Ezechiel und Jeremias und wie sie alle heißen. Und in diese Reihe soll nun Jesus Christus, unser Gott und Heiland, gestellt werden. Das heißt, man zerrt ihm den Königsmantel seiner Gottheit von der Schulter. Was dünkt euch von Christus? Wessen Sohn ist er? Das ist eine Frage, auf die wir eine Antwort finden müssen, wenn immer wir unser Christentum, unser Christsein mit Bewußtsein und Überzeugung bejahen wollen.

Mit dieser Frage wollen wir uns heute und an den kommenden Sonntagen beschäftigen. Was dünkt euch von Jesus? Was dünkt euch von Christus? Wessen Sohn ist er? Jesus war, wie wir aus dem Glauben wissen, die Erscheinung Gottes in der Welt. In ihm ist Gott ein Mensch geworden. Aber diese Erscheinung Gottes in der Welt war eine Erscheinung in Verhüllung. Der Brief des Apostels Paulus an die Philipper schildert diese Verhüllung ganz deutlich, wenn er sagt: „Er, der in Gottesgestalt war, hat dennoch nicht geglaubt, das Gottgleichsein wie ein Beutestück festhalten zu sollen. Nein, er entäußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an, wurde den Menschen gleich und ward im Äußeren als ein Mensch erfunden.“ Wenn man also Jesus angesehen hat, wenn man ihm begegnet ist, wenn man ihn gehört hat, dann traf man einen Menschen. Aber dieser Mensch barg in sich das göttliche Geheimnis. Er war in die Wirklichkeit, in die Herrlichkeit Gottes aufgenommen, seine menschliche Natur wurde getragen von einer göttlichen Person. Das war sein Geheimnis. Aber dieses Geheimnis war für die Zeitgenossen Jesu schwer zu durchschauen. Ich glaube, daß es vielleicht für sie schwerer war als für uns, in Christus seine göttliche Würde zu erkennen. Warum? Weil sie ihn noch nicht als den Erhöhten erlebt hatten, weil sie Seite an Seite mit ihm wanderten und auch seine menschliche Schwäche, seine Bedürfnisse nach Speise und Trank, sein Verlangen nach Ruhe und Schlaf kannten.

Dennoch darf man die Verborgenheit der Gottheit in Christus nicht übertreiben. Sie blitzte in seinen Reden und in seinen Handlungen auf. Es war auch damals genügend Licht da für den, der sehen wollte, freilich auch genug Dunkelheit für den, der nicht sehen mochte. Man konnte zum Glauben kommen, wenn man gutwillig war, aber es war auch möglich, verstockt zu bleiben und den Glauben abzulehnen. Der große französische Mathematiker Pascal hat diese Wirklichkeit einmal in die Sätze gefaßt: „Die Heilige Schrift enthält genug Klarheit, um die Auserwählten zu erleuchten, und genug



Dunkelheit, um sie demütig zu machen. Sie enthält auch genug Dunkelheit, um die Verstockten zu verblenden, und genug Klarheit, um sie zu verdammen und unentschuldig zu machen.“ Genau das ist der Tatbestand der Heiligen Schrift. Wir müssen selbstverständlich von ihr ausgehen, wenn wir uns an das Geheimnis Christi herantasten wollen. Wir lesen die Heilige Schrift zunächst einmal als ein geschichtliches Buch wie andere geschichtliche Bücher. Wir wenden dieselben Forschungsmethoden an, welche die Historiker ausgebildet haben für die Erkenntnis von profanen Schriften, und dieses Vorgehen ist legitim. Wir dürfen zunächst rein mit dem natürlichen Verstande, also auf historische und philosophische Überlegungen gestützt, die Heilige Schrift, die Bücher des Neuen Testaments durchforschen. Diese Weise, an das Neue Testament heranzugehen, ist eine Vorläuferin des Glaubens. Sie ist aber auch gleichzeitig eine Rechtfertigung für den Glauben, wenn man ihn schon gewonnen hat. Diese Methode der Forschung kann uns belehren, daß Jesus gelebt hat, daß er einen hohen Anspruch erhoben hat und daß er diesen Anspruch bewiesen hat und daß er Vertrauen verdient. Man darf also diese Weise, sich Jesus zu nähern, nicht einfach auslassen; das wäre intellektuell nicht redlich. Der Glaube wird uns von Gott geschenkt, er ist ein Licht, das Gott in unserer Seele anzündet. Aber neben dem Glauben und vor dem Glauben und hinter dem Glauben dürfen, ja sollen wir geschichtlich-philosophisch uns über Jesus Gewißheit zu verschaffen versuchen. Dieser Weg führt nicht ins Geheimnis hinein, aber er führt bis zum Rande des Geheimnisses, und es ist viel, diesen Weg durchschritten zu haben.

Wenn wir freilich die Schriften des Neuen Testaments geschichtlich-philosophisch durchforschen, so müssen wir doch diese Arbeit in einer bestimmten Haltung vornehmen. Nämlich wenn es auch nur möglich ist, daß uns auf dem Antlitz Christi die Herrlichkeit Gottes aufleuchtet, wenn das nur möglich ist, dann muß man sich nähern in einer Weise, die diesem Gegenstand unserer Forschung angemessen ist. Jede Wissenschaft nimmt ihre Methode von ihrem Gegenstand. Anders ist das Vorgehen des Mathematikers, anders das des Naturwissenschaftlers, anders das des Historikers. Und wenn die Möglichkeit am Horizont erscheint, daß Gott, unser Herr und Schöpfer, der über uns Verfügungsmacht besitzt und dem wir verantwortlich sind, in der Geschichte auftaucht, dann muß man sich diesen Dokumenten nähern in der Gesinnung der Ehrfurcht, also der Scheu vor dem höchsten Sein und der Liebe zu dem höchsten Wert. Wer diese Haltung nicht hat, der besitzt nicht die rechte Methode, der ist von Vorurteilen befangen, der ist auf einem falschen Wege, um das Geheimnis Christi auch nur in Annäherung in den Blick zu bekommen.

Wenn wir also in dieser Weise uns der Heiligen Schrift nähern, dann stoßen wir auf die ältesten Dokumente. Das sind, geschichtlich gesehen, nicht die Evangelien. Die ältesten Dokumente sind die großen Paulusbriefe, also Römer, Galater, 1 und 2 Korinther. Das sind die ältesten neutestamentlichen Schriften. Sie stammen von einem Manne, dem unbedingtes Vertrauen gebührt, denn er war ja nicht ein leichtgläubiger Phantast, sondern ein kritischer Gegner des Christus, der die Anhänger dieses Weges verfolgte. Er hat sich also aus der Gegnerschaft durchgerungen zum Anhänger Jesu; deswegen ist sein Zeugnis für uns so wertvoll. Und er hat dann dieses Zeugnis für Jesus zum Inhalt seines Lebens gemacht, und er ist diesem Zeugnis zum Opfer gefallen im Jahre 67 oder 68 in Rom. Er ging auch den Ereignissen mit historischer Treue nach, er hat sie untersucht. Paulus war ein studierter Mann, nicht ein Fischer. Er hat also mit dem, was er gelernt hatte, den Weg zum Glauben beschritten. Er hat die Überlieferung befragt, vor allem den Petrus, und wir wissen, daß er sorgfältig dieser Überlieferung nachgespürt hat, wenn wir etwa an das 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes denken, wo er genau sechs Erscheinungen hintereinander aufzählt.

Natürlich sind die Hauptquellen des Lebens Jesu die Evangelien. Wir haben vier Evangelien. Die drei ersten faßt man zusammen unter dem Begriff synoptisch. Das ist ein griechisches Wort und bedeutet „zusammensehen“. Diese drei Evangelien sind nämlich miteinander eng verwandt, sie haben gleichsam eine ähnliche Sicht auf Jesus, während das Johannesevangelium etwas Besonders, wie wir gleich sehen werden, darstellt. Diese synoptischen Evangelien sind nun schlichte Dokumente, aus denen nicht die Ungelenkheit der Schriftsteller spricht, sondern die Treue zur Überlieferung. Ihre Erzählungen und ihre Berichte sind Sammelgut. Wir dürfen annehmen, daß das, was in den synoptischen Evangelien (Matthäus, Markus, Lukas) uns überliefert ist, vorher selbständig umherlief in einzelnen

Erzählungen und Erzählungsgruppen; zum Beispiel ist die Passionsgeschichte schon früh zusammengefaßt worden. Und deswegen gibt es auch zwischen den drei Synoptikern wesentliche Übereinstimmungen. Sie schildern die Ereignisse im wesentlichen übereinstimmend in derselben Abfolge.

Es gibt die sogenannte formgeschichtliche Methode. Sie will erklären, welchen Weg die in den synoptischen Evangelien zusammengefaßten Erzählungseinheiten vor ihrer schriftlichen Fixierung genommen haben. Sie will also bestimmte Gesetze, ich würde eher sagen: Regeln, bestimmte Regeln entdeckt haben, wie sich das Erzählungsgut im Laufe von Jahrzehnten entwickelte. Richtig angewandt kann diese Methode zu bestimmten hypothetisch feststehenden Ergebnissen führen. Hypothetisch feststehenden, denn es war niemand dabei, wie sich diese Erzählungseinheiten entwickelten, das ist nachträgliche Konstruktion, und es ist gefährlich, hierbei von Gesetzen zu sprechen, denn Gesetze gelten ausnahmslos, Regeln dagegen dulden Ausnahmen. Ich würde deswegen lieber sagen, es mögen gewisse Regeln für diese Entwicklung vorhanden sein, aber die menschliche Psyche sprengt alle Regeln. Es kann auch anders gewesen sein. Und deswegen warne ich davor, die Thesen der formgeschichtlichen Methode als gesicherte Ergebnisse anzusehen. Die Sicherheit ist diesen Forschungen immer versagt, denn wir können die Vorgänge nur rekonstruieren mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, aber im allgemeinen wird Vermutung auf Vermutung, Hypothese auf Hypothese gestülpt, so daß das Ganze einen unsicheren Charakter behält. Wir haben die Evangelien so, wie sie uns heute vorliegen, und haben sie auch so zu lesen, wie sie von den Schriftstellern gemeint sind. Diese Schriftsteller haben auch ihre schriftstellerischen Eigenarten. Sie haben nicht nur gesammelt, sie haben auch dem Ganzen einen bestimmten Zug aufgeprägt. Zum Beispiel Matthäus. Er stellt die Geschichte Jesu dar als die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagung, Markus ist der Evangelist des Messiasgeheimnisses. Die Dämonen und die Besessenen wissen, daß Jesus der Messias ist, und sie rufen es aus. Aber Jesus droht ihnen. Er will nicht, daß die falsche Messiasidee, die politische Messiasidee auf ihn gestülpt wird. Deswegen Messiasgeheimnis. Lukas endlich, Lukas, der Arzt, hat ein besonderes Interesse für Jesus, den Sünderheiland, der gekommen ist, die Wunden der Seele und des Leibes zu heilen. Das ist also in Kürze die Eigenart der drei synoptischen Evangelien.

Das Johannesevangelium bildet eine ganz eigene Gattung von Schriftstellerei. Denn Johannes, der Lieblingsjünger, will nicht eine fortlaufende Geschichte von Jesus bringen, sondern er hat ein großes Ziel: Jesus von Nazareth ist der menschgewordene Gottessohn. Das will er zeigen. Nicht eine von der griechischen Philosophie erdachte Idee ist der Logos, sondern der historische Jesus von Nazareth, der menschgewordene Gottessohn, das ist der Logos, als die zweite Person der Gottheit, das Wort, das ewige Wort des Vaters. Deswegen beginnt sein Evangelium mit den wunderbaren Sätzen: „Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Dieses Wort, griechisch logos, das ist eben Jesus von Nazareth. Aber auch Johannes berichtet nur Selbsterlebtes. Auch er ist ein treuer Zeuge der Überlieferung. Es ist nicht so, wie ungläubige Theologen sagen, das Johannesevangelium sei der erste Leben-Jesu-Roman. Jawohl, das ist gesagt worden. Aber nein, auch das Johannesevangelium bietet Geschichte, freilich in der Sicht und in der Darstellungsweise des Johannes. Er sucht überall den göttlichen Hintergrund dieses Lebens deutlich zu machen. Er übersetzt die Worte Jesu in seine Sprache. Aber diese Übersetzung ist getreu und bei gutem Willen, und solchen guten Willen gibt es auch bei evangelischen Exegeten, kann man die Parallelen, die Übereinstimmungen zwischen dem Johannesevangelium und etwa dem Markusevangelium an Dutzenden, wenn nicht Hunderten von Stellen nachweisen.

Das also, meine lieben Freunde, ist der Bestand, von dem wir ausgehen wollen, wenn wir fragen: Was dünkt euch von Jesus? Wessen Sohn ist er? Wir beginnen, indem wir historisch-philosophisch uns um die Schriften des Neuen Testaments, vor allem die Evangelien, bemühen und dabei gleichzeitig in der Haltung der Demut und der Ehrfurcht uns diesen Schriften zuneigen, die ja nicht nur menschliche Schriftstellerei, sondern göttlich inspirierte Schriften sind. Der Hauptautor dieser Schriften ist Gott. Die Menschen waren sein Griffel, aber der Haupturheber ist Gott. Deswegen müssen wir in den geschilderten Haltungen der Demut und der Ehrfurcht uns diesen Schriften nahen. So besteht Aussicht, daß sie uns den Blick freigeben auf das Geheimnis, in dessen Innenraum nur der Glaube, die neue Sehkraft, die uns die Verbindung mit Jesus verschafft, hineinführt. Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (2)

(Über Ärgernisse an der Gestalt Jesu)

28.04.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott hat uns das gläubige Ja zu seiner in Christus erschienenen Liebe nicht leicht gemacht. Christus lebte arm und machtlos. Ihn trafen der Haß und der Abscheu seiner Umgebung, und er endete sein irdisches Leben als ein Verfemter und Ausgestoßener am Schandholz des Kreuzes. Die Weise, wie Christus erschienen ist, hat die Menschen gereizt. Die Juden beehrten gegen ihn auf; für sie war es unfäßlich, daß der gottgesandte Gesalbte in der Gestalt des armen, demütigen Jesus von Nazareth erscheinen könne. Wer zu Gott und zu seinem Christus kommen will, muß die menschlichen Maßstäbe hinter sich lassen, also das menschliche Denken, das menschliche Erleben. Die innerweltlichen und innermenschlichen Maßstäbe müssen aufgegeben werden, wenn Gott seinen Christus in diese Welt sendet. Das war eben die Unfähigkeit der meisten Juden, daß sie nicht bereit waren, diese innerweltlichen und innermenschlichen Maßstäbe fallenzulassen.

Christus ist ein Gotteszeichen, ein Gotteszeichen, dem Entscheidungskraft innewohnt. „Durch die Anrufung des Namens Jesu Christi, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde, tritt eine Scheidung unter den Menschen ein“, schreibt im 2. Jahrhundert der Bischof Irenäus von Lyon. Gegenüber Christus wird der Mensch in die Entscheidung gerufen, und das bedeutet auch, in die Gefahr des Absturzes. Wer nicht großmütig genug ist, wer nicht zum Glauben kommt, wer nicht die eigenen Maßstäbe fallen läßt, der scheidet an Christus, der nimmt an ihm Ärgernis. Ärgernis ist das gereizte Aufbegehren gegen Christus. Dieses Ärgernis hat sich schon zu Lebzeiten gegen Christus erhoben. Als er seine Antrittspredigt hielt und auf die Isaiasstelle zurückgriff, wonach eben in seinem Wirken das Reich Gottes anbricht, da reckte sich das Ärgernis auf in der Synagoge: „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn Marias, ein Bruder des Jakobus, Josefs, Judas und Simon? Sind nicht seine Schwestern hier bei uns?“ Und sie wurden irre an ihm.

So ist es geblieben. Nicht nur die jüdischen Zeitgenossen Jesu haben an ihm Ärgernis genommen, sondern auch kommende Generationen bis zur heutigen Zeit, bis zu dem Buche etwa, das Rudolf Augstein, der Herausgeber des „Spiegel“, über Jesus Christus geschrieben hat. Nach dem Apostel Paulus tritt das Ärgernis in zwei Gestalten auf, nämlich entweder daß Christus den Menschen ob seiner göttlichen Natur als unfäßbar und ungläubhaft erscheint oder daß Gott nicht in die Nichtigkeit des Fleisches eingehen kann. Schon im Römerbrief kommt er darauf zu sprechen, daß es Menschen gibt, die über seine Botschaft von Jesus, dem Heiland, lachen. Da sagte er: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Gotteskraft für jeden, der glaubt“, auch für diejenigen, die sich darüber lustig machen. Noch deutlicher spricht er im 1. Korintherbrief über diejenigen, die Anstoß nehmen an Christus. „Die Juden fordern Wunderzeichen, und die Griechen suchen Weisheit, wir aber verkünden Christus den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit. Denen aber, die berufen sind, den Juden sowohl als den Heiden, predigen wir Christus als Gottes Kraft und Gottes Weisheit. Denn das Törichte, das von Gott kommt, ist weiser als die Menschen, und das Schwache, das von Gott kommt, ist stärker als die Menschen.“ Die Juden können nicht begreifen, daß Gott in die Nichtigkeit des Kreuzes eintritt, und die Griechen, also die Heiden, können sich nicht vorstellen, daß der erhabene Gott in Menschengestalt über die Erde wandeln könnte. Diese beiden Spielarten des Ärgernisses sind durch alle Zeiten der Kirchengeschichte dieselben geblieben. Aus dieser Versuchung, an

Christus Ärgernis zu nehmen, sind alle Irrlehren der gesamten zweitausendjährigen Kirchengeschichte zu erklären. Es kann in der Gegenwart keine neue Irrlehre auftreten, weil alle schon dagewesen sind. Die Fehldeutungen und das Fehlverhalten gegenüber Christus, die in der alten Zeit, in den ersten Jahrhunderten, sich ereignet haben, sind so erschöpfend, daß neue Möglichkeiten nicht auftreten können, höchstens Abwandlungen des schon Bekannten. Und deswegen hat es nicht nur dogmenschichtliche Bedeutung, wenn wir von den Häresien, also den Irrlehren der alten Zeit sprechen, sondern diese Irrlehren sind heute genauso aktuell wie damals.

Man kann sich an dem Geheimnis Christi in dreifacher Weise verfehlen, erstens, indem man sein göttliches Wesen leugnet, zweitens, indem man seine menschliche Natur verkürzt und drittens, indem die Vereinigung von Göttlichem und Menschlichem falsch darstellt. Die erste Weise, sich an Christus zu verfehlen, besteht darin, daß man seine göttliche Wesenheit leugnet. Schon im 2. Jahrhundert n. Chr. tritt ein Irrlehrer auf namens Kerinth, und ihm folgte die Sekte der Ebioniten, die vom pharisäischen Rationalismus erfüllt sind und Jesus nur ein menschliches Dasein zubilligen. Sie sagen, Jesus ist der Messias, aber er ist ein bloßer Mensch, der eben in besonders heiliger Weise gelebt und gewirkt hat. Diese Verkürzung des göttlichen Wesens Jesu finden wir bezeugt in dem berühmten Dialog mit Tryphon des heiligen Martyrers Justinus. Justinus hat um die Mitte des 2. Jahrhunderts gelebt. In diesem Dialog, also diesem Zwiegespräch, läßt er den Juden sprechen: „Was du da sagst, daß Gott von Ewigkeit gelebt hat und daß er dann in der Zeit auf Erden erschienen sein soll, das ist unfaßbar und töricht.“ Das ist das Ärgernis, das sich an Jesu göttlicher Wesenheit emporreckt. Als dann diese Lehre in die Heidenwelt eintrat, war das Ärgernis nicht geringer. Theodot von Byzanz zum Beispiel hat an der göttlichen Wesenheit Christi Ärgernis, Anstoß genommen und sie deswegen bestritten. Nach ihm ist Jesus ein bloßer Mensch gewesen. Bei der Taufe kam der Heilige Geist auf ihn. So ist er zum Christus geworden. Auf seine Weise hat Theodot die Evangelien „verbessert“, das heißt eben verfälscht, aber seine Lehre war zunächst nicht sehr wirksam. Sie wurde erst wirksam, als ein Bischof sie aufgriff, der Bischof Paul von Antiochien, nach seinem Geburtsort genannt Paul von Samosata. Dieser einflußreiche Mann verbreitete die folgende Irrlehre: Jesus ist ein bloßer Mensch, aber durch seine Heiligkeit und Gerechtigkeit hat er sich Anteil an göttlicher Ehre und Würde verdient. Der Logos hat in ihm wie in einem Tempel gewohnt, er wurde vom Heiligen Geist gesalbt und heißt deswegen Christus, Gesalbter. Überhaupt waren in Antiochien und in Edessa, also im heutigen Syrien, Schulen, Theologenschulen am Werke, die vom aristotelischen Denken ausgingen und deswegen leicht zu einer falschen Vorstellung von der Verbindung des göttlichen und des menschlichen Elementes in Christus kamen. Ich nenne die Namen Diodor von Tarsus, Theodor von Mopsuestia, aber vor allem natürlich Lukian von Antiochien und Arius. Arius, nach dem die Irrlehre des Arianismus benannt ist, sagte: Christus ist ein bloßer Mensch, der sich durch sittliche Bewährung göttliches Ansehen, göttliche Würde verdient hat. Das ist die grundlegende These dieser die göttliche Wesenheit Christi verkürzenden Irrlehre. Das Menschliche wird ernst genommen, sehr ernst. Jesus wird in seiner vollen Menschlichkeit dargestellt, aber das Göttliche kommt darüber zu kurz. Immer wieder heißt es: Jesus war ein Mensch, ein einzigartiger Mensch, ein Mensch von bewundernswerter Heiligkeit, Güte und Gerechtigkeit, und deswegen hat ihn Gott auch angenommen. Er hat sich mit ihm in einer moralischen, also nicht in einer ontologischen, das Sein betreffenden, sondern in einer die Gesinnung betreffenden Weise vereinigt. Vor allen Dingen wurde diese Lehre dann vertreten von einem Patriarchen von Konstantinopel, also dem ersten Kirchenfürsten des ganzen Ostens. Konstantinopel ist heute die Stadt Istanbul in der Türkei. Dieser Patriarch, Nestorius, zerriß die Einheit in Christus. Christus ist ganzer Mensch, aber auch mit Gott verbunden. Er konnte nicht erklären, wie sich das Göttliche in Christus mit dem Menschen Jesus verbindet. Und so kam er zur Irrlehre, daß in Christus zwei Personen sind, eine göttliche und eine menschliche Person. Er hat das echt Menschliche zum Nur-Menschlichen überspitzt, und dadurch ist er in die Irre gegangen. Seine Lehre wurde verurteilt vom Konzil von Ephesus im Jahre 431.

Dagegen erhob sich eine andere Lehre, die das Menschliche nicht ernst nahm, die das Menschliche verkürzte. Ihre Vertreter waren Männer, gläubige, fromme Männer, die in Christus vor allem und über allem seine göttliche Wesenheit sahen. Das ist die Irrlehre des Monophysitismus. So lehrt zum Beispiel

Saturnil: Christus ist unkörperlich, er ist nur scheinbar mit einem Leibe auf Erden erschienen. Oder der Basilides: Wer noch den Gekreuzigten anbetet, ist ein Sklave. Hier sehen wir, hier wird das Menschliche in Christus abgewertet. Diese Irrlehrer sagen: Das Menschliche ist im Göttlichen aufgegangen wie der Wassertropfen im Meer. Die Spitze erreichte diese Irrlehre dann bei Apollinaris von Laodicea und vor allem bei Eutyches. Apollinaris von Laodicea wollte das Göttliche mit dem Menschlichen eng verknüpfen, und so sagte er: Christus hat keine Seele, sondern nur einen Leib. Die Stelle der Seele nimmt der Gotteslogos ein, die zweite Person in der Gottheit. Das war natürlich eine Verkürzung des Menschlichen in Christus. Und ebenso Eutyches. Er sagt: Es gab in Christus zwei Naturen, aber diese zwei Naturen sind dann vereinigt worden zu einer göttlichen Natur. Nach der Vereinigung gibt es nur noch eine göttliche Natur. Die menschliche Natur ist verwandelt worden in die göttliche. Das war auch wieder eine Irrlehre, eine Verkürzung des Menschlichen in Christus, und so wurde diese Lehre verurteilt auf dem Konzil von Chalcedon im Jahre 451.

Diese beiden Irrlehren sind eigentlich das Generalthema der gesamten Kirchengeschichte. Die einen verkürzen die Menschlichkeit Christi, und das ist die näherliegende Irrlehre, weil sie der Vernunft zu genügen scheint, die anderen überbetonen das Göttliche in Christus und werden damit der geschichtlichen Wirklichkeit Jesu nicht gerecht. Wir, meine lieben Freunde, müssen beides festhalten, wie es die Kirche in wunderbarer Weise unter der Führung des Heiligen Geistes in ihren Lehrentscheidungen getan hat. Wer diese Lehrentscheidungen liest, der wird gestärkt in seinem Glauben an die Führung der Kirche vom Heiligen Geiste. Ich habe an diesen Lehrentscheidungen immer bewundern gelernt, in welcher Weise Gott seine Kirche zwischen der Szylla und Charybdis hindurchführt: Christus als voller und ganzer Mensch, und doch vereinigt mit der Person des Logos. Der Logos ist das Aktzentrum in diesem Menschen, zwei Naturen sind in einer Person. Das ist die Formel, die glückliche Formel, die unaufgebbare Formel geworden, in welche das Konzil von Chalcedon die kirchliche Lehre gefaßt hat.

Und daran, meine lieben Freunde, wollen wir festhalten. Im Jahre 1856, bei großen Ausgrabungen in Rom, entdeckte man auf dem Hügel Palatin eine Wachstube von Soldaten, und an einer Wand dieser Wachstube war ein Bild zu sehen, das man sofort als Spottkreuz erkannte. Da war also ein Gekreuzigter abgebildet, aber er trug einen Eselskopf. Vor dem Gekreuzigten kniete ein Mann, ein Soldat, und da war eine Inschrift angebracht: „Alexamenos betet seinen Gott an.“ Hier sollte also ein christlicher Soldat verspottet werden, weil er die wahre Gottheit Christi bekannte und infolgedessen ihm Anbetung zollte. Wenige Jahre später, bei weiteren Ausgrabungen, stieß man auf eine benachbarte Kammer, und da fand man die Inschrift: „Alexamenos fidelis“. Der Alexamenos bleibt seinem Gott treu. So soll es auch bei uns sein, meine lieben Freunde. Durch keinen Spott und durch keine Attacken wollen wir uns irre machen lassen in unserem Glauben an den menschengewordenen Gott und Heiland, unseren unsterblichen Herrn Jesus Christus.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (3)

(Über falsche Christusbilder in der Geschichte)

05.05.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Was dünkt euch von Christus? Wessen Sohn ist er? Das war das Programm, das wir uns gestellt haben für die kommenden Sonntage. An Christus hängt buchstäblich alles. Was wir von Christus denken, das ist der Inhalt unseres Glaubens, das ist der Inhalt unserer Religion, das ist der Inhalt unserer Hoffnung. Wenn wir nun in die Geschichte schauen, dann sehen wir, daß die Menschen sich das unterschiedlichste über Christus zusammengereimt haben. Am vergangenen Sonntag haben wir die altchristlichen Irrlehren über Christus kennengelernt: Arianismus, Nestorianismus, Monophysitismus. Diese Irrlehren sind im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder hochgekommen, sie dauern bis in die Gegenwart an. Der fruchtbare Boden für diese Irrlehren ist der Protestantismus. Der Protestantismus ist ja entstanden als eine Abfallbewegung von der katholischen Kirche, und das Gesetz, nach dem er angetreten ist, muß sich an ihm fortwährend erfüllen. Immer neue Abspaltungen erfolgten, immer neue Christusbilder wurden vorgelegt, allesamt falsch, von der Wahrheit, von der einen Wahrheit abweichend.; denn die Wahrheit ist eine, der Irrtum ist tausendfältig.

Bereits im 16. Jahrhundert traten die Sozinianer auf. Jesus, so lehrten sie, ist ein bloßer Mensch, aber ausgezeichnet durch jungfräuliche Geburt, Heiligkeit des Lebens und die Wunderkraft. In der Aufklärungszeit, die mit Lessing anhebt, wird Christus jedes göttlichen Zuges entkleidet und ein Christusbild entworfen, das in die Reihe der prophetischen Gestalten der ganzen Weltgeschichte sich nahtlos einfügt. Die Aufklärung hat verschiedene Entwürfe von Christus vorgelegt. Den einen oder anderen will ich nennen. Hermann Samuel Reimarus, Professor in Hamburg, bezeichnete Jesus als einen der größten Betrüger der Weltgeschichte. Durch Lug und Trug ist nach ihm das Christentum entstanden. Der Betrug fing an mit Jesus und wurde fortgesetzt von den Aposteln und überdauerte die Zeiten bis heute. Es sind sogar Leute aufgetreten, die die Existenz Christi leugneten. In der weiteren Fortführung der Aufklärung, so im deutschen Idealismus, wurde Christus als eine Schöpfung des Gesamtbewußtseins der Gemeinde ausgegeben - Fichte, Hegel, David Friedrich Strauß. Diese Männer haben Christus eine gewisse menschliche Hoheit zugebilligt. Sie sagten, er sei die höchste Stufe des Sich-Einsfühlens mit dem Göttlichen – die höchste Stufe des Sich-Einsfühlens mit dem Göttlichen, also nicht etwa selbst göttlich, sondern rein psychologisch ein gottinniger Mensch, der sich mit Gott eins wußte. Und diese Lehre ist nach wie vor heute im liberalen Protestantismus herrschend. Nach dem liberalen Jesusbild muß man unterscheiden zwischen dem Jesus der Geschichte und dem Christus des Glaubens. Was wir in den Evangelien vor uns haben, das ist ganz ungeschichtlich, so sagen diese Leute. Wir haben darin nur das idealisierte Christusbild, das die begeisterten Anhänger von Christus sich geschaffen haben. Sie haben Jesus aus einem bloßen Menschen zu Gott erhöht. Das geschah in der Weise, daß, als das Christentum, von Palästina in die hellenistische, heidnische Welt übertrat, die dort vorfindlichen Kategorien, wie Gott, Sohn Gottes, Herr, Heiland, auf Christus übertragen wurden. Das sind also Schöpfungen des Mythos, der von den Mysterienreligionen des Heidentums auf das Christentum angewandt wurde.

Man denkt sich die Entstehung des Glaubens folgendermaßen. Christus war zweifellos ein gottverbundener Mensch, der Gott als seinen Vater liebte, und weil er wie kein anderer Gott geliebt hat, Gott als seinen Vater geliebt hat, deswegen hat Gott in ihm gewirkt. Nicht etwa Jungfrauengeburt, nicht

Menschwerdung, nicht Auferweckung kommen in Frage, sondern Jesus, ein gottinniger Mensch von Gottes Liebe, an den sich andere angelehnt haben. So ist die Gemeinde entstanden. Seine Gottesliebe, seine Gottinnigkeit hat andere entzündet, und auf diese Weise ist seine Gemeinde entstanden, die Gemeinde der Jesusanhänger. Die Wurzel des Christusbildes des Evangeliums ist also die Begeisterung der Anhänger. Sie haben es nach seinem Tode nicht verkraften können, daß sein Leben zu Ende sein sollte, und sind deswegen subjektiven visionären Schauungen erlegen, die sie als seine Auferstehung ausgaben und die dann dazu geführt haben, daß man Jesus in den Rang einer Gottheit erhob.

Die Christusbilder dieser liberalen sogenannten „kritischen“ Schule sind bis heute im protestantischen Bereich herrschend. Aber ich würde nicht darüber sprechen, wenn nicht seit etwa 25 Jahren, also seit dem großen Zusammenbruch in unserer Kirche, diese Gedanken auch im katholischen Bereich Nachahmung gefunden hätten. Ich würde davon schweigen, wenn ich nicht Dutzende von Büchern sogenannter katholischer Autoren angeben könnte, in denen diese falschen Vorstellungen repräsentiert werden. Man kann diese Vorstellungen in dem einen Satz zusammenfassen: Nicht die Gottheit Christi war der Grund für seine Verehrung, sondern die Verehrung hat die Gottheit Christi geschaffen; sie ist also eine Illusion, eine Täuschung, etwas Irreales, und damit bricht der gesamte christliche Glaube zusammen. Darin hat Lessing recht gesehen: Man kann nicht Jesus weiter religiös verehren, wenn man ihm die Gottheit raubt; das hat Lessing mit Recht hervorgehoben, insofern war er konsequent. Vor allem bemüht man sich zu erklären, wie diese Vergottung im Bereich des Römischen Reiches vor sich gehen konnte. Man sagt, die Vergottung von Menschen, von Kaisern, von Königen, von Helden, von Heroen war damals üblich, und so hat man es auch mit Jesus gemacht. Man hat ihn vergottet, wie man Nero oder Domitian oder Caligula, die römischen Kaiser, vergottet hat.

Gibt es, meine lieben Freunde, auf diese umstürzenden Hypothesen eine Antwort, die vor unserer Vernunft bestehen kann? Wenn wir auf den Kaiserkult, also auf die religiöse Verehrung der römischen Kaiser, schauen, dann müssen wir folgendes sagen: Der Kaiserkult kam aus dem mesopotamischen, syrischen Raum über den Hellenismus nach Rom. Er war eine Weise, wie man die Ehrfurcht und den Gehorsam der Untertanen gegenüber dem Kaiser begründen und stützen wollte. Das zeigt sich daran, daß je unruhiger die Ostprovinzen waren, um so stärker der Kaiserkult betont wurde. Er war eine politische Angelegenheit. Es hat erhabene Kaiser gegeben, die sich gegen diese Vergottung gewehrt haben. Tiberius, Marc Aurel, Vespasian, diese Kaiser haben die göttliche Verehrung abgelehnt, aber andere haben sie aus eitler Selbstgefälligkeit oder aus politischer Berechnung geduldet. In den gebildeten Schichten des römischen Reiches hat niemand den Kaiserkult ernst genommen. Die gebildeten Menschen wußten, das ist eine höfische Form. Zum Kaiser betet man nicht; der Kaiserkult hat keine religiöse Kraft, er flößt weder Furcht noch Liebe ein, sondern er ist eine politische Angelegenheit. Die Tempel der Kaiser sind keine Gebetsstätten, sondern staatliche Weihstätten. Das haben die Gebildeten gewußt und auch ausgesprochen. Wir haben Zeugnisse dafür bei den Geschichtsschreibern und bei den Rhetoren. Also von daher konnte eine Übertragung auf Jesus von Nazareth nicht erfolgen. Wenn man den Kaiserkult gar nicht ernst genommen hat, weil man wußte, das ist nur eine Redeweise, die der Wirklichkeit nicht entspricht, deswegen konnte man ihn nicht auf Jesus von Nazareth übertragen.

Das Alte Testament, aus dem ja die Apostel und die ersten Anhänger Jesu lebten, wies jede göttliche Verehrung von Menschen strikt ab. Eine Vergottung von Menschen galt im Alten Testament als Götzendienst. Von daher konnten also die Jünger und die Apostel die Vergottung Jesu bestimmt nicht beziehen. Und wir haben Zeugnisse, daß die ersten Jünger Jesu, daß seine Anhänger jede Vergottung von Menschen entschieden abgewiesen haben. Drei Beispiele: Der König Herodes Agrippa I., der durch raffinierte Politik das Reich seines Großvaters Herodes des Großen in seiner Hand vereinigte, lebte im Unfrieden mit den Bewohnern von Tyrus und Sidon im heutigen Libanon. Die Bewohner von Tyrus und Sidon wollten den König beschwichtigen, sie bekamen nämlich ihre Lebensmittel aus seinem Lande. Deswegen sandte sie Männer zu ihm, eine Gesandtschaft, und es wurde ein Empfang gegeben, wie man heute sagen würde, und bei diesem Empfang legte Herodes das königliche Prachtgewand an, nahm auf der Tribüne Platz und hielt eine Rede. Das Volk rief ihm zu: „Eines Gottes Stimme und nicht eines Menschen!“ Sogleich schlug ihn der Engel des Herrn, weil er nicht Gott die

Ehre gegeben hatte. Von Würmern zerfressen gab er seinen Geist auf. Hier sieht man, wie die werdende Christenheit eine Vergottung von Menschen beurteilte: als einen Frevel, einen schrecklichen Frevel, der augenblicklich die Ahndung durch Gott verdient. Die Strafe für diesen Frevel war der Tod des Königs Herodes Agrippa I. Das geschah im Jahre 44, also wenige Jahre nach Tod und Auferstehung Christi. Noch früher liegt eine andere Begebenheit. Als nämlich Petrus nach Cäsarea kam, da besuchte er den Hauptmann Cornelius. Der Hauptmann Cornelius ging ihm entgegen und fiel ihm zu Füßen. Er machte die Proskynesis. Dieses Zu-Füßen-Fallen, diese Proskynesis ist aber im griechischen und im persischen Kulturkreis das Zeichen für die Anbetung. Er sah also in Petrus ein höheres Wesen. Was hat Petrus getan? Petrus hob ihn auf mit den Worten: „Steh auf, auch ich bin ein Mensch.“ Er weist also entschieden eine Verehrung, wie sie nur Gott bezeugt werden kann, von sich ab. Er will nichts wissen von einer göttlichen Verehrung von Menschen. Wie könnte er dann eine solche göttliche Verehrung auf den Jesus von Nazareth übertragen, wenn er nicht durch dessen Erscheinung überzeugt war, daß er der menschengewordene Gott ist?

Ein dritter Vorfall spielte in den Jahren 37 bis 41. Er ereignete sich in Lystra, das ist in der heutigen Türkei. In Lystra traten Paulus und Barnabas auf. Sie heilten dort einen Lahmen. Darüber gerieten die Leute außer sich. Als die Scharen sahen, was Paulus getan hatte, erhoben sie ihre Stimme und riefen auf lykaonisch: „Götter in Menschengestalt sind zu uns herabgekommen!“ Den Barnabas nannten sie Zeus, den Paulus aber Hermes, weil er der Wortführer war. Der Priester am Tempel des Zeus vor der Stadt brachte Stiere und Kränze an das Tor und wollte opfern samt dem Volke. Da die Apostel Barnabas und Paulus das hörten, zerrissen sie ihre Kleider, sprangen unter das Volk und riefen: „Ihr Leute, was tut ihr denn da? Auch wir sind sterbliche Menschen wie ihr. Wir verkünden euch die Heilsbotschaft, daß ihr euch von diesen nichtigen Götzen zum lebendigen Gott bekehren sollt, der Himmel und Erde und das Meer gemacht hat und alles, was darin ist.“ Ein erneuter Beweis dafür, daß die Jünger Jesu jeden Versuch einer Apotheose, das ist das griechische Wort für Vergottung, strikt ablehnten. Es war für sie etwas Unfaßbares, etwas Unmögliches, Menschen göttliche Ehre zu erweisen.

Wenn sie das aber an Jesus von Nazareth taten, dann nicht deswegen, weil sie in ihm einen Menschen, der würdig ist, vergottet zu werden, sahen, sondern weil sie durch seine Erscheinung, durch sein Selbstbewußtsein, durch sein Auftreten, durch sein Wort und sein Werk davon überzeugt worden waren, daß hier nicht ein bloßer Mensch am Werke ist, sondern Gott in menschlicher Gestalt. Sie sind überwältigt worden von der Wirklichkeit Jesu. Nicht ihr Glaube hat den Jesus von Nazareth zum Christus, zum Erhöhten, zum Gottessohn gemacht, sondern weil sich Jesus als der leibhaftige, als der wirkliche Gottessohn offenbarte, deswegen haben sie ihm die Ehre erwiesen, auf die er Anspruch erheben konnte. Nicht der Glaube hat die Gottheit Christi erzeugt, sondern der Glaube war die Antwort, die einzige richtige, die einzige sachgerechte Antwort auf sein göttliches Wesen. „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du der Sohn Gottes bist, der Heiland der Welt.“

Amen.



Prof. Dr. Georg May

Er sitzt zur Rechten Gottes

09.05.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Gedächtnis der Auffahrt unseres Herrn in den Himmel Versammelt!

Mit dem heutigen Fest scheint der Unglaube leichtes Spiel zu haben. Er verweist darauf, daß das antike Weltbild nicht mehr das unsere sei. Und der Glaube, so behauptet er, an die Himmelfahrt Christi hänge am antiken Weltbild. Mit dem Verschwinden dieses Weltbildes müsse deswegen auch der Glaube zusammenbrechen. Die Folgerung daraus wurde schon im 18. Jahrhundert gezogen. Im Preußen Friedrichs II. war zeitweilig das Fest Christi Himmelfahrt abgeschafft. Und der Spott klingt uns noch in den Ohren, den der Weltraumfahrer Gagarin für die Himmelsvorstellung der Christen übrig hatte, als er von seinem Weltraumflug zurückkehrte und behauptete, er habe Gott nicht getroffen.

Die Kirche bekennt am heutigen Tage: Christus ist mit Leib und Seele in den Himmel aufgefahren und sitzt zur Rechten Gottes. Die Himmelfahrt Christi ist ein historisches Ereignis. Sie ist geschehen in Raum und Zeit. Wir wissen den Tag, an dem sie vollzogen wurde, und wir kennen den Ort, wo sie stattfand. Vierzig Tage nach Ostern hat der Herr seine Jünger auf den Berg bestellt, von dem aus er die Rückkehr in die Herrlichkeit des Vaters antrat. Die menschliche Natur Christi ist an irgendeinen Ort versetzt worden. Sie ist zwar nicht mehr den Gesetzen von Raum und Zeit unterworfen, aber sie ist doch irgendwie ortsgebunden, und deswegen muß es einen Ort geben, wo die menschliche Natur Christi, also sein verkörperter Leib, sich befindet. Wir wissen nicht, wo das ist. Es ist uns nicht offenbart, die Stätte zu kennen, wo die Himmel Christus aufbewahren bis zu seiner Wiederkunft. So sehr auch die menschliche Natur Christi durch die Auferstehung verwandelt worden sein mag, und das ist sie ja, so ist sie doch noch stofflicher Natur und muß deswegen an irgendeinem Orte verweilen. Wir kennen diesen Ort nicht.

Gleichzeitig muß man aber sagen, die Geste des Emporschwebens deutet die andere, die veränderte, die gewandelte Seinsweise der menschlichen Natur Christi an. Wir haben ja seine veränderte Seinsweise schon kennengelernt in den vierzig Tagen von Ostern bis zur Himmelfahrt; denn da ging er durch die Türen, da erschien er plötzlich und verschwand wieder, und er war den Jüngern unkenntlich, er war verändert. Also, die Seinsweise des verkörperten Christus ist anders als die von uns irdischen Wesen; sie ist erhaben über die Gesetze von Raum und Zeit, und weil seine Existenzweise verändert ist, ist sie der Erfahrung nicht zugänglich. Deswegen ist es ein völlig unmögliches Verlangen, durch Raumfahrzeuge bis zum Himmel vorstoßen zu wollen. Der Himmel muß nicht räumlich weit von uns entfernt sein. Der Himmel kann uns möglicherweise ganz nahe sein, wir wissen es nur nicht. Die Seinsform des Himmels ist von einer anderen Qualität als das, was wir mit unseren Geräten, mit unseren Apparaten und mit unseren Sinnen erfassen und begreifen können. Die Himmelfahrt Christi ist deswegen völlig unabhängig vom antiken Weltbild. Die Alten stellten sich ja bekanntlich das All so vor, daß unten die Unterwelt ist, wo die Verdammten sind; in der Mitte sind wir, die auf der Erde leben, und oben, da, wo die Wolken sind, da sind die seligen Geister. Das ist eine Vorstellung, aber das ist nicht der Inhalt des Glaubens. Der Inhalt des Glaubens ist von der Vorstellung völlig unabhängig. Der Inhalt des Glaubens besagt nur: Die Welt über der Erde ist ein Sinnbild, ist ein Gleichnis für die Erhabenheit der verkörperten Existenzform, für das himmlische und Gott vorbehaltene Wirklichkeitsfeld. Wenn also Christus emporschwebt, dann besagt das nicht, daß sein Wohnort über den Wolken ist, sondern bedeutet, daß er Platz genommen hat in einer Wirklichkeit, die über alles Irdische, über alles Weltliche weit erhaben ist. Das soll damit ausgedrückt werden.

Die Himmelfahrt Christi ist auch in keiner Weise zu vergleichen mit den Apotheosen von Heroen und Kaisern, also mit der Vergottung von Kaisern, wie sie ja eine Zeitlang im Schwange war. Die Vergottung von Kaisern wurde von den eigenen Leuten nicht ernst genommen. Wir haben am letzten Sonntag gesehen, daß die gebildeten Kreise niemals an eine wirkliche Qualitätsveränderung der Kaiser, die man mit göttlichen Ehren bedachte, geglaubt haben. Bei Jesus dagegen kam in der Erhöhung hervor, was immer in ihm war, nämlich daß seine menschliche Natur hineingenommen war in die göttliche Herrlichkeit. Bei ihm trat nur das heraus, wurde nur das offenbar, was schon immer vorhanden war seit seiner Menschwerdung, nämlich die Verbindung der menschlichen Natur aus Maria mit der Wirklichkeit Gottes in der Einheit des Logos, der zweiten göttlichen Person.

Die Himmelfahrt Christi ist die höchste Verherrlichung, die Gott erwiesen werden kann; denn Gott wird verherrlicht dadurch, daß er seine Geschöpfe an seiner Herrlichkeit teilnehmen läßt. Und in der Himmelfahrt hat Christus nicht nur die Rückkehr vollzogen in die Wirklichkeit, aus der er gekommen ist, sondern weil ihn die irdischen beschränkten Existenzformen dieser Welt nicht mehr halten konnten, weil er nicht mehr dazu paßte, deswegen ist er in die himmlische Herrlichkeit zurückgekehrt. Gleichzeitig sieht man an dem in den Himmel aufgenommenen Christus, wozu die gesamte Menschheit bestimmt ist, denn er geht ja hin, wie er sagt, um uns Wohnungen zu bereiten. Er geht hin, damit wir ihm nachfolgen können. Er geht hin, damit wir an seiner Herrlichkeit auch einmal teilnehmen können.

Da könnte jemand sagen: In dem Epheserbrief ist die Rede davon, daß wir schon mit Christus auf-erstanden und in den Himmel versetzt sind. Da könnte es den Anschein haben, als sei die Himmelfahrt an uns schon geschehen, und wir spüren doch nichts davon. Wie ist das zu verstehen? Wie ist das gemeint, daß wir schon mit Christus in den Himmel versetzt sind? Es wäre zu wenig, zu sagen, daß Christus nur hingegangen ist, um uns Wohnungen zu bereiten. Gewiß, das ist richtig, aber das ist zu wenig. Nein, wir sind schon seit der Taufe durch die heiligmachende Gnade aus den begrenzten und beschränkten Existenzformen dieser Welt herausgenommen, wir sind schon in unserem Personkern mit den himmlischen Kräften erfüllt, die einmal offenbar werden sollen. Was noch aussteht, das ist ihr Offenbarwerden. Aber die Kräfte sind in uns und wirken in uns. Wir sind in diesem Sinne tatsächlich schon teilhaftig nicht nur der Auferstehung, sondern auch der Himmelfahrt Christi.

Man könnte auch spotten über die Rede: „Er sitzt zur Rechten Gottes.“ Natürlich hat Gott keine rechte und keine linke Hand. Gott ist kein Mensch. Was bedeutet darum die Rede: „Er sitzt zur Rechten Gottes“? Die rechte Seite ist der Ehrenplatz. Die rechte Seite ist immer dort, wo man einen besonders zu ehrenden Gast niedersetzen läßt, und wenn es heißt: „Er sitzt zur Rechten Gottes“, dann ist damit sein sicheres Ruhen in der Macht und Herrlichkeit des Vaters ausgedrückt, sein sicherer Besitz der Herrlichkeit des Vaters.

Christus ist kein ohnmächtiger, von den Menschen erfundener Gott, sondern er ist Gott von Gott, wahrer Gott vom wahren Gott, und deswegen gebührt ihm die Herrschaft. Er ist der Herr, und von diesem Herrn sagt der Brief an die Philipper, daß sich in seinem Namen ein jedes Knie beugen muß im Himmel, auf der Erde und unter der Erde. Er hat Platz genommen, so sprechen wir in bildlicher Redeweise, in der Herrlichkeit des Vaters, weil er wahrer Gott ist und weil ihm dieser Platz kraft seiner Wesenheit gebührt. Von dort wird er wiederkommen, zu richten die Lebenden und die Toten. Er ist schon einmal erschienen, und das war die Erscheinung in Niedrigkeit. Er wird noch einmal erscheinen, und das wird sein Erscheinung in Herrlichkeit.

In den vierzig Tagen, die zwischen Ostern und Himmelfahrt vergingen, hat der Herr seine Jünger eingeführt in die Geheimnisse des Gottesreiches. Er hat sie belehrt über die Wirklichkeit Gottes und über ihre Aufgabe auf Erden. Er hat sie gleichzeitig losgelöst von seiner irdischen Existenzform und ihnen gesagt, daß jetzt der Abschluß der Erscheinungen bevorsteht. Das ist auch die letzte Bedeutung von Christi Himmelfahrt. Jetzt gibt es keine Erscheinung Christi mehr bis zum Ende der Zeiten. Dann wird er wiederkommen, sichtbar für alle, für seine Freunde und für seine Feinde. Die werden ihn sehen, die ihn durchbohrt haben, und die werden ihn schauen, die ihn mit ihrem Spott verhöhnt haben. Bis dahin muß der Himmel ihn behalten, bis der Tag gekommen ist, den der Vater in seiner Macht und Güte, in seiner Weisheit und Liebe bestimmt hat.

So können wir also, meine lieben Freunde, ohne den Schatten eines Zweifels Christi Himmelfahrt feiern. Unser Glaube ist nicht mit dem antiken Weltbild zusammengebrochen. Christus ist erhöht worden in die Herrlichkeit des Vaters, ob das oben ist oder unten, das spielt überhaupt keine Rolle. Wir wissen es nicht. Und wenn wir davon sprechen, daß Christus nach oben emporgefahren ist, daß eine Wolke ihn verhüllte, dann soll damit die Erhabenheit seiner Position, die Herrlichkeit seiner neuen Daseinsform angedeutet werden. Deswegen sind auch Engel, Boten des himmlischen Reiches, bei seiner Auffahrt zugegen. Glauben wir dem Evangelium, und in diesem Evangelium werden wir das Leben haben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Zeugnis des Paulus (1)

12.05.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Daß Jesus ein Zeichen ist, dem widersprochen wird, erfahren wir jeden Tag, wenn wir die Zeitung aufschlagen oder das Fernsehgerät einschalten. Ablehnung und Haß gegen Christus und gegen alle, die in Wahrheit zu ihm gehören wollen, sind das Kennzeichen auch unserer Tage. Das heutige Evangelium gibt den Grund an. „Das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater kennen noch mich.“ Es kommt eben alles darauf an, Gott und den von ihm Gesandten zu kennen, ihn als den zu kennen, wie er von Gott gewollt und wie er von Gott in die Welt gesandt ist. Es kommt darauf an, sich nicht ein geschnittenes oder gedachtes Bild von Gott und seinem Christus zu machen, sondern die Wirklichkeit Gottes und Christi zur Kenntnis zu nehmen. Wenn man das Buch von Albert Schweitzer liest „Die Geschichte der Leben-Jesu-Erforschung“, kann man die Geschichte menschlicher Irrungen und Verirrungen in bezug auf Christus erkennen. Für Renau, den französischen Orientalisten, war Jesus der „charmante Tischler“, Kautzky, der Sozialist, machte aus ihm einen revolutionären Kommunisten, und Houston Stewart Chamberlain, der Engländer, einer der geistigen Vorfahren Hitlers, sah in ihm einen völkischen Helden.

Diese Verirrungen stellen sich immer dann ein, wenn man nicht auf das Evangelium hört. Das Bild Christi, wie es vor unseren Augen stehen muß, ist allein aus dem Evangelium zu erklären, nicht aus den Wünschen und nicht aus den Vorstellungen von Menschen, sondern aus den Berichten von Zeugen. Der zeitlich älteste literarische Bericht von Christus sind die Briefe des Paulus. Die Evangelien in ihrer jetzigen Gestalt sind vermutlich jünger als die ältesten Paulusbriefe, und deswegen müssen wir uns an erster Stelle mit Paulus beschäftigen, wenn wir wissen wollen, wer Jesus ist.

Bei Paulus vollzieht sich eine starke Konzentration des Christusbildes. Er berichtet wenig von seinen Worten und wenig von seinen Taten. Der Inhalt seines Evangeliums ist auf die entscheidenden Fakten konzentriert, nämlich Tod, Auferstehung, Erhöhung. Das sind die bestimmenden Tatsachen, auf die Paulus sein Christusbild gründet. Aus seinem gewaltigsten Briefe, dem Römerbrief, ist diese Konzentration in vollendeter Weise abzulesen. „Christus, der von den Toten auferweckt worden ist, er, der dahingegeben wurde um unserer Sünden willen und auferstanden ist um unserer Rechtfertigung willen.“ Oder an einer anderen Stelle: „Wer wird verdammen? Christus Jesus? Nein, er ist gestorben, aber auch wiedererstanden. Er ist zur Rechten Gottes.“ Tod, Auferstehung, Erhöhung, darum kreist die Verkündigung des Paulus. Und darum muß, wer zu Christus kommen will, mit dem Munde bekennen, daß er der Herr ist, und im Herzen glauben, daß Gott ihn von den Toten auferweckt hat. So formuliert Paulus im 10. Kapitel des Römerbriefes den heilsnotwendigen Glauben. Mit dem Munde bekennen, daß er der Herr ist - *Kyrios* ist das griechische Wort für Herr -, und im Herzen glauben, daß Gott ihn von den Toten auferweckt hat. Die beiden entscheidenden Würdenamen, die Paulus dem Jesus von Nazareth gibt, sind *Christus* und *Kyrios*. *Christus* ist die griechische Übersetzung des hebräischen Wortes *Messias*. Wenn also Paulus Jesus als den Christus bezeichnet, dann will er sagen: Er ist der Messias; er ist derjenige, den Gott als den Gesalbten - denn *Messias* heißt *der Gesalbte* - verheißen hat. Deswegen spricht er immer von Jesus Christus - *Jesus* ist der Eigenname und *Christus* ist der Würdenamen - oder von Christus Jesus - der Messias Jesus - oder auch manchmal nur von Christus, als ob das schon ein Eigenname geworden wäre. Und ähnlich ist es mit *Kyrios*. „Jede Zunge soll bekennen, daß Jesus in der Herrlichkeit Gottes des Vaters ist.“ Er soll bekennen Jesus als den *Herrn*, als den *Kyrios*. Ja, was ist das für ein Herr? Das Wort *Kyrios* -*Herr* - stammt aus dem Alten Testament. In

der griechischen Übersetzung des Alten Testaments steht immer da, wo im hebräischen Text *Jahwe* steht, also der hebräische Name für Gott, *Kyrios*. Kyrios ist also Gottesname. Und wenn dieser Gottesname auf den Jesus von Nazareth übertragen wird, dann ist das entweder eine Gotteslästerung oder die Beschreibung eines Tatbestandes, der sich die Apostel haben beugen müssen, nämlich daß in Jesus Gott ein Mensch geworden ist und unter uns gewandelt ist. Und eben das ist die Überzeugung des Paulus. Jesus ist der Kyrios, Er ist Gott gleich, und deswegen gebührt ihm Kult, Anbetung, und deswegen betet er zu Jesus. Himmelweit davon verschieden ist jener evangelische Theologieprofessor, der gesagt hat: „Zu Jesus beten? Da könnte ich ja auch zu meiner Großmutter beten.“ Das ist eine offenkundige Leugnung der Gottheit Jesu Christi aus dem Munde eines evangelischen Theologieprofessors mit Namen Herrmann.

Das ist also der Inhalt des Evangeliums des Paulus. Und wie begründet er diesen Inhalt? Er begründet ihn einmal damit, daß sich in Jesus die Verheißungen, die Weissagungen des Alten Bundes erfüllt haben. Angefangen vom Proto-Evangelium, also jener ersten Verheißung in der grauen Vorzeit, als die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben wurden, durch alle Jahrhunderte der Propheten bis in die jüngste Zeit, bis zu Daniel, wurde immer wieder auf einen Retter verwiesen, auf einen Heiland, auf einen Messias. Und eben dieser Messias ist in Jesus von Nazareth erschienen. Alle Weissagungen, sagt Paulus, haben in ihm ihr Ja gefunden, sind in ihm bestätigt worden, haben sich in ihm erfüllt. Also das ist die erste Säule, auf der sein Glauben steht: Die Weissagungen haben sich in Jesus von Nazareth erfüllt; er ist der verheißene Messias. Die zweite Säule ist die Auferstehung Jesu. Paulus spricht mit Vorliebe von Auferweckung, und das hat einen guten Grund. Er will nämlich sagen: Dadurch, daß Jesus lebendig geworden ist durch die Macht des himmlischen Vaters, hat Gott sein Ja zu diesem Leben gesprochen, hat er bestätigt, was Jesus gesagt und getan hat, hat er vor allen Dingen seinen Anspruch anerkannt, der Sohn des himmlischen Vaters zu sein. Und deswegen heißt es in der Apostelgeschichte immer wieder sinngemäß: „Durch die Auferweckung hat der Vater Jesus bei allen beglaubigt.“ Beglaubigt hat er ihn, ihm Glaubwürdigkeit verliehen, daß er also nicht ein Schwärmer war, der dauernd die Posaunen des Gerichtes tönen hört, wie Albert Schweitzer meinte, sondern daß er der lebendige, von Gott gesandte Erlöser war, dessen Anspruch durch die Auferweckung bestätigt wurde. Das ist die zweite Säule, die Auferweckung Jesu, die Erscheinungen des Auferstandenen, die beweisen: Er ist aus dem Grab erstanden.

Und die dritte Säule ist sein eigenes Erlebnis vor Damaskus. Als Verfolger der Christen reiste er nach Damaskus, um die Christen gefangenzunehmen, und da brach diese Erscheinung, diese Lichterscheinung, über ihn herein, da hörte er die Stimme Jesu: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ Er war ganz bestürzt. Er wußte ja nicht, wer zu ihm spricht. „Wer bist du, Herr?“ „Ich bin Jesus, den du verfolgst!“ Da hat er erkannt, daß der Jesus, der Mensch Jesus von Nazareth, der himmlische Erhöhte ist, daß also eine Identität zwischen dem historischen Jesus und dem himmlischen Kyrios besteht. Man hat nun eingewandt, daß Paulus Jesus fast nur als den Erhöhten kennt, daß er also wenig berichtet über sein irdisches Leben. Das ist richtig. Aber das hat einen guten Grund. Das wenige, was Paulus berichtet, fügt sich zunächst einmal nahtlos ein in die anderen Daten des Lebens Jesu, die wir besitzen. Er stammt aus dem Samen Abrahams, er ist ein Nachkömmling des David, er ist vom Weibe geboren und unter das Gesetz getan, er ist als ein Mensch erfunden worden, in allem uns gleich - außer der Sünde. Er hat gelitten zur Zeit der ungesäuerten Brote (zur Osterzeit) in Jerusalem, auf Anklage der Juden hin verurteilt von dem römischen Prokurator Pontius Pilatus. Er ist ins Grab gelegt worden. Gerade auf die Grablegung legt Paulus großes Gewicht, um eben alle Scheintodhypothesen und ähnliches Gemächte der Menschen zu entwaffnen. Er ist auferweckt und erhöht worden. Außerdem berichtet Paulus auch von der Einsetzung des Abendmahles und von den Erscheinungen des Auferstandenen.

All das macht sicher: Für Paulus ist der erhöhte Christus identisch mit dem historischen Jesus von Nazareth. Also nicht, wie Hegel und andere gemeint haben, die „Verdichtung einer Idee“. Nach dieser irrigen Meinung hat man die Idee gehabt, und der hat man dann erfundene geschichtliche Züge angehängt, also eine Konkretisierung von eschatologischen Erwartungen oder eine Nachbildung von Heroen, die ja im Griechentum sehr häufig waren. Nein, dieser Erhöhte, das weiß Paulus, dieser vom Himmel ihn Anredende, der sein Werk mit seinem Heiligen Geist Begleitende ist kein anderer als der

Jesus von Nazareth. Der Mittelpunkt und der Träger seiner Botschaft ist der historische Jesus von Nazareth, der durch die Auferweckung verherrlicht worden ist.

Paulus hatte wenig Anlaß, von dem irdischen Leben Jesu zu sprechen. Das war ja schon durch andere Verkündiger und durch andere Schriften, die in großer Menge schon damals zirkulierten, geschehen. Außerdem haben uns die Paulusbriefe nur einen Teil seiner Verkündigung aufbewahrt. In manchen Andeutungen der Briefe erfahren wir, daß Paulus in seiner Predigt auch mehr vom irdischen Jesus gesagt hat, wenn er z.B. den Galatern sagt: „Euch ist doch Jesus Christus als der Gekreuzigte vor die Augen gezeichnet worden.“ Das heißt, er hat über den Gekreuzigten, und das ist ja der irdische Jesus, gepredigt. Die Schriften des Paulus sind Gelegenheitsschriften. Sie knüpfen an aktuelle Ereignisse an, sie beantworten aufgetauchte Fragen, sie zerstreuen hier und da aufgetretene Mißverständnisse. Nur weil in Korinth beim Herrenmahl, also bei der heiligen Messe, wie wir es heute nennen, Mißstände aufgetreten waren, hat Paulus das 11. Kapitel des Korintherbriefes geschrieben, wo er uns einen genauen Bericht gibt, wie es beim Letzten Abendmahl, das Jesus gehalten hat, zugeing. Also ein reiner Zufall, wenn wir wollen, freilich ein gottgefügter Zufall hat uns diesen kostbaren Bericht des 11. Kapitels des 1. Korintherbriefes erhalten. Und ähnlich ist es mit den Erscheinungen des Auferstandenen. Weil in Korinth Zweifler aufgetreten waren, die fragten: Ja, wie ist denn das mit der Parusie und mit der Auferstehung der Toten? Werden wir nicht benachteiligt sein gegenüber denen, die schon entschlafen sind, wenn der Herr wiederkommt? Um diese Zweifel zu entkräften, schildert er im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes die vielen Erscheinungen des Auferstandenen. Jesus ist wahrhaft auferstanden. Er hat sich lebendig erwiesen. Er hat seine Auferstehung beglaubigt. Es gibt Zeugen. Fünfhundert Brüdern ist er auf einmal erschienen. Man kann hingehen, man kann sie fragen, denn es leben noch manche davon. Viele sind entschlafen, aber es leben noch einige, man kann sie also aufsuchen und sich bei ihnen erkundigen.

Das alles, meine lieben Freunde, macht uns sicher, daß Paulus nicht einer Chimäre nachgejagt ist, als er sich von Christus überwältigt erklärte, sondern daß er, bewegt von der Gnade, ergriffen von der Macht des himmlischen Kyrios, sich bekehrt hat, daß er durch eine wirkliche Erscheinung des erhöhten Herrn aus einem erbitterten Verfolger zu einem glühenden Anhänger Jesu wurde, daß für ihn der irdische Jesus eine reale menschliche Persönlichkeit war, die sich aber in einer wunderbaren Weise mit der Gottheit vereinigt hatte. Die Aufgabe, das zu durchdenken und zu erklären, blieb natürlich der Zukunft überlassen. Es war nicht alles auf einmal da, was man über Jesus sagen konnte. Das Nachdenken, das gläubige Nachdenken unter der Leitung des Heiligen Geistes mußte sich damit beschäftigen. Und das ist in den folgenden Jahrhunderten geschehen. Aber es führt eine gerade Linie von dem historischen Jesus von Nazareth, der vom Weibe geboren wurde, zu dem himmlischen Christus, als den ihn das Konzil von Nizäa im Jahre 325 bekannte. Wir haben keinen Anlaß, den Irrlichtern wie Kautzky, Chamberlain, Ernest Renau zu folgen. Wir können uns verlassen auf das Zeugnis des Paulus, für das er sein Leben geopfert hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Zeugnis des Heiligen Geistes

19.05.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Pfingstfreude Versammelte!

In den Abschiedsreden Jesu steht ein Wort, das uns zunächst dunkel erscheint: „Wenn ich nicht hingehe, kann der Heilige Geist nicht zu euch kommen. Wenn ich aber hingehe, werde ich ihn euch senden.“ Warum kann der Heilige Geist nicht kommen, wenn Jesus nicht hingeht? Kann er ihn nicht auch senden, ohne daß er hingeht? Hingehen bedeutet die Einheit von Tod, Auferstehung und Himmelfahrt. Diese Ereignisse sind das Hingehen, und dieses Hingehen, so sagt der Herr, ist die Voraussetzung dafür, daß er den Heiligen Geist senden kann. Warum ist es die Voraussetzung? Warum muß er hingehen - getötet werden, auferstehen und in die Herrlichkeit des Vaters zurückkehren -, damit er den Heiligen Geist senden kann? Der Grund ist in folgendem gelegen: Tod, Auferstehung und Himmelfahrt bilden eine Einheit. Sie sind der Hingang Jesu, der Hingang, der durch den Tod zur glorreichen Erhöhung führt. Erst wenn Christus erhöht ist, erst wenn er verklärt ist, ist das Werk des Heiligen Geistes in ihm selbst zum Ende gekommen. Erst wenn er in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen ist, ist er vollendet, hat der Heilige Geist sein Werk in ihm vollbracht, ist das Haupt der Schöpfung verklärt. Und das Haupt der Schöpfung muß zuerst verklärt sein, bevor die Schöpfung verklärt werden kann. Das All kann erst dann verklärt werden, wenn sein Haupt verklärt ist. Die Verklärung des Hauptes, die Vollendung des Hauptes aber ist erst geschehen, wenn der Herr in den Himmel aufgefahren ist und zur Rechten des Vaters Platz genommen hat. Dann ist seine Vollendung erfolgt. Dann soll aber auch der Beginn der Vollendung am All nicht mehr aufgeschoben werden; dann sendet er den Geist, damit an dem All geschieht, was an ihm geschehen ist.

Das ist also der Grund, warum der Herr sagt: „Wenn ich nicht hingehe, kann der Heilige Geist nicht zu euch kommen. Wenn ich aber hingehe, werde ich ihn euch senden.“ Aus der verklärten Natur des Herrn wird der Heilige Geist gesandt. Wenn er vollendet, wenn er vom Heiligen Geist erfüllt ist, dann strömen gleichsam Gnadenbächlein und Gnadenströme aus ihm heraus und vollenden die Menschheit, ja das ganze All. Denn die Menschheit und das All soll nicht, darf nicht, kann nicht in einer Seinsweise verharren, die zu der des Hauptes nicht mehr paßt. Und das Haupt ist eben vollendet und verklärt, und deswegen soll das All und soll die Menschheit vollendet und verklärt werden.

Der Heilige Geist nimmt also nach der Himmelfahrt des Herrn die Arbeit an der Menschheit auf, sie zu verklären. Er hat ja die menschliche Natur Christi gewirkt; von Maria ist gesagt: „Sie empfing vom Heiligen Geist“. Doch zur Zeit des irdischen Lebens Jesu war sein Erfülltsein und Durchwirktsein und Durchstrahltsein vom Heiligen Geiste verborgen. Erst seit seiner Auferstehung ist dieses Erfülltsein vom Heiligen Geiste offenbar. Und nun, da es offenbar ist, soll es auch an denen verwirklicht werden, die zu ihm gehören durch Glaube und Taufe. Und so hat der Herr am Pfingsttage den Heiligen Geist gesandt. Der Grund, warum er gewartet hat, ist also nicht darin gelegen - wie ungläubige Theologen behaupten -, daß erst der Leichnam Christi verwest sein und unkenntlich geworden sein mußte, damit die Jünger dann die Lüge austreuen konnten, er sei auferstanden und verklärt. Denn um die Erlösung Jesu zu verkündigen, dazu haben sie nicht vierzig oder fünfzig Tage gebraucht, sondern sie haben schon am dritten Tage nach dem Tode, also längst vor seiner Verwesung, die Überzeugung gewonnen, daß er auferstanden und verherrlicht ist. Also diese törichte Behauptung trägt nichts zur Erklärung des Pfingstfestes bei.

Die in dem Hause in Jerusalem Versammelten werden unter sichtbaren und äußeren Zeichen mit dem Heiligen Geiste erfüllt. Ein Brausen, ein Sturmwind, Feuersflammen, diese Erscheinungen zeigen

die Ankunft des Heiligen Geistes an. Der Heilige Geist wirkt in den Aposteln. Was wirkt er? Er wirkt in erster Linie das Verständnis für Jesus und sein Werk. In der Zeit seines irdischen Lebens gewannen die Volksmassen schon eine gewisse Ahnung, wer Jesus sei. „Was ist denn das für einer“, heißt es einmal, „daß ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ Was ist denn das für einer? Die Jünger Jesu drangen tiefer in das Geheimnis der Person Jesu ein. Aber auch ihnen blieb der Herr noch rätselhaft. Dieses Rätsel, was das für einer sei, wurde dann durch die Auferstehung gelichtet. Jetzt hat man es gesehen, was das für einer ist. Der Herr hat es in den vierzig Tagen, die zwischen Auferstehung und Himmelfahrt vergingen, den Jüngern klarzumachen versucht, was es um das Reich Gottes und um den Herold dieses Reiches ist, und was noch ausstand an Verständnis, das wurde ihnen vermittelt durch die Ankunft des Heiligen Geistes. Jetzt wurden sie ertüchtigt zum Zeugnis. Denn Zeugnis geben ist nicht leicht, meine lieben Christen. Wir wissen es, wie schwer es ist, ein Zeugnis vom Christsein zu geben im täglichen Leben, in der Selbstbeherrschung, im Bekenntnis des Glaubens. Dazu braucht es Heiligen Geist. Und dieser Geist hat in den Jüngern gewirkt, daß aus Schwachen Starke, aus Feigen Mutige, aus Ehrsüchtigen Liebende und aus in ihre eigenen Antriebe Verfangenen mit göttlicher Seligkeit erfüllte Menschen wurden. Und so traten sie hinaus und gaben Zeugnis von dem Volke in einer Kraft, die den Menschen Bewunderung und Staunen abnötigte.

Das Zeugnis, das sie ablegten, verherrlicht Christus. Indem sie vom Siege Christi, von seiner Auferstehung, Zeugnis ablegten, haben sie Christus verherrlicht; und wer die Verherrlichung Christi betreibt, das ist eben der Heilige Geist, der in ihnen wirkt. Und wo immer heute noch das Zeugnis von Christus, seinem Tod und seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt abgelegt wird, da verherrlicht der Heilige Geist Christus. Er ruft aber gleichzeitig in die Entscheidung, denn das Zeugnis wird gehört, will angenommen werden, aber nicht alle hören es, nicht alle nehmen es an. So wird das Zeugnis zum Zeichen der Entscheidung. Von denjenigen, die es ablehnen, gilt das Wort im Johannesevangelium: „Der Heilige Geist wird die Welt überführen, daß es eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit und ein Gericht. Eine Sünde, daß sie nicht an mich geglaubt haben, eine Gerechtigkeit, weil ich zum Vater gehe, und ein Gericht, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist.“ Also es ist nicht alles Unkenntnis, Irrtum, Gewissensentscheid, was sich gegen Christus erhebt. Es gibt eine Sünde, und es gibt eine Gerechtigkeit, und es gibt ein Gericht. Diejenigen aber, die dieses Zeugnis annehmen, werden vom Heiligen Geist erfüllt und geheiligt. In sie strömt aus der menschlichen Natur Christi der Heilige Geist in sie ein. Sie werden Geistträger. Sie sind Tempel des Heiligen Geistes. Das ist das kostbare Ergebnis der Ausschüttung des Heiligen Geistes, daß wir jetzt Geistträger werden, daß wir vom Geiste erfüllt und vom Geiste getrieben werden und dadurch eben Kinder Gottes sind; denn der Geist gibt uns Zeugnis, daß wir Kinder Gottes sind.

Der Geist wirkt auch Gemeinschaft. Denn die da zusammen waren in dem Hause in Jerusalem, bildeten eine Einheit. Sie haben nichts gewußt, meine lieben Freunde, von Pluralismus, d.h. von Zersetzung des Glaubens und von gegensätzlichen Meinungen in der Kirche, sondern sie waren sich einig. Der Geist der Kraft hat ihnen diese Einigkeit geschenkt, und deswegen war diese Kirche siegreich, deswegen hat sie sich ausgebreitet bis an die Grenzen der Erde, weil ihre Verkündiger sich einig waren. Und wenn sie das heute nicht ist, dann kann es nur daran liegen, daß dem Wirken des Geistes der Eingang versperrt wird, daß das Wirken des Geistes gehemmt wird, daß man sich dem Geiste nicht aufschließt und von dem Geiste nicht erfüllt sein will. Denn sonst hätten wir nicht den Pluralismus in der Kirche, sondern die Einheit, die Einheit im Geiste, die Einheit im Glauben, die Einheit im Bekenntnis und die Einheit im Zeugnis.

Das Wirken des Geistes ist für den Gutwilligen zu erkennen. Aber für den Böswilligen gibt es auch Gründe, sich dem Zeugnis des Geistes zu entziehen. Das hat das erste Pfingstfest schon bewiesen. Da gab es Leute, die sagten: Die Männer sind ja trunken, sie haben sich betrunken! Und da muß Petrus ihnen erklären: Um 9 Uhr früh ist man doch nicht betrunken! Um diese Zeit fängt man höchstens an zu trinken, da kann man doch nicht schon betrunken sein! Aber an diesem Begebnis sehen Sie, meine lieben Freunde, wie diejenigen, die bösen Willens sind, die Begabung mit dem Heiligen Geiste mit Betrunkenheit verwechseln können. Und so wird es immer bleiben. Die glühendsten Zeugen, die eifrigsten Kämpfer, die wahrhaftigsten Bekenner werden von den eigenen Leuten verdächtigt, beschimpft, boykottiert, diffamiert. Man hängt ihnen die Schmähung des Fundamentalismus und



ähnliche Vorwürfe an, nur deswegen, weil sie rein und lauter und mit glühendem Eifer das Zeugnis für Christus ablegen. So wird es immer bleiben! Und darauf muß man sich gefaßt machen, wenn man in die Fußstapfen derer tritt, die am ersten Pfingstfest für Christus Zeugnis ablegten.

Ja, es wird die Zeugen Christi, die vom Geiste erfüllten Zeugen Christi immer auch das Leid und der Kummer begleiten. „Der Geist selbst legt unserem Geiste Zeugnis ab, daß wir Kinder Gottes sind. Wenn aber Kinder, dann auch Erben, Erben Gottes und Miterben Christi.“ Und jetzt kommt der Schluß: „Aber erst müssen wir mit ihm leiden, bevor wir mit ihm verherrlicht werden. Doch ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die einst an uns offenbar werden soll.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Gaben des Heiligen Geistes

20.05.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Im 11. Kapitel des prophetischen Buches von Isaias lesen wir: „Doch ein Reis wird sprossen aus dem Wurzelstock Jesse, ein Schößling bricht aus seiner Wurzel hervor. Auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn. An der Furcht des Herrn hat er sein Wohlgefallen. Nicht nach dem Augenschein wird er richten, nicht nach dem Hörensagen entscheiden. Nein, in Gerechtigkeit richtet er die Geringen, nach Billigkeit spricht er Recht den Armen im Lande. Er schlägt die Gewaltigen mit dem Stab seines Mundes, mit dem Hauch seiner Lippen rafft er den Gottlosen dahin. Gerechtigkeit ist seiner Hüften Gürtel und Treue der Gurt seiner Lenden.“ Diese Verse gehen nach allgemeiner Überzeugung auf den angekündigten Retter, auf den Messias. Von ihm wird ausgesagt, daß der Geist des Herrn, also der Geist Gottes, auf ihm ruht. Und von diesem Geist wird bemerkt, daß mit ihm sieben Gaben verbunden sind, Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn. Das ist die Ausrüstung des Messias. Hat uns diese Begabung des Messias etwas zu sagen? Ja, denn der Messias teilt seine Ausrüstung allen mit, die sich zu ihm bekehren und zu ihm bekennen. Auch von denen, die sich dem Messias und seinem Reiche anschließen, gilt: Der Geist des Herrn ruht auf ihnen, der Geist der Weisheit und der Wissenschaft, des Verstandes, des Rates und der Stärke, der Frömmigkeit und der Furcht des Herrn. Dazu ist er ja emporgestiegen über alle Himmel, daß er uns den Geist senden konnte. „Wenn ich nicht hingehe, wird der Geist, wird der Beistand nicht zu euch kommen. Wenn ich aber hingehe, werde ich ihn euch senden.“ Aus der verklärten Natur des Heilandes strömt der Heilige Geist auf alle über, die sich zu ihm bekennen, der Geist der Weisheit, der Wissenschaft und des Verstandes, des Rates und der Stärke, der Frömmigkeit und der Furcht des Herrn.

Wenn wir uns diese sieben Gaben etwas näher ansehen, dann werden wir erkennen, meine lieben Freunde, daß sie eine notwendige Begleitschaft der heiligmachenden Gnade sind. Wer immer in der heiligmachenden Gnade ist, der besitzt auch die Gaben des Heiligen Geistes. Aber sie sind selbstverständlich der Steigerung fähig. Und wer die heiligmachende Gnade verliert, von dem weichen auch die Gaben des Heiligen Geistes.

Die Gabe der Weisheit lehrt uns, Gott als unser höchstes Ziel anzusehen und die Vergänglichkeit der irdischen Dinge recht einzuschätzen. Da sieht man, wie wichtig diese Gabe ist: daß man Gott als das höchste Ziel ansieht, nicht den Genuß oder die Macht oder den Ehrgeiz oder den Geltungsdrang. Gott ist das höchste Ziel, und alles andere, um ein Wort des Apostels Paulus zu gebrauchen, ist im Vergleich damit „Kehricht“. Das lehrt uns die Gabe der Weisheit.

Die Gabe der Wissenschaft macht uns tüchtig, die Lehre der katholischen Kirche auch ohne Studium klar zu erfassen. Man staunt manchmal über Einsichten, theologische Einsichten, die der einfache Mann und die einfache Frau haben. Sie sind klüger als mancher Theologe. Sie haben nicht studiert, aber sie sind erleuchtet. Der Heilige Geist hat ihnen die Gabe der Wissenschaft mitgeteilt.

Und mit dieser Gabe vermählt sich gleich die des Verstandes. Die Gabe des Verstandes befähigt uns, die wahre Lehre von der falschen zu unterscheiden. Und wie zeichnen sich darin oft einfache Katholiken vor angeblichen gelehrten Theologen aus! Sie haben das Gespür dafür, was katholisch und was nicht katholisch ist. Sie haben eine Ader, um das zu erkennen, was dem Glauben zusagt und was

ihm schadet. Das ist die Gabe des Verstandes. Niemand hat sie ihnen vermittelt außer dem Heiligen Geiste.

Die Gabe des Rates lehrt uns, in schwierigen Situationen, in gefährlichen Fällen das zu erkennen, was wir nach Gottes Willen tun sollen. Die Gabe des Rates ist gewissermaßen die Einsprechung Gottes in unser Herz, damit wir den Weg finden, den wir gehen sollen. Hier ist gewissermaßen die Nahtstelle, wo Gott und das eigene Gewissen sich treffen. Mit seiner Gabe des Rates führt uns Gott den rechten Weg.

Die Gabe der Stärke brauchen wir, um es in diesem Leben der Gefahren und der Lasten auszuhalten. Sie macht uns tüchtig, alles zu ertragen um Gottes willen. Stärke brauchen wir in unserem Leben weiß Gott so notwendig wie kaum etwas anderes. Stärke, um auszuhalten, was uns auferlegt ist, um zu ertragen, was Menschen uns zufügen. Die Gabe der Stärke macht unsere Schultern breit und gibt uns Kraft, hinzunehmen, was über uns verhängt wird.

Die Gabe der Frömmigkeit lehrt uns, von Herzen Gott zu verehren und seinen Willen zu tun. Die Frömmigkeit ist unsere innige Beziehung zu Gott, und sie bedarf ständig der Anfeuerung, sie bedarf ständig der Nahrung. Und diese Nahrung wird uns zuteil durch den Heiligen Geist.

Und schließlich eine ganz vergessene Gabe, nämlich die Gabe der Furcht des Herrn. Wer fürchtet denn in der nachkonziliaren Periode noch Gott, meine lieben Freunde? Heute hat sich die Vermessenheit ausgebreitet, also die Meinung, Gott werde uns den Himmel schenken, auch wenn man nichts für ihn tut, auch wenn man lebt wie ein Gottvergessener. Das ist die Vermessenheit. Ihr wehrt die Gabe der Furcht des Herrn. Die Furcht des Herrn lehrt uns, lieber alles zu erdulden, als Gott zu beleidigen. Es ist die heilige Scheu, den Vater im Himmel zu kränken, den Geist zu betrüben, der in uns wohnt. Die Furcht des Herrn ist eine notwendige, eine unentbehrliche Gabe in unserer Zeit der Vermessenheit.

Das also, meine lieben Freunde, sind die sieben Gaben des Heiligen Geistes - Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn. Wir sollten keinen Tag vorübergehen lassen, ohne zum Heiligen Geist zu rufen. Das kann man ganz einfach machen: „Komm, Heiliger Geist!“ Das ist ein schönes Gebet. Ich habe einmal vor fast 40 Jahren bei einem guten, heiligmäßigen Priester Exerziten gemacht. Und er sagte: „Was machen Sie, wenn Sie mit der Straßenbahn fahren oder wenn Sie auf der Straße gehen? Da müssen Sie rufen: 'Komm, Heiliger Geist!' Immer dieses Gebet im Herzen tragen: 'Komm, Heiliger Geist!' Das ist ein so schönes, ein ergreifendes und ein so hilfreiches Gebet.“ Wenn wir mehr tun wollen, dann greifen wir zu den wunderbaren Gebeten, welche die Kirche in der Liturgie verwendet, etwa zu der Pfingstsequenz: „Komm, o Geist der Heiligkeit aus des Himmels Herrlichkeit, sende deines Lichtes Strahl! Vater aller Armen du, aller Herzen Licht und Ruh, komm mit deiner Gaben Zahl! Tröster in Verlassenheit, Labsal voll der Lieblichkeit, komm, o süßer Seelenfreund! In Ermüdung schenke Ruh, in der Glut hauch Kühlung zu, tröste den, der trostlos weint! O du Licht der Seligkeit, mach dir unser Herz bereit, dring in unsre Seelen ein! Ohne deinen Gnadenschein steht der arme Mensch allein, kann nicht gut und sicher sein. Wasche, was befleckt ist, heile, was verwundet ist, tränke, was da dürre steht! Beuge, was verhärtet ist, wärme, was erkaltet ist, lenke, was da irre geht! Heiliger Geist, wir bitten dich, gib uns allen gnädiglich deiner sieben Gaben Kraft! Gib Verdienst in dieser Zeit und die ewige Seligkeit nach vollbrachter Wanderschaft!“

Amen. Alleluja.

Prof. Dr. Georg May

## Das Zeugnis des Paulus (2)

26.05.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Was dünkt euch von Christus? Wessen Sohn ist er?“ Das war das große Thema, das wir uns zu überlegen vorgenommen haben. Das Christentum hängt nun einmal an Christus, und was man von Christus denkt, das ist maßgebend für das Christentum. Man bräuchte über dieses Thema nicht viel zu sagen, wenn nicht Irrlehrer aufgestanden wären, welche den kirchlichen Glauben an Christus untergraben, aushöhlen, systematisch zerstören. Diese Bekämpfung des kirchlichen Christusklaubens hat im 18. Jahrhundert begonnen. Es waren vor allem protestantische Theologen, die diesen Kampf geführt haben und bis heute führen. Aber sie haben in der nachkonziliaren Periode Verstärkung bekommen durch sogenannte katholische Theologen. Diese traurige Tatsache erfahren Sie an Ihren Kindern und Kindeskindern. Was sie im Unterricht und in den Lehrbüchern vorgesetzt bekommen, das sind zum Teil irrige Meinungen über Jesus, den Christus.

Der Übeltäter ist nach der Meinung dieser Irrlehrer der Apostel Paulus. Er soll den ideologischen Christusklauben geschaffen und ihn der Urgemeinde aufoktroiert haben. Die Urgemeinde hatte angeblich noch den richtigen Glauben, nämlich an Jesus, den Nazarener, den Sohn des Josef und der Maria. Aber dieser schlichte, einfache Glaube sei eben durch die Vergöttlichung Jesu ersetzt worden, und das habe Paulus zu verantworten. Die einen sehen den Ansatzpunkt für das Tun des Paulus im Alten Testament und in den jüdischen Messias Hoffnungen. Er habe diese Vorstellungen aufgenommen, umgeformt und auf Jesus, den Nazarener, übertragen. Die anderen sind der Meinung, daß es aus dem Heidentum stammende Begriffe waren, die zu der Steigerung der Person Jesu geführt haben, nämlich jene von dem Kyrios; das ist das griechische Wort für Herr. Diese Kyrios-Vorstellung aus dem Heidentum habe Paulus auf Jesus Christus übertragen und ihn so zu einem göttlichen Wesen gemacht, das er gar nicht gewesen sei. Jesus sei also von Paulus zum Messias erhoben worden - das Wort Christus ist ja die Übersetzung des Wortes Messias -, und Jesus sei von Paulus zum Kyrios, zum Herrn, erhoben worden. Beides sei er nicht gewesen.

Wer war Paulus, dem solche Ungeheuerlichkeiten unterschoben werden? Er war ein Jude aus dem Stamm Benjamin, er war ein studierter Mann. Er war ein Eiferer für die Überlieferung des jüdischen Volkes, ein gesetzestreuer Pharisäer, und als solcher geradezu immun gegen den Versuch, einen Menschen zum Gott zu erheben. Das war für ihn als Kenner der Schrift das schlimmste Verbrechen, das es geben konnte, das größte Ärgernis, das jemand begehen konnte, eine Blasphemie, eine Gotteslästerung, auf der die Todesstrafe stand. Wie soll es psychologisch möglich sein, daß ein Mann mit solcher Gesinnung einen Menschen zum Gott erhebt gegen seine ganze Überzeugung, gegen die Lehre seiner Väter, gegen die Meinung des Volkes? Wie soll das psychologisch möglich sein?

Was die alttestamentliche Herleitung der Christologie des Paulus anlangt, so ist sie oft behauptet, aber nie bewiesen worden. Man kann vielmehr den Gegenbeweis führen. Das Alte Testament kannte die Messiasvorstellung, ohne Zweifel. Unter den mannigfachen Aussagen des Alten Testaments über den Messias, also den Christus, ragt hervor die Weissagung vom leidenden Messias im 53. Kapitel des Prophetenbuches des Isaias, wo vom „leidenden Gottesknecht“ die Rede ist, der sein Volk durch sein Leiden erlöst, der um unseretwillen mit Striemen geschlagen wurde, auf dem die Last unserer Sünden lag. Das wäre nun ein geeigneter Ansatzpunkt, um Jesus, der ja gelitten hat, zum Messias zu machen. Dabei stellt sich heraus, daß dieser Text vom Apostel Paulus nicht ein einziges Mal benutzt wird. Es gibt keine einzige Stelle in den 14 Paulusbriefen, in denen vom leidenden Gottesknecht die Rede ist. Ebenso wäre ein passender Keim der 22. Psalm gewesen. Da ist ja von dem

die Rede, der durchbohrt wird, um dessen Kleider die Menschen wüfeln bei seinem Tode, der mit Galle und Essig getränkt wird. Das wäre eine Weissagung gewesen, die sich angeboten hätte, um auf Jesus übertragen zu werden und als Baustein für die Erzeugung eines Messiasbildes zu dienen. Nun kommt aber dieses Leidenspoem Psalm 22 bei Paulus nicht ein einziges Mal vor. Die Ableitung der Christusvorstellung des Paulus aus dem Alten Testament ist nicht geglückt. Paulus hat seine Messiasvorstellung nicht aus Texten des Alten Testamentes herausgesponnen. Er hat sich vielmehr den Tatsachen gebeugt. Er hat in dem Jesus von Nazareth, der ihm in der Damaskusstunde erschienen ist, den Messias gefunden. Er hat ihn nicht konstruiert, er hat ihn entdeckt! Er war schon da, und er hat ihn nicht geschaffen.

Ganz ähnlich ist es mit der Vorstellung: Jesus ist der Herr, der Kyrios. Das Wort Kyrios, Herr, wird in der griechischen Übersetzung des Alten Testamentes für den Gottesnamen, für den hebräischen Gottesnamen Jahwe gebraucht. Wo also in der hebräischen Bibel Jahwe steht - das ist der alttestamentliche Gottesname -, da steht in der griechisch übersetzten Bibel Kyrios. Wer Kyrios sagt, meint also Gott, Gottgleichheit. Und dieser Kyriostitel, dieses Kyriosprädikat, wurde in der Tat auf Jesus von Nazareth angewandt, aber nicht erst durch Paulus, sondern schon in der Urgemeinde. Wir haben ein untrügliches Zeugnis dafür, daß nicht Paulus den Kyrioskult geschaffen hat, sondern daß er ihn schon in der Urgemeinde vorgefunden hatte; das ist das hebräisch überlieferte Wort „Maranatha“. Paulus gebraucht es im 1. Korintherbrief. Maranatha bedeutet zu deutsch „Herr, unser Herr, komm!“ Also schon in der Urgemeinde, wo man ja aramäisch, einen hebräischen Dialekt, sprach, wurde Jesus als „Maran“, als der Herr, verehrt. Nicht Paulus hat diesen Glauben in die Urgemeinde eingetragen, er hat ihn in der Urgemeinde vorgefunden.

Paulus ist überhaupt nicht der Initiator des Christusglaubens, sondern sein Organisator. Er hat den Überlieferungsbegriff ausgebildet. Das besagt folgendes: Man muß das, was man verkünden will, überkommen haben, überliefert haben. Und das, was man überkommen hat, muß man weitergeben wie ein Pfand, das einem übertragen worden ist. Man muß es weitergeben, und zwar unverehrt weitergeben, man darf nichts daran ändern. Man darf es nicht verschlechtern, man darf es aber auch nicht verbessern. Das ist der Überlieferungsbegriff, den der Apostel Paulus geschaffen hat. Und er hat ihn in der Parxis bezeugt, indem er engen Kontakt mit der Urgemeinde in Jerusalem gesucht hat. Schon in Damaskus ließ er sich über den Glauben der Christen belehren von dem Ananias. Das war der Mann, bei dem er Aufnahme fand und von dem er auch getauft wurde. Er hat ihm die erste Belehrung zuteil werden lassen. Später ging er nach Jerusalem, um den Kephas zu sehen. Das ist der hebräische Name für Petrus. Er hat den Petrus besucht und sich von ihm belehren lassen. Er hat den Jakobus besucht, den Verwandten des Herrn. Er hat engen Kontakt mit der Urgemeinde gehalten. Einer aus der Urgemeinde, Barnabas, war sein Begleiter auf der ersten Missionsreise, und ebenso der Markus.

So sehen wir: Kein Gegensatz zwischen Paulus und der Urgemeinde, sondern eine völlige Harmonie im Glauben. Wenn es zu Gegensätzen kam, dann waren das praktische Fragen, nämlich ob man den Heidenchristen auch das alttestamentliche Gesetz auferlegen solle. Aber in der Frage des Christus, des Kyrios, also des Messias und des Herrn, sind sich Paulus und die Urgemeinde völlig einig. Sie bekennen Jesus von Nazareth, den Menschen, der unter ihnen gelebt hat und der gekreuzigt worden ist, als den Messias und den Herrn.

Das Zeugnis des Paulus ist deswegen so wichtig, meine lieben Freunde, weil es, was die literarische Verfasserschaft angeht, das älteste ist. Der 1. Thessalonicherbrief ist wahrscheinlich die älteste Schrift des Neuen Testamentes, um das Jahr 50 etwa entstanden. Und im 1. Thessalonicherbrief ist der Glaube an Jesus Christus schon vollkommen entfaltet. Ich zitiere zwei Stellen: „Wenn Jesus, wie wir glauben, gestorben und auferstanden ist, so wird Gott auch die Entschlafenen durch Jesus herbeiführen mit ihm.“ Sie müssen immer auf die Präpositionen achten. „Durch Jesus“, sagt Paulus, darin liegt die Erlösungstätigkeit, die mittlere Tätigkeit Jesu begründet. Er vermittelt zwischen Gott und den Menschen als der Erlöser und Heiland. Und an einer anderen Stelle: „Denn Gott hat uns nicht zum Zorne bestimmt, sondern zur Erlangung des Heils durch unseren Herrn Jesus Christus.“ Hier sehen Sie Jesus als den Herrn und den Christus, Messias und Kyrios bestimmt. Er hat uns zur Erlangung des Heils bestimmt durch unseren Herrn Jesus Christus. „Er ist ja für uns gestorben,

damit wir allesamt mit ihm leben.“ Hier liegt faktisch die gesamte Christologie und Soteriologie, die ganze Lehre von Christus und von seiner Erlösung vor, und das im 1. Thessalonicherbrief aus dem Jahre 50.

Aber Paulus greift ja noch weiter zurück. Seine Christusvorstellung oder besser sein Christusglaube ist vor Damaskus begründet worden. Wann war das Ereignis vor Damaskus? Im Jahre 34, also ganz kurze Zeit nach Tod und Auferstehung des Herrn. Bis in diese älteste Zeit reicht also der Glaube des Paulus zurück.

Das alles bezeugt uns, daß Paulus nicht einen neuen Glauben geschaffen hat, sondern daß er in eine bestehende Kirche eingetreten ist. Und er war kraft seines Studiums, kraft seiner Ausbildung, kraft seiner Tradition in der Lage, gut und böse, richtig und unrichtig zu unterscheiden. Und er hat geprüft. Er hat geprüft bis zum Haß, denn er hat die Anhänger dieses Namens verfolgt. Aber er wurde überwältigt durch die Tatsachen, durch die Wirklichkeit, durch die lebendige Erfahrung des auferstandenen Heilandes. Und dafür hat er alles hingegeben, seine väterlichen Überzeugungen, seine Tradition, sein Volk. Er hat Feindschaft und Haß und Verfolgung auf sich genommen, überwältigt von der Wirklichkeit seines Kyrios und Christus.

Das alles ist unerklärlich, wenn man annimmt, daß es aus den Vorstellungen des Alten Testaments oder der griechischen Umwelt entnommen sei. Was Paulus vermittelt, ist der Glaube der Urkirche. Was er bekennt, ist seine persönliche Erfahrung. Was er bis zu seinem Tode verteidigt, das ist die Wirklichkeit des göttlichen Heilandes, den er erlebt und erfahren hat. „Das Evangelium“, so schreibt er einmal, „das ich euch verkündigt habe, ist nicht Menschenwerk.“ Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Über den Zölibat

02.06.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

In unserer Nachbargemeinde Mombach hat sich große Unruhe und Erregung ausgebreitet. Der Pfarrer von Mombach, ein Priester von 35 Jahren, hat sein Priestertum aufgegeben, um zu heiraten. Er ist ein bekannter Mann, denn sein Bruder ist der Regierende Bürgermeister von Berlin, Diepgen. Das macht vielleicht den Fall auch so brisant. Die Reaktionen der Menschen auf den Entschluß des Pfarrers von Mombach sind geteilt. Manche sind betroffen und beklagen diesen Schritt, aber viele, vielleicht die Mehrzahl, bedauert das Gesetz, das Zölibatsgesetz, das den Priester zur ehelosen Lebensform verpflichtet. In dieser Lage, meine lieben Freunde, wollen wir nachsinnen, was das Zölibatsgesetz beinhaltet, wie es entstanden ist, wie es begründet wird und wie es zu einer Zölibatskrise gekommen ist.

1. Was ist das Zölibatsgesetz? Das Zölibatsgesetz besagt die Verpflichtung des katholischen Klerikers zur völligen geschlechtlichen Enthaltensamkeit um Gottes und der Menschen willen. Es ist eine Weihe an Gott um der großen Aufgabe willen, die dem Priester gestellt ist wegen seiner Verähnlichung mit Jesus Christus, die ihm bei der Weihe zuteil geworden ist. Zölibat ist also nicht bloß Ehelosigkeit, der Zölibatär muß nicht nur auf die Ehe verzichten, er muß jede irgendwie geartete geschlechtliche Betätigung vermeiden. Zölibat ist auch nicht Junggesellentum, denn es gibt auch andere Männer, die unverheiratet bleiben, manchmal aus Bequemlichkeit, manchmal auch aus Einsicht, daß sie für die Ehe nicht geschaffen sind. Nein, Zölibat ist Jungfräulichkeit um des Reiches Gottes willen. Er ist ein Echo jener Worte des Evangeliums, wo es heißt: „Wer es fassen kann, der fasse es!“ Es gibt solche, die von Kindesbeinen an zur Ehe untauglich sind; es gibt solche, die von Menschen für die Ehe untauglich gemacht worden sind; es gibt aber auch welche, die um des Himmelreiches willen auf die Ehe und alles, was damit zusammenhängt, verzichtet haben. Das sind diejenigen, die den zölibatären Stand gewählt haben.

2. Wie ist das Zölibatsgesetz entstanden? Nun, es ist selbstverständlich aus biblischen Wurzeln gekommen. Der Herr selbst, unser Heiland, war unverheiratet, und die Versuche, die heute von katholischen Theologen unternommen werden, ihn zu verdächtigen etwa mit Maria Magdalena, sind lächerlich, dumm, dreist und blasphemisch. Jungfräulich war auch seine Mutter. Maria, die dem Wort des Vaters den Weg auf diese Erde gebahnt hat, ist die jungfräuliche Mutter. Und der Jünger, der dem Herzen des Herrn am nächsten gestanden hat, Johannes, ist derjenige, von dem wir mit Gewißheit unterrichtet sind, daß er jungfräulich bis an sein Lebensende geblieben ist. Auch unter den übrigen Aposteln können Unverheiratete gewesen sein. Der einzige, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß er verheiratet war, ist Petrus. Man hat deswegen mit Vorliebe von Anfang an Männer zum Weihedienst ausgewählt, die unverheiratet geblieben oder die durch den Tod der Frau verwitwet waren. Selbstverständlich gab es in den ersten Jahrhunderten auch verheiratete Geistliche. Das hängt damit zusammen, daß z.B. der Kaiser Augustus ein Gesetz geschaffen hatte, das die Unverheirateten in schwerer Weise besteuerte. Der Kaiser Augustus wollte die Ehe fördern. So hat er eine *lex* erlassen, *de maritandis ordinibus*, wo er vorschrieb, man solle heiraten, sonst werde man erheblich besteuert. Auch mag es am Anfang nicht notwendig gewesen sein, die Priester ganz für ihren Dienst freizustellen. Die Gemeinden waren klein und haben vielleicht in den ersten Jahrhunderten einen Priester nicht ausgefüllt, so daß er einen Beruf nebenbei ausüben konnte. Aber als dann im 4. Jahrhundert die Massen in die Kirche strömten, mußte der priesterliche Beruf eine Vollzeittätigkeit werden. Und jetzt hat man, angefangen

vom Konzil von Elvira im Jahre 306, ganz energisch auf die Enthaltbarkeit der Priester gedrungen. Es wurden auch nachher noch Verheiratete geweiht, aber man verpflichtete sie zur Enthaltbarkeit. Also die Männer, die gültig verheiratet waren, blieben gültig verheiratet, aber sie durften ihre Ehe nach Empfang der Priesterweihe nicht gebrauchen. Und so war es viele Jahrhunderte. Das Zweite Laterankonzil vom Jahre 1139 hat dann das trennende Ehehindernis der Weihe eingeführt. Seitdem ist der Geweihte unfähig, eine Ehe zu schließen, wird er von der Kirche unfähig gemacht, eine gültige Ehe einzugehen, ist die Weihe ein trennendes Ehehindernis. Das ist die Gesetzgebung, die heute noch gilt. Der erste Einbruch in diese Rechtslage wurde vom II. Vatikanischen Konzil vorgenommen, denn diese Versammlung hat den verheirateten Diakon eingeführt, und darin sehe ich den ersten amtlichen Einbruch in das Zölibatsgesetz.

3. Wie wird der Zölibat begründet? Der Priester ist der Repräsentant Christi. Repräsentieren heißt eine unsichtbare Wirklichkeit gegenwärtig machen, sichtbar machen. Eben das ist die Aufgabe des Priesters. Er macht Christus, den unsichtbaren Herrn der Kirche, sichtbar, spürbar, hörbar. Er ist der Vertreter Christi bei der Aufgabe, das Volk Gottes zu sammeln und zur Ewigkeit zu führen. Er soll also diesem Repräsentierten möglichst ähnlich sein. Er soll ihm ähnlich sein in der Erfülltheit von Gott. Er soll ihm ähnlich sein in der Gelöstheit von der Erde. Und was, meine lieben Freunde, kann einen Menschen mehr von der Erde lösen, als wenn er auf das verzichtet, was vielen, vielleicht den meisten Menschen, unerlässlich zu sein scheint, nämlich Ehe und geschlechtliche Betätigung? Wer dieses Riesenopfer bringt, der ist im Dienste Gottes, ich möchte sagen: für alles verfügbar. Wer dieses Opfer ganz und gar bringt, mit dem kann Gott gleichsam machen, was er will; denn der hat sich ihm überantwortet in einer Weise, wie sie gewaltiger und rücksichtsloser nicht sein kann.

Der Priester ist aber nicht nur Repräsentant Christi; er übernimmt auch eine Funktion, die Maria übernommen hat. Maria hat durch ihr Jawort dem Logos, der zweiten Person in Gott, den Weg auf die Erde gebahnt. Ähnlich ist die Aufgabe des Priesters bei der heiligen Messe. Durch sein Wandlungswort wird Jesus Christus gegenwärtig auf unseren Altären. Und wegen dieser Ähnlichkeit der Funktion, die der Priester mit Maria gemein hat, ziemt es sich und ist es angemessen, daß er auch ihr ähnlich wird in dem, was ihre spezifische Auszeichnung war, nämlich ihre jungfräuliche Mutterschaft, daß sie eben ohne ein männliches Prinzip den Logos empfangen und geboren hat.

Der Zölibat ist weiter auch ein Zeichen des Glaubens. Nur im Glauben kann man auf so schöne Dinge, wie es Ehe und Familie sind, verzichten. Die Ehe wird ja nicht deswegen gemieden, weil sie schlecht ist, sondern man kann nur deswegen auf sie verzichten, weil sie ein hoher Wert ist, weil sie ein beglückender Wert ist. Es ist etwas Wunderbares, verheiratet zu sein. Es ist etwas Kostbares, Vater oder Mutter zu sein und eine Familie zu haben. Aber weil eben über dieser Sonne noch eine leuchtendere Sonne steht, nämlich der Dienst Gottes, deswegen verzichtet der Priester auf diese große Möglichkeit, auf diese herrlichen Wirklichkeiten, die nun einmal Ehe und Familie sind. Er verzichtet, weil er glaubt, daß Gott ihm das ersetzen wird, was er auf Erden darangegeben hat. Er verzichtet, weil er glaubt, daß Gott dieses Opfer lohnen wird. Er verzichtet, weil er die Überwertigkeit der unsichtbaren Glaubenswirklichkeit gegenüber den materiellen und irdischen Wirklichkeiten erkennt. Deswegen ist der Zölibat ein Zeichen des Glaubens. Man kann nur zölibatär leben, wenn man gläubig ist. Nur wenn man überzeugt ist, daß die Wirklichkeiten des Glaubens - Priestertum, Opfer, Gebet, Gnade - noch viel schöner, noch viel wertvoller, noch viel herrlicher sind als alles, was die Erde zu bieten vermag, nur dann ist man fähig und gewillt, dieses Opfer zu bringen.

Der Zölibatär bildet auch die Wirklichkeitsform ab, die einmal unser aller Anteil sein wird. Wir wissen doch, daß der Himmel jener Zustand ist, „wo sie nicht mehr heiraten noch verheiratet werden“. Diese Wirklichkeit, an die wir glauben sollen, auf die wir hoffen dürfen, bildet der Priester in gewisser Hinsicht schon ab. Er ist ein eschatologisches Zeichen, also ein Hinweis auf das, was einmal sein wird.

Der Zölibat ist natürlich auch eine ungeheure Hilfe bei der intensiven Seelsorge. Wer sich nicht um Ehe und Familie, um Frau und Kinder sorgen muß, der kann seine Kraft ungeteilt für den Dienst Gottes und der Menschen einsetzen. Eine so ausgedehnte Seelsorge, wie sie der katholische Priester - jedenfalls zu Zeiten, wo die Kirche gesund war - geübt hat, ist weder bei den Orthodoxen, die verheiratete Priester kennen, noch bei den Protestanten, die nur Prediger haben, bekannt. Die katholische Seelsorge fordert den ganzen Mann. Der Priester muß Tag und Nacht unterwegs sein. Jedenfalls war



das zu der Zeit so, als ich (1951) geweiht wurde. Ich bin oft nachts herausgerufen worden, um ins Krankenhaus zu gehen - einmal war eine ganze Familie an einer Pilzvergiftung eingeliefert worden -, um die Sterbenden zu versehen. Selbst hier in Budenheim ist es mir passiert an einem Rosenmontag, daß ich nachts gerufen wurde, als beim unbeschränkten Bahnübergang ein Wagen mit Italienern auf einen Zug gefahren war. Der Priester ist also gefordert wie kein Mensch sonst. Deswegen soll er ungeteilt diesen Dienst verrichten können.

Er ist aber auch gefährdet wie keiner sonst. Der Priester lebt gefährlich; denn die Kirche ist immer eine leidende Kirche. Sie wird immer Verfolgung leiden, wenn sie ihren Auftrag, den sie vom Herrn bekommen hat, vollgültig durchführt. Denn dieser Auftrag weckt die Gereiztheit der Menschen, und diese Gereiztheit schlägt sich in Haß nieder, und so wird die Kirche immer eine verfolgte Kirche sein. Es ist etwas ganz anderes, meine lieben Freunde, ob ich in der Verfolgung auf Frau und Kinder Rücksicht nehmen muß, die mir anvertraut sind, oder ob ich allein stehe. Wenn ich frei bin, werde ich mit größerem Elan, mit mehr Mut und mit stärkerer Tapferkeit des Herzens den Verfolgern widerstehen. So war es immer, und so wird es immer bleiben. Denken wir, meine lieben Freunde, an die Zeit des Nationalsozialismus! Vom Jahre 1934 bis 1945 wurden in die deutschen Konzentrationslager 2.806 Geistliche eingeliefert, 2.806 Geistliche. Davon waren 95 % katholische Priester und nur 4 % protestantische Religionsdiener. Ist das nicht ein Zeichen dafür, wer sich in dieser Gefahrenzeit gut geschlagen hat und tapfer gehalten hat? Von den 447 Geistlichen, die im Konzentrationslager Dachau waren, waren 411 Katholiken und nur 36 Protestanten. Als es dann nach dem Krieg um die Entnazifizierung ging, also die Ausmerzung der nationalsozialistischen Vergangenheit, da hat man in der amerikanischen Zone eine Statistik erstellt. 388 Geistliche waren von der Entnazifizierung betroffen, hatten sich also irgendwie näher mit dem Regime eingelassen. Von den 388 Geistlichen waren 386 Protestanten und 2 Katholiken. Das sind Zahlen, die, so meine ich, auch für den Zölibat sprechen. Denn hier zeigt sich ganz eindeutig, daß ein Mann, der sich Gott und der Kirche ganz und gar ausgeliefert hat, viel tapferer und viel mutiger dem Totalitarismus widersteht als jemand, der immer durch die Fenster von Ehe und Familie auf die Wirklichkeit schauen kann.

4. Wie ist es zur Zölibatskrise gekommen? Daß eine solche Krise besteht, ist unübersehbar. Wir haben, meine lieben Freunde, seit Beginn des Konzils in unserer Kirche etwa 90.000 Priester durch Aufgeben ihres Berufes verloren. 90.000 Priester, das ist etwa ein Fünftel der gesamten Priesterschaft, haben seit dem II. Vatikanischen Konzil ihren Beruf aufgegeben. Das ist in der ganzen Kirchengeschichte noch nicht dagewesen, wenn wir von der Katastrophe des 16. Jahrhunderts einmal absehen.

Wie ist das zu erklären? Da sagen die Leute in Mombach: Sie wollen halt eine Frau haben; laßt sie doch heiraten! Wenn es damit getan wäre, meine lieben Freunde, diese Lösung hätte die Kirche immer zur Verfügung gehabt. Es ist gar keine Frage: Wenn man die Leute, die Priester werden wollen, heiraten ließe, würden sich viele zum Priestertum entschließen. Aber wir würden dadurch nicht mehr begeisterte und opferbereite Apostel bekommen, sondern mehr Funktionäre. Das ist ja gerade der Grund, warum sich viele zum Priestertum nicht entschließen können, weil sie das Opfer nicht bringen wollen. Und so würde die Aufhebung des Zölibates zwar die Zahl der Priester erhöhen, aber sie würde nicht die Zahl jener vermehren, die bereit sind, sich Gott bedingungslos und für immer zur Verfügung stellen.

Wie ist es zur Zölibatskrise gekommen? Ich nenne zunächst einmal den innerkirchlichen Zusammenbruch. Wir haben seit dem Konzil einen Zusammenbruch gigantischen Ausmaßes in unserer Kirche erlebt. Dieser Zusammenbruch ist zuerst ein Zusammenbruch des Glaubens. Der Glaube wird von sogenannten katholischen Theologen systematisch untergraben, ausgehöhlt, madig gemacht, um seine Inhalte betrogen. Die ersten, die diese Zersetzung zu spüren bekommen, sind natürlich die Priester, denn sie müssen ja die theologischen Vorlesungen hören und die theologischen Bücher lesen. Und so wankt ihr Glaube. Darin sehe ich den Hauptgrund für die Zölibatskrise. Die Zölibatskrise ist eine Glaubenskrise. Wenn man daher sagt, sie wollen halt heiraten, dann frage ich: Ja, warum wollen sie denn heiraten? Warum genügt ihnen denn ihr Beruf nicht mehr? Warum sind sie denn nicht mehr überzeugt von der Überwertigkeit dessen, was sie tun und was sie verkünden dürfen? Die Antwort lautet: Weil der Glaube zusammengebrochen ist! Das läßt sich in zahlreichen Fällen sogar literarisch nachweisen. Denn viele von denen, die den Zölibat gebrochen und das Priestertum aufgegeben haben,

haben sich schriftlich geäußert. Und in diesen Äußerungen finden wir Angaben über Glaubensgegenstände, die sie nicht mehr bejahen. Die Zölibatskrise ist eine Glaubenskrise. Dann kommt natürlich hinzu der Zusammenbruch der Disziplin. Sie wissen alle, daß sich heute viele, viele Geistliche nicht an das halten, was die Kirche in ihrem Gesetzbruch festgesetzt hat. Das beginnt bei der geistlichen Kleidung und hört auf bei den Willkürlichkeiten im Gottesdienst. Eine Kirche, die keine Disziplin mehr hat, die kann natürlich auch keinen Zölibat mehr im vollen Umfange und lauter aufrechterhalten.

Ist die Disziplin zusammengebrochen, dann hilft auch kein Abschaffen des Zölibatsgesetzes, wie man es uns ansinnt. Der Protestantismus kennt keinen zölibatären Klerus, aber der Protestantismus hat seine Probleme mit den geschiedenen und wiederverheirateten Pfarrern. Ich habe keine genaue Zahl, aber nach meinen privaten Berechnungen haben wir in der Bundesrepublik etwa tausend evangelische Pfarrer, die geschieden und wiederverheiratet sind. Und die Gefährdungen sind natürlich dieselben, ob man zölibatär lebt oder als Ehemann. Die Sinnlichkeit wird immer vorhanden sein, und Versuchungen nahen einem jeden, dem verheirateten nicht anders als dem zölibatären Mann. Vor wenigen Wochen hat mein Freund Gerhard Fittkau die Vergangenheit des evangelischen Pastors Martin Luther King aufgedeckt. Dieser Martin Luther King, der als ein großer protestantischer (oder schon ökumenischer) Heiliger gepriesen wird, der auf dem Altarbild in unserer Kirche prangt, dieser Martin Luther King war ein notorischer Ehebrecher. Er hat die Ehe dutzende-, vielleicht hundertemale gebrochen, noch in der Nacht, bevor er ermordet wurde. Er war auch ein Plagiator. Seine Bücher sind zusammengeschrieben aus anderen Büchern ohne Angabe des Verfassers. Das nennt man Plagiat. Man sollte also vorsichtig sein, wenn man den verheirateten protestantischen Geistlichen gegen den zölibatären katholischen Priester ausspielt. Gefährdet sind beide, aber dieser Gefährdungen vermag der Mensch Herr zu werden, wenn er seine Sinne bewacht, wenn er seinen Glauben pflegt, wenn er regelmäßig seinen Geist erneuert, wenn er täglich das heilige Meßopfer feiert und wenn er nicht auf seine Kraft, sondern auf die Kraft dessen vertraut, der sie uns mit der Gnade zufließen läßt.

Das sind Überlegungen, meine lieben Freunde, die wir anstellen angesichts des Falles in Mombach. Es hat einmal unser Herr und Heiland seinen Erstapostel Petrus gefragt: „Simon, liebst du mich?“ Und Simon hat geantwortet: „Herr, du weißt alles, du weißt auch, daß ich dich liebe.“ Ich meine, daß diese Frage heute auch an jeden katholischen Priester ergeht. „Priester Gottes, Priester Jesu Christi, liebst du mich? Liebst du mich mehr als Haus und Hof, als Weib und Kind?“ Und ich meine, daß auch heute ein katholischer Priester mit ganzem Herzen sprechen können muß: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Du weißt, daß ich dich mehr liebe als alles auf dieser Welt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus Christus, unser Heiland (6)

(Über die Geschichtlichkeit der Evangelien)

09.06.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Bei einem Bauwerk kommt es entscheidend auf das Fundament an. Das Fundament muß festgelegt sein. Dann kann sich auch der Bau erheben und ist vor Erschütterungen sicher. Auch in unserem Leben gibt es ein Fundament, und dieses Fundament ist unser Glaube. Wenn der Glaube fest ist, dann wird auch die sittliche Haltung sich von selbst einfinden; denn wovon ich überzeugt bin, das werde ich auch in meinem Leben durchsetzen. Es kommt alles auf den Glauben an. Das ist der Grund, meine lieben Freunde, warum wir uns mit dem Fundament unseres Glaubens beschäftigen, das da ist gelegt in Christus Jesus, unserem Herrn. Wir haben uns die Frage gestellt: Was dünkt euch von Jesus? Wessen Sohn ist er? Und dieser Frage wollen wir so lange nachgehen, bis wir erschöpfend darüber gesprochen haben und den Grund, den Grund unseres Glaubens gelegt haben. Es kann keinen anderen Grund geben als den, der in Jesus Christus gelegt ist.

Von Jesus Christus erfahren wir in den vier Evangelien. Wir haben praktisch keine nennenswerten anderen Quellen außer den Evangelien. Was die Heiden und die Juden von Jesus vermelden, das ist verzerrt oder undeutlich. Die einzigen Quellen, die deutlich sprechen, sind die vier Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Da erhebt sich die Frage: Sind diese Quellen zuverlässig? Ist das, was in den Evangelien geschrieben steht, denn tatsächlich beglaubigt? Kann man sich darauf verlassen? Oder sind da Unsicherheit und Zweifel? Ist es so, wie ein protestantischer Theologe sagt, daß die Gestalt Jesu überhaupt nicht mehr zu erkennen ist in den Evangelien?

Die Evangelien sind uns überliefert worden durch fast 2000 Jahre. Sie wurden bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst geschrieben, mit der Hand geschrieben, zunächst auf Papyrus und dann auf Pergament. Pergament ist haltbar, Papyrus ist nicht haltbar. Die Abschriften der Evangelien, die auf Pergament geschrieben sind, haben Jahrhunderte überdauert, und wir sind in der glücklichen Lage, daß wir Handschriften besitzen, die bis ins 4., teilweise sogar bis ins 3. Jahrhundert zurückreichen. Aber weiter zurück haben wir keine Abschrift der Evangelien aus Pergament. Wenn Sie einmal nach London kommen, dann empfehle ich Ihnen, in das British Museum, in das Britische Museum zu gehen. Da liegt unter Glas der Codex Sinaiticus. Das ist eine Handschrift der Bibel, die auf dem Sinai, also in Ägypten, im vorigen Jahrhundert entdeckt wurde. Dieser Codex Sinaiticus – ich habe ihn gesehen – stammt aus dem 4. Jahrhundert, ist eine unserer wertvollsten Handschriften der Evangelien. Und in Rom liegt der Codex Vaticanus, der es mit dem Codex Sinaiticus an Wert mindestens aufnehmen kann, er stammt ebenfalls aus dem 4. Jahrhundert. Das sind ganz gewichtige, und zwar auch sehr zuverlässige Textzeugen, welche uns die Texte, den Wortlaut der Evangelien überliefern. Zu diesen Handschriften – wir haben etwa viertausend Handschriften des Neuen Testaments, viertausend! – aus Pergament kommen dann auch einige Papyri. Ägypten ist ein Land, in dem es selten regnet, und der Wüstensand Ägyptens hat uns manche Papyri aufbewahrt. Aus dem Wüstensand Ägyptens sind uns einige Fragmente, also Bruchstücke, von Evangelien überkommen. In den 30er Jahren unseres Jahrhunderts hat ein englischer Forscher, Chester Beatty, solche Papyri erworben. Noch etwas später hat Roberts, wiederum ein englischer Forscher, einen Papyrus erworben, in dem ein Stück des Johannesevangeliums abgeschrieben ist, und zwar ausgerechnet die Stelle, wo es heißt:

„Ja, ich bin ein König.“ Diese Papyri reichen noch weiter zurück als die Pergamenthandschriften; sie stammen aus dem 2. Jahrhundert, und da sieht man, daß im 2. Jahrhundert schon das Johannesevangelium, das letzte der vier Evangelien, in Ägypten verbreitet war.

Wann sind die Evangelien entstanden? Darüber bestehen große Meinungsverschiedenheiten. Aber die soliden Forscher haben immer daran festgehalten: Die Evangelien sind sehr bald nach Tod und Auferstehung und Himmelfahrt unseres Heilandes entstanden. Man nimmt vor allem an, daß sie vor der Zerstörung von Jerusalem geschrieben worden sind. Wann ist Jerusalem zerstört worden? 70 nach Christus. Warum nimmt man an, daß sie vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben worden sind? Weil die Zerstörung Jerusalems, die ja eine Weissagung unseres Heilandes war, nur in ganz dunklen Worten ausgesagt wird. Hätten die Evangelisten sie miterlebt, dann würden sie viel genauer beschreiben haben, wie die Zerstörung Jerusalems vor sich ging. Wir dürfen also annehmen, daß die Evangelien, jedenfalls die drei ersten Evangelien – Matthäus, Markus und Lukas – vor 70 geschrieben worden sind. Ja, wir können das sogar noch näher bestimmen. Lukas hat ja bekanntlich ein Evangelium und die Apostelgeschichte verfaßt. Die Apostelgeschichte bricht ab im Jahre 62. Das ist die erste Gefangenschaft Pauli in Rom; da saß er in der Hauptstadt des Römischen Reiches im Gefängnis. Und warum bricht sie ab? Nun, weil der Evangelist Lukas aus irgendwelchen Gründen verhindert wurde, sie fortzusetzen. In der Apostelgeschichte blickt er aber schon zurück auf den „proton logon“, auf das erste Wort, und das ist sein Evangelium. Also, wenn die Apostelgeschichte im Jahre 62 beendet wurde, dann muß das Evangelium vorher geschrieben worden sein, in den 60er oder in den 50er Jahren. Und erst recht gilt das für das Markusevangelium, welches wohl das älteste ist. Das Markusevangelium muß zwischen 50 und 60 entstanden sein. Eine Sonderstellung nimmt das Johannesevangelium ein, denn dieses ist mit Sicherheit erst am Ende des 1. Jahrhunderts geschrieben worden. Matthäus war ein Apostel, Markus und Lukas waren Jünger des Herrn, Apostelschüler. Der Verfasser des 4. Evangeliums ist der Jünger, den Jesus lieb hatte, und das ist kein anderer als Johannes. Er hat seinen Lebensabend in Ephesus, also in der heutigen Türkei, verbracht, und dort hat er sein 4. Evangelium geschrieben. Es überbietet die anderen Evangelien insofern, als er einen Standpunkt über dieser Welt gleichsam einnimmt, als er die Herrlichkeit Christi, seines Herrn, auch in seinem irdischen Leben schon überall durchscheinen läßt. Aber zuverlässig, historisch zuverlässig ist es genauso wie die drei vorhergehenden Evangelien.

Die Evangelien haben eine Vorgeschichte. Was in ihnen enthalten ist, das ist vorher mündlich verkündet worden. Es gab eine Zeit, wo noch nichts geschrieben war, nämlich nach der Auferstehung des Herrn. Da fing alles erst an, das Christentum und seine Bewegung. Und so hat man eine Zeitlang die Worte und Taten Jesu mündlich überliefert. Dann haben sich natürlich Leute gefunden, die sie niedergeschrieben haben, nach dem Interesse, das sie hatten, die einen nur die Worte, die anderen nur die Taten Jesu, und so sind die Evangelien allmählich entstanden. Nun gibt es aber eine Beobachtung, die folgendermaßen aussieht: Matthäus und Lukas folgen im Aufbau ihres Evangeliums dem Markus. Wie ist das zu erklären, daß die Geschehnisse, wie sie bei Markus, dem ältesten Evangelisten, berichtet sind, bei Matthäus und Lukas wiederkehren? Man nimmt an – das ist nur eine Annahme, einen Beweis hat bisher noch niemand liefern können –, daß Matthäus und Lukas das Markusevangelium kannten, vor sich liegen hatten und daß sie sich an dieses Evangelium als Grundbestand der Überlieferung gehalten haben. Aber daneben haben sie noch weitere Quellen benutzt, vor allem eine Spruchquelle, also eine Sammlung von Worten des Herrn. Loquienquelle nennt man sie oder Quelle Q. Außerdem hatte sie noch weitere Quellen, was ja Lukas im Anfang seines Evangeliums ausdrücklich hervorhebt: er sei allem nachgegangen, was er habe in Erfahrung bringen können, und er erwähnt auch, daß schon viele – viele! - die Worte und Taten Jesu niedergelegt hätten. Er hat also alles herangezogen, was ihm verfügbar war, und daraus sein Evangelium geschaffen.

Man versucht nun, den Anteil der Evangelisten am Evangelium und die Entwicklung der vorliterarischen Einheiten zu erforschen. Das sind die sogenannte redaktionsgeschichtliche und die sogenannte formgeschichtliche Methode. Was ist die redaktionsgeschichtliche Methode? Die redaktionsgeschichtliche Methode sucht den Anteil der Evangelisten an der Entstehung des Evangeliums zu erforschen. Und da kann man tatsächlich manche Beobachtungen machen, z. B. daß Matthäus

sehr viel daran gelegen ist, den Weissagungsbeweis zu führen, daß also alles, was sich im Leben Jesu ereignet hat, Erfüllung alttestamentlicher Weissagungen ist. Da kann man feststellen, daß Markus vom Messiasgeheimnis berichtet. Jesus war der Messias, aber da die Leute ein falsches Bild vom Messias hatten, hat er darauf Wert gelegt, daß sein Geheimnis den Massen nicht kundgemacht wurde, damit sie nicht einen politischen Messias aus ihm machen. Und Lukas ist der große Anwalt der Heidenmission. Ihm geht es vordringlich um die Bedrückten und Bedrängten dieser Erde; auch um die Frauen. Die Frauen spielen eine besonders starke Rolle im Lukasevangelium. Man sieht, die Evangelisten hatten eben jeweils verschiedene Interessen, und je nach den Interessen, die sie hatten, haben sie aus der Fülle des Lebens Jesu bestimmte Züge hervorgehoben, aber alles natürlich in vollkommener Treue zu dem, was wirklich geschehen ist.

Die formgeschichtliche Methode will ergründen, wie sich die Überlieferung entwickelt hat, bis sie in die Evangelien aufgenommen, also niedergeschrieben wurde. Sie beruht auf Annahmen. Es wäre ganz falsch, die formgeschichtliche Methode und ihre Ergebnisse als sicher hinzustellen. Es handelt sich dabei um Vermutungen, manchmal um begründete Vermutungen, das ist ohne weiteres zuzugeben. Aber es bleiben Vermutungen, denn niemand ist dabei gewesen, wie sich die Überlieferung von den ersten Zeugen bis zur schriftlichen Niederlegung in den Evangelien entwickelt hat. Man kann mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit feststellen, daß die Ziele, die Absichten, mit denen die Überlieferung in der jungen Kirche verwendet wurde, auf deren Form eingewirkt haben. Je nachdem, ob man z. B. ein Wunder Jesu vor Kindern oder vor Erwachsenen erzählt, wird man sich einer anderen Sprachform bedienen. Man wird sich nach den Zuhörern richten, und je nachdem, ob von Jesus berichtet wird im Unterricht oder im Gottesdienst, wird sich die Gestaltung dessen, was da berichtet wird, dieser Zielsetzung anpassen. Das sind ein paar Hinweise darauf, wie die mündliche Überlieferung vom Sitz im Leben, nämlich wofür man sie verwendet hat, in gewisser Hinsicht geprägt worden ist.

Aber die entscheidende Frage bleibt: Ist die Überlieferung von Jesus zuverlässig? Dagegen werden z. B. angeführt die vielen Varianten im Text. Ich habe hier, meine lieben Freunde, das griechische Neue Testament. Da ist oben ein Text angegeben und unten im Apparat sind die vielen Handschriften angegeben, die abweichende Lesarten haben. Ist der Text dann noch zuverlässig, wenn abweichende Lesarten von ihm vorhanden sind? Es gibt tatsächlich so viele Varianten, wie es Worte im Neuen Testament gibt. Aber diese Varianten sind zum allergrößten Teil für den Inhalt dessen, was da berichtet wird, unerheblich. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: Wenn der Evangelist Markus vom Letzten Abendmahl berichtet, das der Heiland gehalten hat, da heißt es oben im Text: „Er nahm Brot – labon arton.“ Unten gibt es eine Variante, die heißt: „Er nahm das Brot – labon ton arton.“ Man wird zugeben, daß diese Variante, diese Abweichung, völlig unerheblich ist. Ob ich sage: „Er nahm Brot“ oder „Er nahm das Brot“, das ist gleichgültig. Und dieser Art sind die meisten Varianten, die sich in den Handschriften des Neuen Testaments finden. Sie sind in keiner Weise ein Grund, um die Zuverlässigkeit des uns überlieferten Textes anzuzweifeln.

Und genau so ist es mit den Einheiten der Überlieferung, die dann von den Evangelisten gesammelt, ausgewählt und in ihre Evangelien aufgenommen wurden. Ob es sich da um Wunderberichte handelt oder um kurze, einprägsame Worte des Herrn, etwa „Füchse haben Höhlen, die Vögel des Himmels haben Nester, aber der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt legen kann“, oder ob es sich um Gleichnisse handelt oder um seine großen Reden, die Bergpredigt oder die Seepredigt, alle diese Stücke, Einzelstücke oder Sammlungen, sind in ihrer Art sicher und beglaubigt, ohne Verfälschung und ohne Abänderung, die Wesentliches verändert hätten. Darüber, meine lieben Freunde, wollen wir am nächsten Sonntag Weiteres hören.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (7)

(Über die historischen Zeugen der Ereignisse)

16.06.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor wenigen Tagen besuchte mich ein Priesterkandidat aus dem Mainzer Priesterseminar, und er erklärte mir: „Ich weiß nicht, ob ich Priester werden kann. In meinem heutigen Zustande könnte ich es nicht. Ich habe keine Orientierung mehr.“ Das Wort habe ich mir vor allen anderen gemerkt: „Ich habe keine Orientierung mehr.“ Das heißt, der junge Mann weiß nicht mehr, wo ein und wo aus. Er hört dauernd Meinungen, widersprechende Meinungen von verschiedenen Theologen. An welche soll er sich halten? Er hat keine Orientierung mehr, d.h. er ist unsicher, was zu glauben ist, und wenn man keine Orientierung hat, kann man nicht Priester werden. Worauf soll man sich denn gründen? Auf Meinungen kann man ein priesterliches Leben nicht aufbauen.

Wir sind dabei, meine lieben Freunde, diese Orientierung zu suchen. Wir wollen uns nicht von den verwirrenden Meinungen der halb- und viertelsgläubigen Theologen ins Bockshorn jagen lassen, sondern wir wollen Christus erkennen, wie er wirklich war und wie er in den Evangelien uns bezeugt wird. Das ist eben jetzt gerade die Frage: Sind die Evangelien ein Gemisch von geschichtlichen Tatsachen und von Erfindungen, sind in ihnen Ideen aus geschichtlichen Erfahrungen, aus religiösen Erwägungen, aus alttestamentlichen Weissagungen zusammengefaßt, oder stehen wir hier auf dem Felsengrund der Wirklichkeit, der geschichtlichen Realität? Und diese Theologen, die den jungen Mann verwirren, die meinen eben: So ist es. Es handelt sich bei den Evangelien um eine Synthese von geschichtlichen Fakten und legendären Erzeugnissen der wuchernden Phantasie der Jünger.

Die Tatsache, daß viele, sehr viele sich widersprechende Theorien über Jesus, sein Leben, seine Worte, seine Taten vorgebracht wurden, sollte uns schon warnen. Die Wahrheit ist eindeutig. Nur subjektive Konstruktionen sind mannigfaltig. Der Widerspruch, das Einander-Entgegentreten dieser den Glauben gefährdenden Theologen zeigt, daß man mit Vorsicht diese Meinungen, diese Theorien ansehen muß. Die Vielfalt und Gegensätzlichkeit ihrer Ansichten ist ein Kontra-Indiz gegen die Wahrheit ihrer Aufstellungen. Sie widerlegen sich gegenseitig.

Der erste Einwand, den sie erheben, lautet: Die Evangelien stammen von gläubigen Verfassern, und die gläubigen Verfasser haben ihre gläubige Ansicht von Jesus in sie eingetragen. Sie haben aus dem geschichtlichen Jesus den literarischen Jesus des Evangeliums geschaffen.

Was ist dazu zu bemerken? Es ist keine Frage, daß die Verfasser der Evangelien gläubige Männer waren. Diese Tatsache hat zur Folge, daß sie sich bei Jesus von Nazareth nicht um seine biographischen Daten kümmern, daß sie zum Beispiel nicht sagen, wie er aussah, wie groß er war, welche Farbe seine Augen hatten und seine Haare, sondern daß sie sich bei der Darstellung des Lebens Jesu auf das beschränken, was für die Heilsbotschaft wichtig und für die Erlösung wirksam war. Sie wählen aus, und zwar wählen sie das aus, was für unser Heil bedeutsam ist. Daß sie gläubig waren, kann man ihnen nicht zum Vorwurf machen; andere gibt's eben nicht, andere Anhänger Jesu, als gläubige. Und der Ort, wo man Jesus begegnet, ist immer entweder der Glaube oder der Unglaube, der Unglaube, der sich mit vorgefaßten Meinungen an Jesus herantastet, nämlich daß alles in diesem Leben natürlich zugegangen sei und nichts Übernatürliches passiert sein könne, oder der Glaube, der sich auf den Boden überlieferter Tatsachen stellt. Denn die Evangelisten sind an den Tatsachen, sind an der Wirklichkeit der Geschehnisse, die sie von Jesus berichten, interessiert. Wie sagt der Evangelist Lukas im Anfang seines Buches: „Ich habe mich entschlossen, allem von den ersten Anfängen an sorgfältig

nachzugehen und es für dich, edler Theophilus, der Reihe nach niederzuschreiben, damit du dich von der Zuverlässigkeit der Lehren, über die du unterwiesen worden bist, überzeugen kannst.“ Er hat also Forschungen betrieben; er ist allem, was er gehört und gelesen hat, sorgfältig nachgegangen, und er will die Zuverlässigkeit der Verkündigung erweisen. Das kann man natürlich nur, wenn man keine Märchen erzählt und wenn man keine Legenden erfindet und wenn man nicht Lügen nachläuft. Ähnlich heißt es im 2. Petrusbrief: „Wir haben uns nicht an ausgeklügelte Fabeln gehalten, als wir euch die machtvolle Ankunft unseres Herrn Jesus kundtaten, sondern wir sind Augenzeugen seiner Erhabenheit gewesen.“ Oder im 1. Johannesbrief: „Was von Anfang an war, was wir gehört und mit eigenen Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände betastet haben, es betrifft das Wort des Lebens. Ja, das Leben ist sichtbar erschienen, und wir sahen es. Wir bezeugen und verkündigen euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns erschienen ist. Was wir gesehen und gehört haben, das also tun wir euch kund.“

Die Evangelisten sind also an der geschichtlichen Wirklichkeit dessen, was sie berichten vor allem und über allem interessiert. Sie haben ja ihr Lebensgebäude auf diese Tatsachen gegründet. Sie haben ihre Traditionen, ihr Vaterland, ihr Volk, ihren Glauben preisgegeben. Sie haben sich in Drangsale und Verfolgungen hineinbegeben. Auch ihre Hoffnungen auf die jenseitige Vergeltung ruhten ja doch nur dann auf einem festen Boden, wenn sie Tatsachen verkündigten. Wie wollten sie denn in den Verfolgungen bestehen, wenn sie Illusionen nachgelaufen wären und Phantasien aufgenommen hätten? Durch Phantasien wird man doch nicht mutig. Aber die Apostel sind mutig geworden nach dem Zusammenbruch am Karfreitag. Der Glaube der Apostel, ihr Mut, ihre Überwindung aller Furcht läßt sich nur erklären, wenn Tatsachen geschehen sind, umwälzende, gewaltige Tatsachen, die ihnen diesen Mut und diese Überwindung der Feigheit verschafft haben. Auch hat diese Umwandlung keine lange Zeit gedauert. Legenden entstehen in langen Zeiträumen. Die Apostel waren aber am Ostermorgen schon überzeugt davon, daß ihr Herr und Heiland lebendig auferstanden ist. Wenige Stunden nach dem Zusammenbruch haben sie die Überzeugung gewonnen: Unser Herr ist der Erlöser und der Heiland; er ist von Gott angenommen, er ist von Gott erhöht worden.

Die Evangelien machen auch in ihrer ganzen Darstellung den Eindruck der Einfalt und der Redlichkeit. Die Evangelisten haben Ehrfurcht vor den Tatsachen. Wenn sie geflunkert hätten, wenn sie sich etwas eingebildet hätten, wie wären sie dazu gekommen, sich selbst so schlecht darzustellen, wie sie im Evangelium wegkommen? Da wird ihre Eifersucht geschildert, ihr Ehrgeiz, ihre Schwäche, ihre Feigheit, ihre mangelnde Glaubenskraft. Das sind alles negative Züge, so etwas erfindet man doch nicht, wenn es nicht Tatsachen gewesen sind. Und gar, wenn man ihren Meister ansieht: Wer hätte die Szene am Ölberg erfunden, wo selbst ihr Herr und Heiland Angst hatte, Angst vor dem Tode, Angst vor dem furchtbaren Schicksal, dem er entgegenging? Das zeigt die Redlichkeit ihrer Darstellung. Das zeigt die Wahrhaftigkeit, mit der sie berichten.

Die Schriftsteller der alten Zeit besaßen nicht die Gabe, lebendige Charaktere dichterisch zu erfinden. Wenn die Dichter Charaktere schilderten, dann waren es immer typische Formen. Und gerade das spricht für die Echtheit der Evangelien; denn hier werden keine Typen geschildert, sondern es werden lebendige Persönlichkeiten aus Fleisch und Blut vorgestellt. Denken Sie an den Petrus: stürmisch, leicht begeistert, unüberlegt, und doch in der Gefahr ängstlich schwankend, verleugnet er seinen Meister in der Nacht des Verrates. Diese Charakterschilderung ist nicht erfunden, sondern dem Leben abgeschaut.

Überall, wo wir die Evangelisten kontrollieren können, und das können wir an vielen Stellen, müssen wir sagen: Sie haben die Wirklichkeit ihrer Umwelt gekannt und nachgezeichnet. Sie wissen von den genealogischen Verhältnissen im Königshaus des Herodes; sie kennen die Funktion des Pilatus; sie erzählen von den jüdischen Parteien, die es damals gab, den Sadduzäern und den Pharisäern. Es ist ihnen bekannt, daß ein Gegensatz bestand zwischen Juden und Samaritern. Sie kennen das Geldwesen; sie wissen, welche Münzen damals in Gebrauch waren. Das sind alles Dinge, die nach wenigen Jahren, und vor allem nach dem Untergang Jerusalems, in Vergessenheit geraten sind und die man nicht aus der Phantasie erzeugen kann. Die Evangelien machen uns den Eindruck der redlichen Schilderung der Wahrheit. Wir stehen hier tatsächlich auf dem Felsengrund der Geschichte.

Das ist deswegen so wichtig, meine lieben Freunde, weil heute immer wieder gesagt wird: Es kommt nur auf die Bedeutsamkeit an, auf die Bedeutsamkeit dessen, was da berichtet wird. Auf die Bedeutsamkeit der Reden Jesu. Dummes Zeug. Diese Reden sind für mich überhaupt nicht bedeutsam, wenn sie nicht von Jesus von Nazareth, dem erschienenen Gottessohn, stammen. Bedeutsam könnte auch sein, was Günther Grass schreibt oder irgendein anderer Schriftsteller. Das kann ja auch für mich bedeutsam werden. Aber mein Leben darauf bauen, mich einlassen, ein Priesterleben darauf bauen, das kann nur derjenige, der von der Wirklichkeit dieser Berichte überzeugt ist, der weiß, hier steht er auf geschichtlichem Boden. Die Reden und die Taten Jesu sind deswegen bedeutsam, weil sie wirklich geschehen sind. Die Evangelien sind deswegen bedeutsam, weil sie Geschichte berichten. Daran wollen wir uns halten, meine lieben Freunde, und uns nicht irremachen lassen. Eure unglücklichen Kinder und Enkelkinder, die diese verkehrten Aufstellungen über sich ergehen lassen müssen, diese eure Kinder und Kindeskindern sollt ihr belehren, sollt sie stärken, sollt sie festigen im heiligen katholischen Glauben, der nicht eine legendäre Mythe ist, sondern der auf dem Felsen Grund geschichtlicher Wirklichkeit ruht. Einen anderen Grund kann niemand legen, als der gelegt ist, nämlich in Jesus Christus, dem wahrhaft erschienenen Gottessohn, dem Jesus von Nazareth, dem Christus Gottes, dem gestorbenen, ins Grab gelegten, auferweckten und erhöhten Herrn, unserem Heiland Jesus Christus.

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (8)

(Über außerevangelische Zeugnisse der Geschichtlichkeit Jesu)

23.06.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Nachrichten über Jesus kommen uns zu aus den Evangelien. Es hängt also von der Zuverlässigkeit der Evangelien ab, ob unser Glaube auf Tatsachen oder auf Phantasien beruht. Wir haben an den vergangenen Sonntagen uns bemüht, die Zuverlässigkeit des Zeugnisses der Evangelien kennenzulernen. Am heutigen Sonntag wollen wir dieses Zeugnis noch stützen durch einen anderen Weg der Erkenntnis. Außerhalb der Evangelien werden auch Nachrichten von Jesus überliefert, einmal durch die unechten Evangelien. Es hat viele solche unechten Evangelien gegeben, man nennt sie apokryphe, verborgene. Die Kirche hat sie abgelehnt. Aber auch dort ist von Jesus die Rede. Sodann gibt es Nachrichten aus der jüdischen Welt. Die Juden haben bestimmte Mitteilungen über Jesus aufbewahrt. Und schließlich haben auch einige heidnische Schriftsteller uns von Jesus berichtet. Alle diese drei Schriftengruppen können uns in der Zuverlässigkeit der Evangelien bestärken. Wieso?

Erstens die unechten Evangelien. Es hat viele solche unechte, apokryphe Evangelien gegeben, das Hebräer-Evangelium zum Beispiel, das Hieronymus noch kannte, das Ebioniten- und das Ägypter-Evangelium und das Petrus-Evangelium, die um das Jahr 100 nach Christus etwa entstanden sind. In diesen Evangelien gibt es keine glaubwürdige Nachricht über Jesus, die nicht schon in den echten Evangelien enthalten wäre. Aber außerdem bringen sie eine ganze Menge unechtes Material. Sie suchen die Lücken, die das Evangelium, das wahre Evangelium aufweist, auszufüllen. Und da sie keine sicheren Nachrichten haben, tun sie es durch erfundene, durch phantastisch erzeugte Nachrichten. Im echten Evangelium wird zum Beispiel berichtet von dem Manne mit der verdorrten Hand, den der Heiland an einem Sabbat in der Synagoge heilte. Eines der unechten Evangelien weiß zu berichten, daß der Mann gesagt habe: „Ein Maurer war ich. Mit meiner Hände Arbeit habe ich meinen Unterhalt verdient.“ Hier hat man versucht, das echte Evangelium zu ergänzen. Im echten Evangelium wird berichtet von dem reichen Jüngling, dem der Heiland sagt: „Verkaufe alles, was du hast, und dann komm und folge mir nach!“ Das unechte Evangelium läßt diesen jungen Mann eine typische Geste der Verlegenheit machen: „Er kratzt sich am Kopfe“, so wird da berichtet. Die echten Evangelien melden an keiner Stelle den Vorgang der Auferstehung selbst. Sie berichten vom Auferstandenen, sie melden die Erscheinungen des Auferstandenen, aber das Ereignis der Auferstehung selbst wird nicht berichtet. Diesem Mangel suchen die unechten Evangelien nachzuhelfen. Sie schildern, wie zwei Männer vom Himmel steigen und in das Grab hineingehen; ein dritter kommt dann mit heraus, aber der überragt die beiden anderen, und seine Gestalt ragt bis zum Himmel. Ein Kreuz folgt ihm, und eine Stimme ertönt: „Hast du den Entschlafenen gepredigt?“ Die Antwort lautet: „Ja.“

Das sind krampfhaftige Versuche, die echten Evangelien zu ergänzen, Lücken zu füllen, die Neugierde zu befriedigen, Anschaulichkeit zu liefern. Manche dieser unechten Evangelien überschreiten sogar die Grenze des guten Geschmacks. Das sogenannte Thomas-Evangelium versucht zu schildern, was Jesus vom fünften bis zum zwölften Lebensjahr getrieben hat. Die echten Evangelien berichten davon nichts. Aber eben dieses Schweigen hat dieses Evangelium oder dessen Verfasser bewogen, etwas zu erfinden. Da ist zum Beispiel die Rede, daß der Knabe Jesus seinen Lehrern hat Belehrungen zuteil werden lassen; er habe dem Vater Bretter verlängert; in seinem Oberkleid habe er Wasser getragen; aus Lehm habe er Sperlinge gebildet, in die Luft geworfen, und dann seien sie lebendig geworden.

Das sind märchenhafte, legendenhafte Züge, die wir nicht ernst nehmen können und die die Kirche von Anfang an abgelehnt hat. Sie hat diese Evangelien abgewiesen, weil sie unecht sind, weil sie Erfindungen menschlicher Neugierde sind. Das spricht für die Echtheit unserer kanonischen Evangelien. Die Kirche hat mit ihrem untrüglichen Sinn für das Echte unterschieden zwischen dem, was Tatsachenbericht ist, und dem, was gut gemeinte oder weniger gut gemeinte Erfindung ist.

Die zweite außerevangelische Quelle sind jüdische Berichte. Der Talmud ist das Buch der Juden, in dem ihre gesetzlichen Vorschriften und auch geschichtliche Partien enthalten sind. Im Talmud ist auch die Rede von Jesus. Dort wird Jesus Jeshua genannt, „Jeshua aus Nazareth“, heißt es da. Und was wird von ihm berichtet? Er wird dort verächtlich dargestellt; der Haß führt den Verfassern die Feder. Er habe das Volk Israel verführt und irregeleitet; er habe Zauberei gewirkt – das ist ein Nachklang der Wunder Jesu. Man kann sie nicht leugnen, aber man erklärt sie durch Zauberei; er habe Jünger gesammelt, fünf Jünger, so ist davon die Rede, und am Sabbat vor dem Pessach-Feste sei er aufgehängt worden am Kreuze. Diese Nachrichten von Jesus bezeugen in jedem Falle seine geschichtliche Existenz und auch manches von seinen Wundern. Sie berichten auch darüber, daß er die Thora, also das Gesetz des Alten Bundes, ausgelegt habe. Insofern können wir also sogar in den Nachrichten des Talmud eine Bestätigung unserer Evangelien finden.

Ganz eigenartig ist eine Schilderung, die ein Jude gibt, der Flavius Josephus. Das war ein Jude, der bei der Belagerung von Jerusalem im Jahre 70 dabei war und dann ein Buch geschrieben hat: „Jüdische Altertümer“. In diesem Buche steht nun Folgendes geschrieben: „Um diese Zeit trat Jesus auf, ein weiser Mensch, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf. Er vollbrachte auffallende Werke und lehrte die Menschen, welche die Wahrheit freudig aufnehmen. Viele Juden, aber auch viele aus der hellenischen Welt brachte er auf seine Seite. Er war der Christus. Auf die Anzeige der Vornehmsten von uns hat Pilatus ihn zum Kreuzestod verurteilt. Gleichwohl ließen seine Anhänger nicht von ihm ab, denn er erschien ihnen nach drei Tagen wieder lebend, nachdem die gottgesandten Propheten dieses und viele andere wunderbare Dinge von ihm vorhergesagt hatten. Und noch bis jetzt ist die nach ihm benannte Sippe der Christen nicht erloschen.“ Das wäre ja nun ein sehr schönes Zeugnis für das, was wir in den Evangelien lesen, wenn es echt wäre. Dieser Text ist unzählige Male untersucht worden. Die äußere Beglaubigung reicht nicht über das 9. Jahrhundert zurück. Wir haben also nur Handschriften aus dem 9. Jahrhundert, aber Flavius Josephus hat im Jahre 93-94 nach Christus geschrieben; also acht Jahrhunderte liegen dazwischen. Deswegen ist es durchaus möglich, ja wahrscheinlich, daß die Stelle, die ich Ihnen eben vorgetragen habe, von Christen in seine ursprüngliche Schrift eingefügt worden ist, interpoliert, wie man das nennt; denn es ist nicht anzunehmen, daß ein Jude, der Jude bleibt, von Christus als dem Messias spricht und gleichzeitig gläubig seine Auferstehung bekennt. Dann hätte er ja Christ werden müssen. So ist also dieses Zeugnis für uns insofern wertlos, als es nicht echt ist.

Es gibt dann eine dritte Gruppe von Zeugnissen, die von Heiden stammen. Einer der größten heidnischen Schriftsteller war Tacitus, der Geschichtsschreiber der Kaiserzeit. Er schrieb im Jahre 115 bis 117. Und dieser Tacitus, der uns auch die „Germania“ überliefert hat, wo er von Germanien schreibt, erwähnt bei der Beschreibung des Kaisers Nero den Brand von Rom, und er fügt hinzu, daß Nero versucht habe, die Schuld auf das Volk der Christen abzuwälzen. Und dann beschreibt er die Christen. „Christus, auf den dieser Name zurückgeht, war unter der Regierung des Prokurators Pontius Pilatus hingerichtet worden. Der verderbliche Aberglaube war damit zunächst unterdrückt worden, brach aber dann wieder hervor, und zwar nicht bloß in Judäa, wo das Übel seinen Ursprung hatte, sondern auch in Rom, wo alles Häßliche und Schändliche zusammenfließt und Anklang findet.“ Das ist nun ein sehr wertvolles Zeugnis, denn Tacitus war ein sehr genauer Schriftsteller; er hat das wiedergegeben, was er aus den besten Quellen erheben konnte. Und hier haben wir nun ein sehr prägnantes Zeugnis von Christus und den Christen. Was hier berichtet wird, das bestätigt die Evangelien. Judäa, Pontius Pilatus, Christus, seine Bewegung – dieses Zeugnis des Tacitus reiht sich nahtlos in die Mitteilungen ein, die wir in den Evangelien finden.

Ein anderer römischer Schriftsteller der Kaiserzeit war Sueton. Er hat uns Biographien, Lebensbeschreibungen der Kaiser übermittelt. In einer dieser Biographien, nämlich über den Kaiser Nero,

spricht er von dem neuen und verruchten Aberglauben der Christen, ordnet also zeitlich richtig, wenn auch mit gehässiger Unterstellung, das Christentum in die Zeit des Kaisers Nero in Rom ein. An einer anderen Stelle berichtet er von Kaiser Claudius, der ein Vorgänger des Nero war. Der Kaiser Claudius, so heißt es da in dieser Biographie, habe die Juden aus Rom vertrieben „wegen ihrer dauernden Unruhen, die von Chrestus verursacht wurden“. Wegen ihrer dauernden Unruhen, die von Chrestus verursacht wurden. Er hat offenbar die Juden mit den Christen gleichgesetzt, weil ja die ersten Christen alle Juden waren, und hat gemeint, daß Chrestus (Christus) selbst in Rom gewesen sei. Seine Nachrichten sind also getrübt, sind verschwommen und sind nicht klar, aber immerhin, das eine ist sicher: Er berichtet ein historisches Ereignis, nämlich Vertreibung der Juden aus Rom, und dieses Ereignis wird uns auch in der Apostelgeschichte bezeugt. Im 18. Kapitel dieses Werkes ist von dieser Austreibung die Rede.

Und schließlich ein letztes Zeugnis, das ist jenes des Statthaltes von Bithynien, Plinius. Als ein Zeugnis über den Glauben und das Leben der Christen ist es von ungeheurer Bedeutung. Der Statthalter Plinius, Prokurator Plinius von Bithynien, das ist in Kleinasien, in der heutigen Türkei, hat im Jahre 112 einen Bericht an den Kaiser Trajan in Rom gesandt. In diesem Bericht schreibt er über die Christen, daß sie außerordentlich sittenrein leben, daß aus jedem Geschlecht, aus jedem Alter, aus jedem Stand sich Menschen zu ihnen bekennen und daß sie sich am ersten Tage der Woche versammeln und Christus als ihrem Gott kultische Huldigung darbringen. Dieser amtliche Bericht zeigt, daß um diese Zeit das Christentum eine wachsende Bewegung war und daß Christus göttliche Würde bei diesem Volk der Christen einnahm, daß die Christen den Sonntag hielten, die Sonntagsfeier, daß sie eben damals schon das taten, was wir heute heilige Messe nennen.

Diese Nachrichten, meine lieben Freunde, sind knapp. Es sind wenige. Aber was sie berichten, das unterstützt unsere Überzeugung, daß die Evangelien Tatsachen berichten, daß wir uns auf die Evangelien verlassen können, daß unser Glaube nicht auf Phantasien, auf Illusionen, auf Erfindung beruht, sondern daß unser Glaube auf dem Felsengrund der Geschichte steht, der Geschichte, die Gott mit seinem Christus und mit seinem Volke ins Leben gerufen hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (9)

(Über die Frage nach der Identität Jesu)

30.06.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

In den letzten Tagen hatte ich drei Gespräche mit Priestern. Der erste, ein Pfarrer in Rheinhessen, ein gläubiger, frommer, eifriger Priester, klagte mir seine Sorge, die er habe über die vielen - wie er überzeugt ist - unwürdigen Kommunionen. Er hat in seiner Pfarrei im Monat eine Beichte, aber viele Leute, die sich zur Kommunion einfinden. Ein zweiter Priester machte im Kreise anderer Priester den Vorschlag, man solle die Fronleichnamsprozession abschaffen. Es sei heute keine geschlossene katholische Atmosphäre mehr, und deswegen solle man den feierlichen Umgang aufgeben. Ein dritter Priester, der mit der Fortbildung von Priestern befaßt ist, hatte einen Kurs zu leiten, einen Kurs von jungen Priestern. In diesem Kurs waren vier, zwei aus der Diözese Speyer und zwei aus der Diözese Mainz, die ihre Absicht bekundeten, das Priestertum an den Nagel zu hängen.

Diese Erlebnisse, diese geballten Erfahrungen innerhalb von wenigen Tagen stellen die Frage nach der Ursache des Zusammenbruches in unserer Kirche. Wo kommt das denn her? Das war doch früher nicht so. Wo haben früher Menschen unwürdig die Kommunion empfangen? Alle gingen reumütig zur Beichte und haben danach den Leib des Herrn genommen. Wo hat früher jemand den Sinn und die Notwendigkeit der Fronleichnamsprozession bezweifelt? Alle waren überzeugt, daß wir es Gott schuldig sind, dieses Glaubenszeugnis zu geben. Und wann ist vor 50 Jahren meinetwegen es jemals gehört worden, daß sich Massenabfälle von Priestern ereignen? In der Zeit des Nationalsozialismus waren die Kräfte der Kirchenfeinde in einem ungeheuren Maße wirksam. Aber die Abfälle aus der Priesterschaft waren minimal. Es muß etwas in der Kirche geschehen sein, das diese Zustände erklärt. Und ich gebe nach sorgfältiger, jahrelanger Prüfung die Erklärung ab: Es wird in unserer Kirche immer mehr und systematisch der Glaube zerstört. Wo der Glaube zusammenbricht, da kann man kein priesterliches und auch kein christliches Leben mehr führen. Diese Überzeugung, meine lieben Christen, ist der Grund, warum ich seit vielen Sonntagen bei denen, die sich hier zusammenfinden, den Glauben aufzubauen bemüht bin. Denn ohne den Glauben, ohne das Fundament, das der Glaube ist, werden wir weder unsere Kircheng Zugehörigkeit beibehalten noch ein wahrhaft Zeugnis gebendes christliches Leben führen können.

Wir hatten uns vorgenommen, die Frage zu beantworten: „Was dünkt euch von Christus? Wessen Sohn ist er?“ Ist er ein Spinner aus Galiläa? Ist er ein Revolutionär, der sozialistische Parolen von sich gibt? Ist er nur ein Prophet, der drohende Weissagungen macht? Oder ist er der Sohn Gottes, der auf Erden erschienene Logos, der mit Vollmacht und im Auftrag des Vaters die Welt erlöst hat durch sein Wort und sein Wirken? Wenn er das nicht ist, dann kommen wir umsonst zusammen, um Eucharistie zu feiern. Wenn er das nicht ist, dann ist das Christentum eine große Illusion, bei der man vielleicht aus traditionalistischer Anhänglichkeit verbleiben kann, aber es ist nicht die absolute Religion.

Die Kunde von Christus, von Jesus dem Christus, dem Messias, kommt uns von den Jüngern des Herrn dazu. Sie haben sich versammelt in der Urgemeinde in Jerusalem. Da sind die Männer und Frauen zusammen, die Jesus erlebt haben, die mit ihm gewandert sind, die sein Wort gehört, die seine Wunder geschaut haben, die bei seinem Tode dabei waren und denen er nach seiner Auferstehung erschienen ist. Das Zeugnis von der Urgemeinde findet sich in der Apostelgeschichte. Im Neuen Testament haben wir die Schriften beisammen, auf die sich das Christentum gründet. Und nach den vier Evangelien kommt ein Buch, das heißt „Apostelgeschichte“. In dieser Apostelgeschichte werden das Entstehen und das Leben der Urgemeinde in Jerusalem und die Tätigkeit der Jünger Jesu, vor allem der Apostel Petrus und Paulus, geschildert. Von wem stammt die Apostelgeschichte? Am Eingang dieses Buches heißt es: „In meinem

ersten Bericht, lieber Theophilus, handelte ich von allem, was Jesus von Anfang an getan und gelehrt hat, bis zum Tage seiner Aufnahme in den Himmel, nachdem er seinen auserwählten Aposteln den Heiligen Geist seiner Aufträge gegeben.“ Da ist die Rede von einem „ersten Bericht“, in dem das Leben Jesu beschrieben wird. Das kann natürlich nur eines der vier Evangelien sein. Und welches von diesen vier Evangelien ist denn der erste Bericht? Nach dem Sprachstil und nach der ganzen Anlage ist es das Evangelium des Lukas. Und da haben wir auch den Verfasser der Apostelgeschichte: Es ist der Arzt Lukas, der antiochenische Arzt Lukas. Er hat zwei Bücher geschrieben, das dritte Evangelium und die Apostelgeschichte.

War er denn dazu befähigt? Hat er Quellen gehabt, um diese Bücher zu schreiben? Lukas war ein Schüler und Begleiter des Paulus. Paulus litt wahrscheinlich an einem schweren Leiden, und so ist es verständlich, daß er einen Arzt bei sich hatte. Und von Paulus hat er also zweifellos viele Erfahrungen und Ergebnisse übermittelt bekommen. Er war auch zwei Jahre in Palästina. Zwei Jahre lang hat Lukas in Palästina Quellen gesammelt. Da war er in Cäsarea mit dem Leviten Philippus beisammen. Da hat er sich mit anderen Jüngern, die er mit Namen nennt, unterhalten. Auch in Antiochien, wo er herkommt, gab es eine ganze Anzahl von Jüngern, die er befragt hat, Augenzeugen, Ohrenzeugen. In Rom war er zusammen mit dem Markus. Markus ist ein Mann der ersten Stunde, ein Mann der Urgemeinde, einer, der Paulus auf seiner ersten Missionsreise begleitet hatte. Auch ihn hat er natürlich gefragt. Er baut also auf zuverlässigen Quellen auf. Er hat Zeugen befragt, und diese Zeugen haben ihm das, was er übermittelt, kundgetan. Daß er selber bei einem Teil der Begebnisse, die in der Apostelgeschichte berichtet werden, dabei war, erkennt man an den sogenannten Wir-Berichten. Im ersten Teil schreibt Lukas immer, Paulus tat dis und jenes. Aber plötzlich im zweiten Teil heißt es: „Nach dieser Erscheinung suchten wir alsbald nach Mazedonien zu reisen, weil wir darauf schlossen, daß uns Gott gerufen.“ Wir segelten von Troas ab. Wir hielten uns in dieser Stadt auf. Wir gingen vor das Tor hinaus vor der Stadt. Das sind die sogenannten Wir-Berichte in der Apostelgeschichte. Das sind jene Berichte, die auf Lukas selbst zurückgehen, wo er beteiligt war, wo er anwesend war, wo er also sein eigenes Zeugnis liefert. Die Apostelgeschichte ist deswegen ein zuverlässiger Bericht über Werden und Leben der Urgemeinde. Wir können uns darauf stützen, daß Lukas dem Ganzen seinen Sprach- und seinen Stilcharakter aufgeprägt hat. Das ist nicht verwunderlich; jeder schreibt seinen eigenen Stil, aber dadurch wird eine Veröffentlichung nicht unecht. Lukas schreibt ein sehr gutes Griechisch. Er war ein gebildeter Mann, und deswegen dürfen wir also sein Zeugnis als das eines überzeugten, wahrheitsliebenden, hellenistisch gebildeten Mannes durchaus als zuverlässig betrachten.

Welches ist nun das Zeugnis, das die Urgemeinde von Jesus abgibt? Die Urgemeinde bekennt Jesus als den Christus. Ich sagte schon einmal, Christus ist das griechische Wort für Messias. Jesus ist der Messias. Und die Urgemeinde bekennt all das, was sie an Jesus miterlebt hat, angefangen von der Taufe im Jordan bis zu seiner Himmelfahrt. Sie waren Zeugen, sie sind dabeigewesen, und sie berichten, was sie mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört haben; das Wunderwirken Jesu, seine Predigten an den Seegestaden und auf dem Berge, seine Leiden, seinen Tod unter Pontius Pilatus, an den ihn die Juden ausgeliefert hatten, seine Auferstehung, seine Erscheinungen - er ist ja den vorherbestimmten Zeugen erschienen -, seine Himmelfahrt und seinen jetzigen Wartestand, wenn ich so sagen darf, bis er kommt zu richten die Lebenden und die Toten. „Das alles ist geschehen nach Gottes vorherbestimmtem Ratschluß und Vorherwissen“, so heißt es an den Stellen der Apostelgeschichte, die sich mit dem Leben Jesu befassen. Gott ist nicht überrascht worden durch das, was mit Jesus geschah, sondern es war so von vornherein angelegt; Gott hat auf diesem Wege seinen Heilsplan durchgeführt. Und was da berichtet wird, sind gewiß Heilstatsachen, aber es sind Tatsachen, meine lieben Freunde. Es ist nicht so, wie da manche meinen, es komme nur auf das Kerygma an, auf die Verkündigung, und nicht auf das, was geschichtlich dahintersteht. Wenn diese Heilstatsachen keine Tatsachen sind, dann gibt es auch kein Heil zu verkündigen.

Die Urgemeinde bekennt Jesus als den Christus, als den Messias, der durch die Propheten vorherverkündigt war und der jetzt in der Zeit erschienen ist. Das ist das Prädikat, der Hoheitstitel, den die Gemeinde Christus beilegt, nicht, weil sie ihn erfunden hat, sondern weil die Tatsachen sie dazu zwangen, weil der Vater im Himmel das Leben dieses Jesus, dieses Nazareners, bestätigt hat. Gott hat sich für diesen Prediger und Wundertäter eingesetzt, und aus diesem Einsatz Gottes für Jesus von Nazareth haben seine Jünger mit zwingender Notwendigkeit geschlossen, daß dieser Jesus der Christus ist, der vorhergesagte Erlöser. Er wird auch bezeichnet als der „Knecht Gottes“; das erinnert an die Weissagung im Buche des Propheten Isaias, wo von dem Gottesknecht die Rede ist, der sein Leben für die Vielen hingibt, um ihre Sünden hinwegzutragen. Die Urgemeinde bekennt Jesus weiter als den Propheten, als den einzigen Propheten, als den Propheten, der alle anderen zusammenfaßt und überragt, nämlich als den endzeitlichen, letzten Propheten, der Gottes Wort untrüglich den Menschen vermittelt.

Vor allem bekennt die Urgemeinde Jesus als den Kyrios, also als den Herrn. Es ist behauptet worden, die Stellen, an denen Jesus in der Apostelgeschichte als der Herr bezeichnet wird, gingen auf Lukas zurück, also auf den Heidenchristen Lukas, nicht auf die Judenchristen in der Urgemeinde. Diese Behauptung ist schon deswegen falsch, weil Jesus als der Herr auch in den Reden des Petrus genannt wird, und Petrus ist ja nun ein Judenchrist, unzweifelhaft, und ein Mitglied, ja das erste Mitglied, das Haupt der Urgemeinde. Auch da ist die Rede von Jesus, dem Gottesknecht und dem Herrn. „Ihn (Jesus) hat Gott zum Herrn und Messias erhöht.“ Mit dem Wort Herr, Kyrios, wird seine herrscherliche Stellung und seine gottgleiche Würde hervorgehoben.

Von diesem Jesus kündigt die Urgemeinde. Dies ist der Glaube, den sie der nächsten Generation vermittelt hat und der durch alle Generationen bis zu uns gekommen ist. Um Zeuge zu sein, um Zeugnis ablegen zu können, braucht es nach der Apostelgeschichte vier Merkmale. Erstens, man muß selber dabei gewesen sein. Man muß die Erfahrungen haben. Man muß mit den Augen gesehen und mit den Ohren gehört haben, was Jesus getan, gewirkt und gelitten hat. Also der Zeugenbegriff der Urgemeinde verlangt die Empirie, die Erfahrung. Zweitens, wer Zeuge sein will, muß von der Wahrhaftigkeit seines Zeugnisses überzeugt sein. Er muß zum Glaubensgehorsam gekommen sein. Wie soll man etwas künden, wovon man nicht überzeugt ist, auch wenn man es gesehen und gehört hat? Also die Überzeugung, die gläubige Überzeugung ist unbedingt notwendig, damit jemand für Jesus, den Christus, für Jesus, den Herrn, zeugen kann. Das dritte: Der Zeuge muß nicht nur zeugen können, er muß auch tatsächlich zeugen. Er muß wirklich den Mund öffnen. Er darf nicht schweigen, denn es liegt auf ihm ein Muß. Er hat die heilige Pflicht, zu reden, er hat die Verantwortung, zu reden, weil er von Gott als Zeuge erwählt worden ist. Wehe uns, wenn wir das Zeugnis nicht verkünden! Und wie sagt Petrus vor dem Hohen Rat: „Das wißt ihr doch selber. Wir können nicht von dem schweigen, was wir gesehen und gehört haben.“ Wir können es nicht, wir müssen reden, und wir müssen zeugen. Und schließlich das vierte Element: Zeuge wird man nicht durch menschliche Qualitäten, durch besondere Bildung oder durch eine irgendwie geartete menschliche Auszeichnung. Nein, Zeuge wird man durch göttliche Erwählung und Ausrüstung mit dem Geiste. Nur wer von Gott erwählt ist - wobei sich Gott selbstverständlich der Menschen bedienen kann - und nur wer mit dem Heiligen Geist ausgerüstet ist, der ist tauglich, Zeuge von Jesus, dem Christus, zu werden. Das sind die vier Elemente, welche die Urgemeinde von den Zeugen verlangte. Und solche Zeugen hat es damals gegeben. Sie sind hinausgegangen in alle Welt bis an die Grenzen der Erde, wie sie damals bekannt war.

„Was dünkt euch von Jesus? Wessen Sohn ist er?“ Meine lieben Christen, es ist nicht so gewesen, wie es ungläubige Theologen immer wieder behaupten, daß sich nämlich der Glaube an Christus als den Gottessohn allmählich gebildet hat und daß er eine Verfremdung des wahren Christusbildes sei. Es gibt in dieser Hinsicht keine Evolution. Jesus wird als der Christus, als der Gottessohn, als der Herr, also als der mit göttlicher Würde Ausgestattete, schon von der Urgemeinde bekannt. Und wir haben gar keinen Anlaß, von diesem Zeugnis abzuweichen. Wir haben vielmehr die Pflicht, uns einzureihen in die, die bekannt haben: „Ihn, den ihr verworfen habt“, wie Petrus in einer Rede sagt, „den hat Gott zum Herrn und Messias erhöht.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (10)

(Über die Selbstaussagen Jesu)

07.07.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Ein Sprichwort des Volkes sagt: „Wie man glaubt, so lebt man.“ Wir wissen, daß dieses Sprichwort die Wahrheit sagt. Das Leben, das Verhalten gegen sich selbst und den Nächsten, die Verantwortung, die man trägt für sich selbst und die Welt, haben ihre Wurzel im Glauben, oder sie haben eben keine Wurzel. „Wie man glaubt, so lebt man.“ Hat man einen starken und festen und lebendigen Glauben, dann wird sich das unweigerlich auch im Leben zeigen. Da wird man fähig sein, viel für unseren Gott und Heiland zu tun. Hat man einen schwachen, einen kläglichen, einen dahinsiechenden Glauben, dann wird man nicht imstande sein, die Gebote zu halten; dann wird man nicht willens sein, sie zu halten, weil man nicht überzeugt ist davon, daß der Wille Gottes sich in diesen Geboten ausspricht und daß die Kirche recht hat, wenn sie auf Anruf diese Gebote verkündet. Aus dieser Überlegung, meine lieben Christen, erklärt es sich, daß wir seit vielen Sonntagen versuchen, unseren Glauben aufzuerbauen, und zwar den Glauben an das Zentraldogma des Christentums, nämlich den Glauben an Jesus, den Herrn und Messias. Wir wollen ihn heute fragen: Was sagst du von dir selbst? Was sagst du selbst, wer du bist?

Das Selbstbewußtsein eines Menschen sagt etwas aus über seine Person. Entweder trifft dieses Selbstbewußtsein mit der Wirklichkeit seiner Person zusammen, und dann ist es geboten, daß wir diese Selbstaussage annehmen, oder es beruht auf einem Irrtum oder auf Täuschung, dann ist es abzulehnen. Jesus hat sich selbst als den Heilbringer, als den Messias und den Menschensohn und den Gottessohn bezeichnet. Diese Selbstbezeichnungen sind im Evangelium mit Treue und Gewissenhaftigkeit überliefert. Wir wollen fragen: Wie sind sie zu verstehen? Auf welchem Hintergrund müssen sie gesehen werden? Welches waren die Messiasvorstellungen jener Zeit? Jesus hat ja in eine bestimmte geschichtliche Stunde hineingesprochen, und er mußte natürlich so reden, daß er verstanden wurde. Er mußte seine Worte so wählen, daß keine falschen Vorstellungen von seiner Messiaswürde aufkamen. Denn wir werden gleich sehen, daß in der Umwelt Jesu eine Menge verschiedenartiger Vorstellungen über den Heilbringer lebendig war.

Schon in der Urzeit der Menschheit hat Gott einen solchen Heilbringer angekündigt. Schon nach dem Verlust des Paradieses infolge des Sündenfalls erging das Proto-Evangelium, die erste Frohbotschaft, worin ein solcher Heilbringer vorhergesagt wurde. Diese Verheißung wurde erneuert bei den Patriarchen. In der Königszeit nahm diese Vorstellung Züge des davidischen Königtums an, also der Heilbringer wurde verknüpft mit dem Königtum Davids. Besonders ausgeprägt ist die Gestalt des Heilbringers bei den Propheten. Unter ihnen ragt hervor der Evangelist unter den Propheten, der Prophet Isaias. Er spricht von einem Reis, also von einem Sproß, aus der Wurzel Isais. Isai ist das Geschlecht Davids. Ein Reis aus der Wurzel Isais, das hervorsprossen wird, ein Licht der Heiden, ein Heil für Israel. Dieser Heilbringer wird aber gleichzeitig vom Propheten Isaias geschildert als ein Knecht Gottes, der verwundet ist und mißhandelt wird wegen der Missetaten seines Volkes, einer, der stellvertretend für andere die Leiden trägt, voll Striemen und Beulen und frischen Wunden. Die Gestalt dieses Gottesknechtes ist nie mehr ganz vergessen worden im israelitischen Volke.

Im Buche Daniel ist dann die Rede von einem Menschensohn. Die Weltreiche werden abgelöst vom Gottesreich, und das Gottesreich wird heraufgeführt und dargestellt durch einen, der wie ein Menschensohn aussieht, aber Präexistenz besitzt, der also nicht aus der Erde kommt, sondern vom Himmel stammt. Entsprechend waren dann die Messiasvorstellungen in der Zeit Jesu. Da war die

Gruppe der Sikarier, der Zeloten. Das waren entschlossene Männer, die durch Kampf und Krieg gegen die Römer das Gottesreich herbeiführen wollten. Sie haben zum Aufstand aufgerufen; und immer wieder haben sich Juden bereitgefunden, an diesen Aufständen teilzunehmen. Man rechnet vom Jahre 60 v.Chr. bis 70 n.Chr. mit 200.000 Menschen, die bei den Aufständen getötet wurden. Eine andere Gruppe waren die Pharisäer, die wir ja aus dem Evangelium kennen. Das waren strenge Männer, die es mit dem Willen Gottes genau nahmen. Aber es waren auch bornierte Männer, die einen Zaun um das Gesetz errichtet hatten durch menschliche Auslegung, durch Kasuistik, die an die Stelle der Theokratie, also der Gottesherrschaft, die Nomokratie gesetzt hatten, die Gesetzesherrschaft. Das Gesetz war also das ein und alles, und über dem peinlich genauen Beobachten des Gesetzes übersahen sie nicht selten den wahren Willen Gottes. Aber auch sie warteten auf den Messias, und er war ihnen eben derjenige, der die Herrschaft des Gesetzes herstellen werde. Er ist der Diener, der Vollstrecker des Gesetzes, aber nicht der Herr des Gesetzes.

Dann gab es die Gruppe der Sadduzäer. Das waren Freigeister, aufgeklärte Leute, die mit den Freidenkern unserer Zeit gewisse Züge gemeinsam haben. Sie paßten sich der Umgebung an, sie stellten sich auf den Boden der Tatsachen und haben als die Reichen und die Wohlhabenden, die sie waren, dem Landesfeind ihren Tribut gezollt. Sie wollten eben leben und überleben und gut leben.

Und schließlich gab es natürlich auch noch die Stillen im Lande, die Frommen, die auf die Gottesherrschaft warteten. Sie waren überzeugt, daß eine Gnadenzeit kommen wird, in der der Gehorsam gegen Gott wieder hergestellt wird, ein neuer Äon, der nicht nur Heil für Israel, sondern für die ganze Welt bringt. Und diese kleinen Kreise - es waren nur wenige, die so dachten - waren es offenbar, aus denen der Herr zuerst seine Anhänger gewinnen konnte.

Er ist nun aufgetreten mit einem Selbstbewußtsein, wie es kein Mensch vor ihm und keiner nach ihm gehabt hat. Wenn der Herr vor die Menschen tritt, dann sagt er nicht: Ich bin ein Lehrer, der alles selbst erdachte und daraus seine Weisheit schöpft, sondern er sagt immer: „Ich bin gekommen. Ich bin ausgesandt.“ Diese Aussagen deuten darauf hin, daß der Herr seinen Hörern nicht eine menschliche Erfindung darbietet, sondern was er gehört hat aus dem Munde Gottes. Im Johannesevangelium ist die Selbstbezeichnung „der mich gesandt hat“ fünfundzwanzig Mal vorhanden. Sie ist geradezu eine Charakteristik seiner Persönlichkeit - „der mich gesandt hat.“ Zum Beispiel heißt es an einer Stelle: „Das aber ist der Wille dessen, der mich gesandt hat, daß ich nichts von allem, was er mir gegeben hat, verlorengelassen lasse, sondern es auferwecke am jüngsten Tag.“ Der mich gesandt hat! Oder an einer anderen Stelle: „Ich bin von Gott ausgegangen und gekommen. Ich bin nämlich nicht von mir selbst gekommen, sondern er hat mich gesandt.“ Jesus leitet seine ganze Existenz, den Inhalt seines Lebens und seinen Auftrag von dem Vater ab, der ihn gesandt hat. Und so an einer dritten Stelle: „Ich habe nicht aus mir selbst geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, hat mir geboten, daß ich reden und verkünden soll.“ Es steht also fest: Jesus hat sich bei seinem Auftrag und bei seiner Sendung auf einen anderen berufen. Sie sind ihm zuteil geworden in der Welt Gottes. Er hat eine Existenz gehabt, bevor er auf Erden erschienen ist. Er ist der Präexistente, d.h. derjenige, der nicht nur ein irdisches, sondern ein jenseitiges, ein himmlisches Leben hat. Und das ist nicht nur im Johannesevangelium ausgesagt. Das findet sich ähnlich auch in den drei anderen Evangelien, also bei Matthäus, Markus und Lukas. Auch da heißt es fortwährend: „Ich bin gekommen“, „ich bin gesandt“. „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder.“ „Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen, und was will ich anderes, als daß es brenne?“ „Ich bin gekommen, nicht um mich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und mein Leben hinzugeben als Lösegeld für die vielen.“ Ich bin gekommen, ich bin ausgesandt. Damit deutet der Herr an, daß er vom himmlischen Vater in diese Welt gesandt ist. Dieser Sendung von oben entspricht sein ganzes Verhalten. Er tritt auf wie einer, der Macht hat. Da staunen die Volksmassen und wundern sich. „Er spricht nicht wie die Pharisäer“, sagen sie, „er redet wie einer, der Macht hat“, der also nicht ein Diener des Wortes ist, sondern ein Herr des Wortes, nicht ein Knecht des Gesetzes, sondern ein Herr des Gesetzes.

Wegen seiner überirdischen Herkunft ist er ein Fremdling auf dieser Erde. „Die Füchse haben Höhlen, und die Vögel des Himmels haben Nester, aber der Menschensohn (also er selbst) hat nichts, wohin er sein Haupt legen könnte.“ Das bedeutet nicht, daß er keine Schlafstätte gehabt hätte. Natürlich hat er eine gehabt, selbstverständlich hat er sich am Abend zur Ruhe niedergelegt. Nein, das bedeutet seine Heimatlosigkeit auf dieser Erde. Weil er himmlischen Ursprungs ist, ist seine Heimat im



Himmel, und deswegen hat er Distanz von dieser Welt, ist er fremd in dieser Welt. Und dieses ganze Leben wird vom Stundenschlag des Vaters bestimmt. Nicht er lenkt sein Leben, sondern der Vater im Himmel gebietet, welche Wege er zu gehen hat. Ob er sich auf den Fluren von Galiläa bewegt, ob er am See Genesareth predigt, ob er am Ölberg von Angst überfallen wird, immer steht hinter seinem Leben der Wille des Vaters. „Es ist meine Speise“, so sagt er einmal, „den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat.“ Vom Stundenschlag des Vaters ist dieses Leben bestimmt.

Wir wollen am nächsten Sonntag sehen, wie die Selbstbezeichnungen Jesu sich in das Messiasbild, das vom Alten Testament überkommen und in seiner Umgebung lebendig war, unterscheidet, wie es daran anknüpft und welches sein voller Inhalt ist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (11)

(Über die Aussagen zur Identität Jesu durch seine Zeitgenossen)

14.07.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

*[Der Anfang der Predigt fehlt]*

Wenn also derjenige, der diese Taten vollbringt, sich mit den Voraussagen deckt, dann kann es nur der Messias sein. Das zweite Mal provoziert Jesus selber eine Erklärung über seine Würde. Er kommt in die Gegend von Cäsarea Philippi - das ist da, wo heute der Libanon ist. Da fragt er seine Jünger: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ Nun kommen die verschiedensten Antworten: „Die einen für Johannes des Täufer, andere für Elias, wieder andere für Jeremias oder irgend einen der Propheten.“ Und dann die Frage des Herrn: „Ihr aber“, die ihr mit mir und vom Volke unterschieden seid, „ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Da gibt Petrus, der Sprecher seiner Jünger, die Antwort: „Du bist der Christus! Du bist der Messias!“ Der Herr selbst hat diese Aussage herbeigeführt, um die Jünger zu einer klaren Stellungnahme zu bewegen. Und als sie erfolgt war, als sie ergangen war, da hat er seinerseits den Schleier von der Zukunft gelüftet und gesagt: „Und du, der du das bekannt hast, du bist Fels, Felsenmann, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.“ Schlüsselträger ist nicht der Pförtner, sondern der Hausverwalter. „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden löst, das wird auch im Himmel gelöst sein.“

Das dritte Ereignis bei dem sich Jesus als der Messias bekennt, ist der feierlichste, aber auch der schrecklichste Augenblick seines Lebens, nämlich als er zum Tode verurteilt wurde. Da geht der Hohepriester Kaiphas auf ihn zu und sagt: „Bist du der Christus“ - nämlich der Messias -, „der Sohn des Hochgelobten?“ Die höchste Autorität im Judentum fragt ihn. Es ist ein entscheidener Augenblick. Jetzt muß sich zeigen, ob dieser Prozeß mit seiner Verurteilung endigt oder mit seinem Freispruch. „Bist du der Christus, der Sohn des Hochgelobten?“ Und da antwortet Jesus: „Ich bin es!“ Und nicht nur das. „Ihr werdet den Menschensohn sitzen sehen zur Rechten Gottes und kommen mit den Wolken des Himmels.“ Da zerriß der Hohepriester seine Kleider; denn das war für ihn unerträglich, daß dieser Jesus von Nazareth der Messias, der Gottgesandte, der Gesalbte, der Sohn des Hochgelobten sein sollte.

Jesus hat freilich eine gewisse Reserve beobachtet, eine gewisse Zurückhaltung gezeigt in der Selbstbezeichnung als Messias. Warum? Weil er nicht den falschen Vorstellungen vom Messias Nahrung geben wollte, die im Volke umliefen. Die meisten Israeliten zur Zeit Jesu dachten, der Messias kommt auf einem weißen Roß, und dann jagt er das Schwein aus dem Lande - das sind die Römer, sie wurden als „das Schwein“ bezeichnet, weil sie Schweinefleisch aßen -, und richtet die Herrschaft Israels wieder auf, ein neues Königtum. Von dieser Messiasvorstellung wollte Jesus nichts wissen. Das war nicht die seine. Er ist ein Messias im religiösen Sinne. Er ist ein Messias anderer Art, als die Massen ihn ersehnten. Und deswegen weist er jede Politisierung seiner Sendung ab. Da kommt einer zu ihm und sagt: „Herr, sage meinem Bruder, er soll das Erbe mit mir teilen!“ „Mensch“, entgegnet ihm

Jesus, wer hat mich zum Erbteiler über euch gesetzt?“ Das sind Dinge, die gehen ihn nichts an. Und als das Volk ihn zum König machen will bei der Brotvermehrung, da flieht er vor ihnen, da geht er in die Einsamkeit. Er will kein Brotkönig sein, der irdische Dinge betreibt, sondern ein himmlischer König, ein König der Wahrheit. So hat also Jesus sehr wohl sich als den Messias verstanden, aber in einem anderen Sinne, als die Massen ihn erwarteten. Er hat die Messiaswürde für sich in Anspruch genommen. Er hat es zugelassen, daß das Volk beim Einzug in Jerusalem rief: „Hosanna dem Sohne Davids!“ Das heißt, dem Messias. Er hat die Kranken geheilt, die ihn anriefen als Sohn Davids. Er kam nach Jericho; da sitzt vor dem Stadttor der Bartimäus, ein blinder Bettler. „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ schreit er. Die Jünger wollen ihn zum Schweigen bringen, aber er schreit noch lauter: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Und Jesus geht hin und heilt ihn. Er ist also der Sohn Davids, als der er hier angerufen wird.

Die Dämonen kennen ihn natürlich auch. Als er nach Gerasa kam, da begegnete ihm dieser Besessene, der in den Gräbern hauste und sich mit Steinen schlug. Er rief, als er Jesus sah: „Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesus, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten?“ Die Dämonen kennen ihn, denn sie wissen mit der höheren Erkenntnis, die sie besitzen, daß er gekommen ist, sie zu verderben, und das versetzt sie in panische Angst. Jesus war der Messias, aber er war kein Brotmessias, er war kein irdischer König, er war kein sozialer Reformator, sondern er war derjenige, der das Gottesreich bringt und der deswegen selbst seine Jünger in die Schranken weisen muß, wenn sie einer falschen Messiasauffassung huldigen. Die beiden Söhne des Zebedäus, Jakobus und Johannes, kommen eines Tages zu ihm und sagen: „Herr, wir möchten in deinem Reiche rechts und links von deinem Throne sitzen.“ Das sind ehrgeizige Leute, dazu noch mit einer falschen Messiasauffassung. Sie denken sich, Jesus wird ein irdisches Reich errichten, und dann werden sie seine nächsten Minister. Diese Messiasauffassung weist Jesus zurück. Er fragt sie: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?“ Das ist seine Frage, ob sie nämlich den Kelch des Leidens, den Kelch der Bitternis, den Kelch der Verlassenheit trinken können. „Könnt ihr den Kelch trinken?“

So also, meine lieben Freunde, steht es um die Messianität Jesu. Jesus war der Messias. Wenn ihm die Jünger diesen Namen gegeben haben, dann haben sie etwas getan, was in seinem Wesen angelegt war. Sie haben ihn nicht künstlich hochstilisiert, sondern sie haben aus seiner Wirklichkeit die Bezeichnung geschöpft, die ihm zukam. Und wir wollen uns diesem gläubigen Bekenntnis anschließen. Wir wollen, wenn wir auf Jesus zu sprechen kommen, mit Petrus sagen: „Wir wissen, wer du bist. Du bist der Heilige Gottes, du bist der Christus, du bist der Messias, du bist der Sohn des Hochgelobten.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (12)

(Über die Selbstbezeichnung Jesu als Menschensohn)

21.07.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Als Johannes der Täufer auftrat, gab er seinen Zeitgenossen ein Rätsel auf. Sie wußten nicht, wie sie ihn einordnen sollten, und so schickten sie Abgesandte zu ihm, die ihn fragten: „Wer bist du?“ Und sie brachten nacheinander die verschiedenen Rollen vor, die man ihm zutraute. „Bist du der Messias?“ „Nein.“ „Bist du Elias?“ „Nein.“ „Bist du der Prophet?“ „Nein.“ „Ja, wer bist du denn eigentlich?“ Ähnlich ergeht es unserem Heiland. Auch ihn fragen die Menschen: „Wer bist du?“ Und da ist es hilfreich, die ergänzende Frage zu stellen: „Was sagst du von dir selbst?“ Denn was ein Mensch von sich selbst sagt, wie er über sich selbst denkt, wie er sich selbst versteht, das ist nun einmal aussagekräftig für die Wirklichkeit seiner Persönlichkeit.

Wir haben am vergangenen Sonntag gesehen, daß der Herr die Anrede als Messias, als Sohn Davids nicht zurückgewiesen hat. Er war der Messias, und er wollte es sein. Aber da die Messiasvorstellung im Volke pervertiert war, da man aus dem religiösen Heilbringer den politisch-nationalen Messias gemacht hatte, so war er der Bezeichnung als Messias reserviert gegenübergetreten. Diese Vorsicht, diese Zurückhaltung war nicht angebracht bei einem anderen Titel, den Jesus sich zulegte, nämlich bei dem Titel oder Würdenamen „der Menschensohn“. Er spricht oft von sich als dem Menschensohn, griechisch *ho hyios tou anthropou* - der Sohn des Menschen, aramäisch wahrscheinlich *Bar-naschab*. Siebzigmal in den drei ersten Evangelien spricht Jesus von sich als dem Menschensohn und über zehnmal im Johannesevangelium. Das zeigt, daß dieser Titel doch wohl oft und oft von ihm genannt worden sein muß. Um so auffälliger ist es, daß er außerhalb der Evangelien nur dreimal vorkommt, einmal in der Apostelgeschichte und zweimal in der Apokalypse des Johannes. Die Urchristenheit hat diesen Würdenamen Menschensohn offensichtlich nicht aufgegriffen. Sie hat ihn ebensowenig verwendet wie den anderen *ho pais tou thou* - der Gottesknecht. Man kann fragen, warum die Urkirche diese beiden Namen nicht gebraucht hat, da sie ja doch unzweifelhaft auf Jesus zurückgehen. Die Erklärung liegt wahrscheinlich darin, daß sie mißverständlich waren. Man konnte, wie wir gleich sehen werden, in diesen beiden Ausdrücken eine falsche Auffassung von Jesus finden, und diese irrije Ansicht ist tatsächlich von Sekten, die sich schon in früher Zeit gebildet haben, in diesen Ausdrücken gefunden worden.

Der Ausdruck „der Menschensohn“ wird von Jesus immer gebraucht, wenn er von seinem messianischen Amt spricht. Der Menschensohn im Munde Jesu ist also der Messias. Wenn seine Aufgabe als Gottgesandter ins Spiel kommt, dann sagt er „der Menschensohn“, und zwar gebraucht er diesen Titel immer in der dritten Person. Er sagt: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen.“ Oder er sagt: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels haben Nester, aber der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt legen kann.“ Warum spricht er in der dritten Person von sich als dem Menschensohn? Nun, das ist einmal eine semitische Spracheigentümlichkeit, die wir übrigens auch im Deutschen finden können. Einer meiner Nachbarn sprach mit seinem kleinen Sohn immer: „Ja, was macht denn der Bastian?“ Er sagte nicht: „Was machst du, Bastian?“ Er sagte: „Was macht denn der Bastian?“ Also auch da ist noch der Sprachgebrauch in der dritten Person zu finden. Aber diese Eigentümlichkeit hat noch einen anderen Grund. Indem Jesus von sich als dem Menschensohn in der dritten Person spricht, will er andeuten, daß das Schicksal die-

ses Menschensohnes ganz und gar von Gott bestimmt wird. Über diesem Menschensohn liegt die göttliche Prädestination. Dieser Menschensohn denkt nur und will nur und tut nur und leidet nur, was der Vater im Himmel über ihn beschlossen hat.

Woher kommt der Ausdruck Menschensohn? Da stehen sich zwei Auffassungen gegenüber. Die eine Auffassung meint, diese Rede vom Menschensohn stamme aus dem Psalm 8. Im 8. Psalm wird die Herrlichkeit Gottes gepriesen und die Niedrigkeit des Menschen ihr gegenübergestellt. „Sehe ich den Himmel, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du aufgestellt, was ist der Mensch, daß sein du gedenkst, der Menschensohn, daß du ihn ansiehst?“ Hier wird also die Kleinheit, die Bedürftigkeit, die Armseligkeit, die Anspruchslosigkeit des Menschen der Hoheit Gottes und seines Werkes gegenübergestellt. Der Menschensohn in diesem Sinne ist nichts anderes als der Mensch, ein Glied aus der Gattung Mensch, und zwar mit betonter Hervorhebung seiner geschöpflichen Schwäche. Aber es ist offensichtlich, daß Jesus nicht auf diesen Sprachgebrauch zurückgreift, wenn er von sich als dem Menschensohn spricht, sondern daß er auf einen anderen Text des Alten Testaments zielt, nämlich auf das Buch des Propheten Daniel. Dort ist von einer unerhörten Weissagung die Rede, von dem Tier, das aus dem Meere aufsteigt; das ist die furchtbare widergöttliche Macht. Und im Gegensatz zu diesem Tier steht einer, der von oben, vom Himmel, kommt. „Während ich noch die Nachtgesichte hatte, kam plötzlich einer, der aussah wie ein Menschensohn, auf den Wolken des Himmels. Als er bei dem Hochbetagten angelangt war, führte man ihn vor denselben. Ihm ward nun Herrschaft, Ehre und Reich verliehen, ihm müssen alle Völker, Nationen und Zungen dienen. Seine Herrschaft wird ewig dauern und nie vergehen, sein Reich wird niemals zerstört werden.“ Hier ist also von einem Menschen die Rede, der unvergängliche und universale Macht erhält. Das ist der Anknüpfungspunkt für die Rede Jesu, wenn er vom Menschensohn spricht. Der Ausdruck Menschensohn im Munde Jesu ist nicht eine Demutsbezeichnung, sondern eine Hoheitsaussage. Er will damit nicht die Nichtigkeit, die Vergänglichkeit, die Hinfalligkeit des Menschen, also auch die seinige, ausdrücken, sondern er will die Hoheit, die Erhabenheit, die gottgleiche Würde ausdrücken, die dem danielischen Menschensohn zukommt.

Es lassen sich drei Aussagekreise in der Verwendung des Begriffes Menschensohn bei Jesus nachweisen. Erstens ist er eine Bezeichnung für die übermenschliche Würde dieses Menschensohnes. So, wenn er zum Beispiel im Lukasevangelium sagt: „Ich aber sage euch: Wer mich vor den Menschen bekennt, zu dem wird sich der Menschensohn vor Gottes Engeln bekennen. Wer mich vor den Menschen verleugnet, der wird vor Gottes Engeln verleugnet werden.“ Er ist der Menschensohn, an dem sich das Schicksal des Menschen entscheidet. Wie man sich zu ihm stellt, so wird sich Gott zu den Menschen stellen. Dieser Menschensohn ist voll Macht: „Damit ihr wißt“, sagt er, als er den Gichtbrüchigen heilt, „damit ihr wißt, daß der Menschensohn Macht hat, auf Erden Sünden zu vergeben“, deswegen wirkt er das sichtbare Wunder, indem er den Kranken heilt. „Steh auf und verschwinde!“ Der Menschensohn in dieser ersten Bedeutung ist also ein Machtträger, er ist ein Hoheitsträger. Er ist derjenige, der von Gott mit überirdischer Gewalt bekleidet ist. An ihm entscheidet sich Heil oder Unheil der Menschen. Wie man sich zu ihm stellt, das ist bestimmend für das ewige Schicksal eines jeden Menschen.

Der zweite Gedankenkreis um diesen Menschensohn geht auf sein Leiden, auf sein sühnendes Leiden. Jesus hat den Menschensohn nicht nur in seiner Hoheit verkündet, sondern auch in seiner Erniedrigung als den Leidenden. Dreimal, im 8., 9. und 10. Kapitel bei Markus, spricht Jesus davon, daß der Menschensohn hinaufziehe nach Jerusalem, um dort zu leiden. Im 8. Kapitel: „Nun fing er an, sie zu belehren, der Menschensohn müsse vieles leiden, von den Ältesten, Oberpriestern und Schriftgelehrten verworfen und getötet werden und nach drei Tagen auferstehen.“ Er redet davon ganz offen. Daß Jesus damit nicht etwa einen anderen gemeint hat als sich selbst, das sieht man daran, daß Petrus ihn beiseite nahm und anfang, es ihm zu verweisen. Er aber wandte sich um, sah seine Jünger an, droht dem Petrus und sagte: „Opiso mou, Satan!“ - Weg von mir, Satan! Denn du hast nicht Sinn für das, was Gottes, sondern was der Menschen ist. Also er ist dieser Menschensohn, der da hinaufzieht nach Jerusalem, um zu leiden und um getötet zu werden. Jesus hat, und das war seine große Tat, den danielischen Menschensohn in Hoheit und Macht verbunden mit dem leidenden Gottesknecht von Isaias 52/53. Der Menschensohn ist gleichzeitig Gottes Hoheitsträger und das Lamm Gottes, das

da hinwegträgt die Sünden der Welt. Das wird im 10. Kapitel bei Markus ganz deutlich an dieser wunderbaren Stelle: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“ Das also ist das Schicksal dieses Menschensohnes auf Erden. Er leistet der Menschheit einen Dienst, und dieser Dienst bringt ihn um sein Leben, führt ihn in die Nacht von Golgotha. Aber das geschieht, um die vielen zu erlösen. Sein Tod ist das Lösegeld, der Lösepreis für die vielen.

Der dritte Gedankenkreis um den Menschensohn geht auf seine Wiederkunft. Er ist in den Tod hineingeführt worden, aber er ist nicht im Tode geblieben. Der Tod hat ihn nicht festhalten können, denn er war das Leben selber. Und so hat er den Tod entmündigt und ist aus dem Tode hervorgegangen als der Sieger von Golgotha. Und dieser Sieger weilt jetzt in der Herrlichkeit des Vaters, im Wartestand gleichsam, denn er wartet auf den Zeitpunkt, den der Vater bestimmt hat, wo er wiederkehrt als der Richter der Lebenden und der Toten. Und zu dieser Rolle als Richter, als universaler Herr der ganzen Welt, hat sich Jesus bekannt im Angesichte seiner Verurteilung vor dem Hohen Rat. Auf die Frage, ob er der Christus sei, hat er geantwortet: „Ich bin es!“ Aber er hat es dabei nicht bewenden lassen. Er hat eine weitere Aussage hinzugefügt: „Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Allmacht sitzen und mit den Wolken des Himmels kommen sehen.“ Also: Der, den ihr jetzt verurteilt, der, den ihr jetzt in den Tod bringt, der wird zur Hoheit Gottes erhöht werden und von da wiederkehren als der Richter auch derjenigen, die ihn in den Tod befördern. Das ist der apokalyptische Menschensohn, die dritte Aussage, die Jesus von seiner Menschensohnqualität macht. Und diesen Jesus hat an der einzigen Stelle der Apostelgeschichte, die den Menschensohntitel enthält, Stephanus gesehen. Als er seine große Rede hielt und Zeugnis ablegte für Jesus, da wurde ihm geschenkt, den Menschensohn zu schauen. „Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn stehen - stehen! - zur Rechten Gottes.“ Der Menschensohn im Himmel hat sich erhoben von seinem Throne, um seinen Zeugen zu erwarten und aufzunehmen, den ersten Blutzegen des Christentums. Das ist der Sinn, warum er steht. Er steht in der Erwartung seines heiligen Martyrers, des Stephanus.

Das ist die Hoffnung, meine lieben Freunde, die wir haben, die Hoffnung, die auch in der Apokalypse ausgesprochen wird, im letzten Buch der Bibel. Da sieht der Seher auf Patmos den Menschensohn zur Rechten Gottes mit einer goldenen Krone auf dem Haupt und einer Sichel in der Hand. Diese deutet seine Funktion als Richter an. Ihm gehen wir entgegen, und dann werden wir ihn sehen, wie er ist, den Menschensohn in der Hoheit und Erhabenheit des Vaters.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus, unser Gott und Heiland (13)

(Über die göttliche Würde Jesu)

28.07.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor vielen Sonntagen hatten wir das Programm unserer Überlegungen mit den Worten der Heiligen Schrift aufgestellt: Was dünkt euch von Jesus? Wessen Sohn ist er? Wir hatten die Antwort erarbeitet auf diese Frage: Jesus ist der Messias, Jesus ist der danielische Menschensohn, er ist der Heilbringer, der Erlöser. Es sind ihm diese Titel nicht bloß, wie man heute in den Religionsbüchern lesen kann, von seinen begeisterten Jüngern zugelegt worden. Er hat die Wirklichkeit besessen, die diese Titel aussagen. Er hat ein Selbstbewußtsein besessen, das diesen Titeln entspricht. Nicht bloß aufgrund seiner Sendung nimmt er die Hoheitstitel, die Würdentitel, in Anspruch, sondern auch aufgrund seines Seins. Er ist nicht bloß der Messias, weil er eine messianische Aufgabe hat, sondern er ist der Sohn Gottes, weil er an der Seite des Vaters steht, weil er Gott von Gott ist, weil das Göttliche in ihm in die Welt eingebrochen ist. Hier ist also nicht bloß eine verliehene Würde, sondern eine ihm eigene Würde. Sein Sein, sein Erkennen und sein ganzes Wesen sind göttlicher Art. „Hier ist mehr als Jonas“, sagt er einmal, „hier ist mehr als Salomon. Hier ist mehr als der Tempel.“ Also die Großen des Alten Bundes, seien es die Propheten oder die Könige oder sei es das Heiligtum (der Tempel), sie liegen weit zurück hinter seiner Würde, hinter seiner Hoheit. Hier ist nicht Vollmacht, hier ist Allmacht!

Diese Macht hat der Herr in mannigfacher Weise gezeigt. Wenn wir seine Verkündigung ansehen, so bemerken wir einen erheblichen Unterschied zwischen der Botschaft, die er bringt, und der Verkündigung, die die Propheten auszurichten haben. Wenn die Propheten im Auftrage Gottes sprechen, so leiten sie ihre Rede immer ein: „Also spricht der Herr.“ Sie sind Gefäße der Offenbarung, aber sie sind nicht selbst Offenbarung. Wenn Jesus spricht, fehlt diese Einleitung. Er spricht aus eigener Macht, nicht aus verliehener, übertragener Vollmacht. Das Alte Testament wird auch von ihm als Gottes Urkunde anerkannt, und dennoch sagt er: „Den Alten ist gesagt worden..., ich aber sage euch.“ Die Zeitgenossen Jesu haben begriffen, daß er ein anderer war als die Lehrer, die ihnen das Alte Testament in den Synagogen erklärten. Er sprach anders als ihre Schriftgelehrten, das war der Eindruck der Menschen.

Seine Macht hat der Herr auch gezeigt, indem er Sünden vergab. Als er dem Gichtbrüchigen sagte: „Mein Kind, deine Sünden sind dir vergeben“, da murrten die Anwesenden: „Wie kann dieser Sünden vergeben, der lästert ja Gott.“ Aber Jesus nahm nichts zurück. Er hat eben das gerade nicht getan, was ungläubige Exegeten heute von ihm sagen, nämlich daß er nur die Sündenvergebung, die Gott vorgenommen hat, verkündigt hat. Nein, er selbst ist der Sündenvergeber. „Damit ihr wißt, daß der Menschensohn Macht hat, auf Erden Sünden zu vergeben...“, wirkt er ein ungeheures Wunder, indem er den Kranken heilt und sagt: „Geh nach Hause und nimm dein Bett!“ Ähnlich ist es, als er der Sünderin, die ihn salbt, die Sünden vergibt. Auch da gab es Murren der Anwesenden, und doch, der Herr bleibt bei seiner Verkündigung, bleibt bei seiner Machttat, mit der er der Frau die Sünden nachläßt. Er ist auch der Richter. „Der Menschensohn wird kommen mit den Engeln des Himmels und einem jeden vergelten nach seinen Taten.“

Schließlich ist er auch der Herr über die Natur. Meine lieben Freunde, es besteht nicht der geringste Anlaß, wenn man keine weltanschaulichen Voraussetzungen macht, nämlich daß es nur eine immanente Wirklichkeit gibt, es besteht nicht der geringste Anlaß, die Machttaten Jesu, die uns in den Evangelien berichtet sind, nicht als wirkliche Geschehnisse zu verstehen. Nur eine vorgefaßte Meinung, nur ein philosophisches Vorurteil vermag die Wirklichkeit dieser Taten zu leugnen. Wenn er

dem Meere sagt: „Schweige! Verstumme!“; dann zeigt er seine Macht über die Schöpfung. Wenn er den Krankheiten befiehlt, dann ergibt sich, daß er der Herr über diese Krankheiten ist. Der Hauptmann von Kapharnaum hat das erfaßt. Er sagt: Es ist gar nicht notwendig, daß du in mein Haus kommst wie ein Arzt, der den Kranken untersucht und dann Heilmittel verschreibt. „Sprich nur ein Wort, und so wird mein Knecht gesund.“ Diesen Glauben lobt der Herr. Er sagt: „So großen Glauben habe ich nirgends gefunden im Lande Israel.“

Der Herr macht sich aber auch zum Mittelpunkt der Religion. Es ist nicht so, wie Sie heute in ungläubigen Religionsbüchern lesen können, daß wir beten sollen wie Jesus, sondern es ist so, daß wir beten müssen zu Jesus. Er selbst ist der Gegenstand der Religion, nicht nur ihr Lehrer, nicht nur das Vorbild, wie man religiös handeln muß. Er macht sich selbst zum Mittelpunkt der Religion, wenn er sagt, daß sich an ihm alles entscheidet. Er verlangt eine Liebe, die das Teuerste preisgibt. „Wer Vater oder Mutter, Weib oder Kinder mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“ Er verlangt Nachfolge, und zwar augenblickliche, gehorsame Nachfolge. Einem sagt er: „Folge mir nach!“ Aber der macht Einwände: „Laß mich erst noch vorher meinen Vater begraben.“ „Mensch, laß die Toten ihre Toten begraben“, gibt ihm der Herr zur Antwort. Er fordert die Menschen zu der Treue gegenüber seiner Person auf auch in Verfolgungen. „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen um meinetwillen.“ Selig seid ihr – weil sich an ihm eben alles entscheidet.

Der Herr hat nicht bloß Vollmacht, sondern Allmacht für sich in Anspruch genommen. Besonders signifikant ist sein Verhältnis zum Vater im Himmel. Da kann man lesen, von Harnac angefangen bis zu modernistischen Theologen der Gegenwart, er habe eben ein besonderes Verhältnis, ein höheres Verhältnis, ein gesteigertes Verhältnis zum Vater im Himmel gehabt. Nein, es ist ein andersartiges Verhältnis. Jesus sagt niemals „unser Vater“, wenn er vom Vater im Himmel spricht, er sagt immer „euer Vater und mein Vater“. Er setzt sein Gottesverhältnis niemals, an keiner Stelle der Evangelien, auf dieselbe Stufe mit dem Gottesverhältnis seiner Jünger oder auch seiner Eltern und der Gerechten, sondern sein Gottesverhältnis ist einzigartig und unüberbietbar. Das zeigt, daß er sich als der eingeborene, als der einziggeborene Sohn des Vaters weiß, als der vielgeliebte Sohn des Vaters, zu dem sich dieser Vater im Himmel selbst in der Öffentlichkeit bekannte.

Besonders bedeutsam sind die Wendungen im Munde Jesu, die mit den Worten „Ich bin...“ anfangen. „Ich bin der Weinstock.“ „Ich bin die Tür.“ „Ich bin der Gute Hirt.“ „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ Diese Ego eimi, so heißen die beiden griechischen Worte, diese Ego eimi Aussagen sind dem Alten Testament nachempfunden. Im Alten Testament hat ja Gott seinen Namen im Buche Exodus aufgezeichnet und geoffenbart: „Ich bin der Ich bin.“ Und wenn Jesus jetzt ein ganz ähnliche, ja sich deckende Bezeichnung für sich wählt, dann stellt er sich damit an die Seite Gottes. Er spricht so, wie im Buche des Propheten Isaias Gott spricht: „Ihr seid meine Zeugen – Spruch des Herrn, und mein Knecht, den ich erwählte, damit ihr erkennt und mir glaubt und einseht, daß ich bin.“ Oder an einer anderen Stelle: „Darum soll mein Volk meinen Namen erkennen, darum soll es erkennen an jenem Tage, daß ich bin, der da spricht: Ich bin.“ Ebenso unser Herr und Heiland. „Wenn ihr den Menschensohn erhöht haben werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich bin.“ „Wenn ihr glaubet, daß ich bin...“ Diese Redeweise ist also von höchstem Gewicht und von größter Bedeutung. Sie zeigt, daß hier der Herr sich unmittelbar neben den himmlischen Vater stellt.

Für die Erklärung dieser Ansprüche gibt es nur eine Möglichkeit, nämlich entweder spricht hier ein Verrückter, ein Toller, oder es spricht einer, auf den diese Ansprüche in Wahrheit zutreffen. Daß Jesus geistig gesund war, daß er ein normal veranlagter Mensch war, das ist das Zeugnis der Evangelien, dem wir uns mit Sicherheit beugen müssen. Wenn er also nicht ein anmaßender und geistig unnormaler Mensch war, dann kann dieser Hoheitsanspruch nur dadurch erklärt werden, daß er das war, was er zu sein beanspruchte. An uns ist es, meine lieben Freunde, sich diesem Anspruch zu beugen. An uns ist es, niederzufallen und mit Thomas zu sprechen: „Mein Herr und mein Gott!“

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (14)

(Über die Einwände des Unglaubens)

04.08.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor vielen Sonntagen nahmen wir uns vor, die Frage zu beantworten: „Was dünkt euch von Jesus? Wessen Sohn ist er?“ Wir haben die Antwort vernommen, die das gläubige Bewußtsein der Christenheit auf diese Frage zu geben weiß: Jesus ist der Messias, der verheißene Erlöser, der Sohn Davids; er ist der Menschensohn, den Daniel in seiner Vision geschaut hat. Er ist der Gottessohn, in ihm hat die Gottheit sich auf diese Erde begeben, eine menschliche Natur angenommen und in dieser Natur gelebt und gewirkt.

Gegen diese genuine Lehre erhebt sich seit etwa zweihundertfünfzig Jahren der Unglaube. Sogenannte Gelehrte, auf eigene Forschung gestützt, im Banne weltanschaulicher Vorurteile, aufgrund von aprioristischen Voraussetzungen bieten einen anderen Jesus, als die Kirche ihn immer gelehrt hat. Es hat in Deutschland begonnen mit dem Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus. Dieser Mann schilderte Jesus etwa folgendermaßen: Er war ein Jude wie andere Juden, hat die partikularistische, also auf das Judentum beschränkte Erlösungshoffnung geteilt, hat sich als den Erlöser ausgegeben, aber er ist gescheitert. Seine Jünger wollten nicht mehr zu ihrem Beruf zurückkehren, so haben sie seinem Tode eine gesteigerte Bedeutung gegeben, den Leichnam gestohlen und die Kunde ausgegeben, er sei auferstanden. So sei das Christentum entstanden. Dieser selbe Reimarus hat sich zeit lebens als frommer evangelischer Christ ausgegeben. Er besuchte den Gottesdienst und nahm das Abendmahl. Ein wenig später trat in Tübingen der evangelische Theologe David Friedrich Strauß auf. Er erklärte die Entstehung des Christentums aus Mythen und Sagen. Mythen sind Geschichten, erfundene Geschichten selbstverständlich, von Göttern, die auf die Erde kommen und hier auf der Erde ihre Werke verrichten. Diese Geschichten, diese Sagen habe man auf Jesus übertragen und so aus dem harmlosen Nazaräer einen göttlichen Christus gemacht. Das Buch von David Friedrich Strauß, „Das Leben Jesu“, in dem er diese Thesen vortrug, hatte eine ungeheure Wirkung. Seine Wirkung ist, wie wir gleich sehen werden, heute noch nicht beendet.

Nicht wenig davon ab liegt die Hypothese des Thüringer evangelischen Theologen Ferdinand Christian Baur. Er erklärte die Entstehung des Christentums folgendermaßen: Es gab in der Urchristenheit zwei Parteien, die Petrus-Partei und die Paulus-Partei. Die Petrus-Partei war echt jüdisch, hing dem jüdischen Partikularismus an, die Paulus-Partei lehnte das Gesetz ab und wandte sich an die Heiden und vertrat den Universalismus, also die allgemeine Geltung des Christentums. Aus der These (Petrus-Partei) und der Antithese (Paulus-Partei) sei die katholische Synthese entstanden - man merkt, hier steckt der Herr Hegel dahinter! -, die man im Markus- und vor allem im Johannesevangelium vorfindet. Das Evangelium der Petrus-Partei sei das des Matthäus, das Evangelium der Paulus-Partei das des Lukas. So erklärt David Ferdinand Christian Baur die Entstehung des Christentums.

Die letzte Folgerung zog dann Bruno Bauer, ebenfalls ein evangelischer Theologe. Er begann mit der Leugnung der Geschichtlichkeit des Johannes-Evangeliums, dehnte sie dann aus auf die drei anderen Evangelien und kam am Schluß dazu, die Existenz Jesu überhaupt zu leugnen: Jesus hat niemals gelebt. Es habe Vorstellungen von einem Kult-Gott gegeben, und diese Idee von einem Kult-Gott habe man personifiziert in der Gestalt des erfundenen Jesus von Nazareth.

Damit war die Entwicklung nicht abgeschlossen. Im vorigen Jahrhundert war maßgebend der sogenannte „liberale“ Jesus. Eine große Anzahl evangelischer Theologen vertrat den liberalen Jesus. Wie sieht der aus? Nun, das ist ein hochstehender Mensch, ein Muster der Humanität, der Tapferkeit, ein edler, ein feiner, ein erhabener Mensch, aber eben ein Mensch, den man psychologisch zu analysieren versucht, ein Mensch wie andere, aber eben mit einem einzigartigen Gottesverhältnis. Bei diesem Menschen geht es ganz natürlich zu. Alles, was übernatürlich von Jesus ausgesagt wird, ist erfunden. Das ist der liberale Jesus der protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts.

Dieses Jesusbild wurde wieder abgelöst vom „eschatologischen“ Jesus. Der Vater dieses eschatologischen Jesus ist der evangelische Theologe Johannes Weiß. Er stellt sich Jesus etwa folgendermaßen vor: Jesus ist aufgetreten, er ist selbstverständlich eine historische Persönlichkeit, er hat das Reich Gottes verkündet, aber er hat sich getäuscht. Das Reich Gottes ist nicht gekommen. Um es herbeizuzwingen, hat er sterben wollen, hat er seinen Tod gewissermaßen als ein Sühneopfer für das Kommen des Reiches Gottes dargebracht und erwartet, daß er dann nachher, nach seinem Tode, in der Parusie wiederkommen werde. Auch dies ist nicht eingetreten. Das Christentum beruht also auf einer Täuschung, auf einer getäuschten Erwartung. Dieses Jesusbild wurde auch von dem bekannten evangelischen Theologen und Arzt Albert Schweitzer vertreten. Wir haben in Mainz eine Albert-Schweitzer-Straße.

Ein weiteres Jesusbild ist das der Religionsgeschichte. Ich nenne Namen wie Bousset, Greßmann und Gunkel. Man sagt, der Jesus, wie er in den Evangelien geschildert wird, ist entstanden aus verschiedenen Einflüssen. Da sind alttestamentliche Vorstellungen, da sind Gedanken aus den hellenistischen Mysterien und aus der Gnosis, da sind orientalische Mythen von den sterbenden und auferstehenden Göttern zusammengefaßt. In jedem Falle sind die Berichte der Evangelien ganz und gar unzuverlässig, übermalt. Der historische Jesus ist ganz anders gewesen als der Christus des Glaubens.

In unserem Jahrhundert ist der evangelische Theologe Rudolf Bultmann in Marburg aufgestanden. Dieser Mann hat einen ungeheuren Einfluß im Bereich der protestantischen Theologie erreicht. Was tut Rudolf Bultmann, der vor wenigen Jahren erst gestorben ist? Er entfaltet ein Programm der Entmythologisierung. Er knüpft also an David Friedrich Strauß an. Er sagt, in den Evangelien haben wir Mythen vor uns. Mythen sind erfundene Geschichten von Göttern, die auf Erden erscheinen, von Wundern und außergewöhnlichen Ereignissen. Das alles sind Mythen. Wenn man zu Jesus vordringen will, muß man sich von diesen Mythen befreien. Wir wissen von Jesus – nach Bultmann – nur zwei Dinge: daß er gelebt hat und daß er gestorben ist; alles andere sei unsicher, ungeschichtlich. Er zählt dann immer auf, was alles nach seiner Meinung erledigt ist: Erledigt ist die Jungfrauengeburt, erledigt ist die Auferstehung, erledigt ist die Himmelfahrt. Das vertritt der evangelische Theologe Rudolf Bultmann, und in seinem Gefolge vertreten es viele andere evangelische Theologen.

Wir, meine lieben Freunde, werden uns fragen: Warum bleiben diese Menschen Christen? Warum bezeichnen sie sich weiter als Christen? Warum bleiben sie in der Kirche? Warum stiften sie nicht eine neue Religion? Die Erklärung auf diese Fragen lautet folgendermaßen: Viele dieser eben genannten Männer, und auch zahlreiche ungenannte, die ich übergangen habe, haben eine Anhänglichkeit an das Christentum, das ist überhaupt nicht zu bestreiten. Sie glauben, daß das Christentum einen hohen Wert hat, und sie möchten diesen Wert erhalten. Aber da sie ihn nicht in dem kirchlichen Sinne erhalten können, da sie die Dogmen, die Glaubenssätze der Kirche verwerfen, deuten sie den Glauben um, interpretieren sie die Berichte der Evangelien nach ihren Ansichten. Nach Rudolf Bultmann sind die Berichte der Evangelien völlig ungeschichtlich. Es handelt sich hier nur um Bedeutsamkeiten, und diese Bedeutsamkeiten sollen uns dazu helfen, zur Eigentlichkeit der Existenz zu kommen, sollen unser Selbstverständnis ändern, vor allem die eschatologischen, also auf die Endzeit bezogenen. Die Texte des Neuen Testaments wollen eine Forderung sein, unser Selbstverständnis zu ändern. Der Mythos soll also interpretiert, nicht eliminiert werden. Alle diese Berichte der Evangelien, die geschichtlich wertlos sind, haben einen Appellcharakter, sie wollen uns zur Eigentlichkeit der Existenz führen. Es besteht gar kein Zweifel, daß hier die Botschaft des Evangeliums radikal verfälscht wird. Hier ist das Ende des genuinen Christentums gekommen.

Meine lieben Freunde, ich würde von diesen Erscheinungen nicht sprechen, wenn sie auf den protestantischen Bereich beschränkt blieben. Aber seit etwa 1965, seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, haben diese Thesen immer mehr von katholischen Theologen Besitz ergriffen. Wenn Sie einmal die Bücher vergleichen, die dieselben Theologen vor 1965 geschrieben haben und die sie 1985 schreiben, erkennen Sie den fundamentalen Abfall von der damaligen Lehre. Das geht so weit, daß es heute in Amt und Würden befindliche katholische Theologen gibt, die das Christentum radikal aushöhlen. Um einen Namen zu nennen: In Saarbrücken, an der Universität Saarbrücken lehrt der innerlich längst vom katholischen Glauben abgefallene Gotthold Hasenhüttl. Was er vertritt, ist mehr oder weniger ein Atheismus. Er lehrt unbeanstandet, er bildet katholische Religionslehrer aus, und das unter den Augen des zuständigen Bischofs, des Bischofs von Trier. Das muß man wissen, meine lieben Freunde, wenn man die Lage in der Kirche in der Gegenwart verstehen will. Wenn wir von Abfall hören, von der Aufgabe des Priesteramtes, von dem Leerwerden der Priesterseminare, dann braucht uns das überhaupt nicht zu wundern. Solange solche Persönlichkeiten auf Lehrstühlen katholischer Theologie sitzen und die heranwachsenden Priester und Religionslehrer vergiften, solange ist ein Wiederaufstieg unserer Kirche ausgeschlossen. Wenn die Wende einmal kommt, sie muß kommen, so wie auf die Nacht der Tag folgt, wenn die Wende einmal kommt, wird es nur unter größten Verlusten abgehen. Aber das darf die Führung der Kirche, das darf den Heiligen Vater nicht abhalten, die Wende herbeizuführen, wenn die Kirche das bleiben will, was sie sein soll, nämlich die Säule und die Grundfeste der Wahrheit, wenn sie an dem Christus des Glaubens festhalten will, dem Sohne Gottes. Denn alles andere, was diese eben genannten theologischen Lehrer vortragen, ist Gerede. Wer von Christus redet, ohne seine Gottheit und Gleichwesentlichkeit mit dem Vater zu bekennen, der hat um ihn herumgeredet. Wir wollen keinen anderen Christus als den Christus der Dogmen, als den Christus des Glaubens, als den Christus der kirchlichen Lehre. Wer sich aber von dieser Lehre trennt, wer auf eigene Faust es unternimmt, Jesus zu bestimmen, der kommt dann eben zu dem Ergebnis, Jesus sei ein Jude wie alle anderen gewesen oder ein Sozialrevolutionär oder ein politischer Führer oder ein Psychopath. Alle diese Ansichten sind vertreten worden und werden vertreten.

Nein, meine lieben Freunde, es gibt nur die eine Möglichkeit: entweder am Christus der kirchlichen Lehre festzuhalten oder in tausend Irrtümer zu verfallen. Diese eben genannten Ansichten heben sich zum größten Teil selber auf. Die einen sagen – um ein Beispiel zu erwähnen –, ein Mensch, Jesus von Nazareth, ist künstlich hochstilisiert worden, man hat ihn vergöttlicht, indem man ihm eben Dinge und Taten zugeschrieben hat, die er gar nicht begangen hat. Andere sagen genau das Gegenteil: Nein, ein Gott ist vermenschlicht worden. Man hat eine Vorstellung von einem Kultgott gehabt, und diese Vorstellung hat man in eine Person gefaßt, in eine menschliche Person, nämlich in Jesus von Nazareth. Es ist klar, daß diese beiden Konzeptionen sich fundamental widersprechen. Aber so ist es eben, wenn man den Boden der kirchlichen Lehre verläßt.

In Kopenhagen, in der Frauenkirche, steht die wunderbare Christusstatue von Thorwaldsen. Thorwaldsen war ein großer Bildhauer des vorigen Jahrhunderts. Und es kam einmal vor einiger Zeit ein Kunstgeschichtler nach Kopenhagen, um diese Statue zu betrachten. Als er davor stand, sagte er zu einem Begleiter, sie mache auf ihn gar keinen Eindruck. „Ja“, sagte sein Begleiter, „Sie müssen sich niederknien und die Statue von unten betrachten.“ So ist es, meine lieben Freunde. Wenn ich den eigenen Verstand zum Richter über das mache, was Christus gewesen sein kann, was er getan haben mag und was er geredet haben darf, dann wird in ihm auch ein Christusbild entstehen, wie es meinem Sinne entspricht. Wenn ich aber ohne Voraussetzung bereit bin, auf das zu hören, was Gott uns mitteilen will, wenn ich nicht dem Dogma, dem aprioristischen Dogma, dem falschen Dogma der Immanenz huldige, daß nämlich diese Welt geschlossen ist und ein Einbruch des Göttlichen in diese Welt unmöglich ist, wenn ich diesem Dogma nicht huldige, dann kann ich niederknien und sagen zu unserem Herrn und Heiland: „Mein Herr und mein Gott.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, unser Gott und Heiland (15)

(Über die intellektuelle und die moralische Größe Jesu)

18.08.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Selbstbewußtsein Jesu wird bestätigt durch seine Persönlichkeit. Die Person des Jesus von Nazareth ist ein menschlich glaubwürdiges Zeugnis für den Anspruch, den er für sich erhebt. Aber sie ist nicht nur menschlich ein Zeugnis, sie ist auch ein Zeugnis von oben. Sie ist ein gottgegebenes Kriterium, um zu erkennen: Dieser Mensch, Jesus von Nazareth, überschreitet das bloß Menschliche. Er läßt sich in die Grenzen des Menschlichen nicht einschließen. Die Grenzen des Menschlichen sind die Irrtumsfähigkeit, die Sündhaftigkeit, die Beschränktheit. Eben diese Grenzen gelten für ihn nicht. Er ist ein intellektuelles und ein moralisches Wunder.

Jesus ist ein intellektuelles Wunder, das bedeutet, er besitzt eine Weisheit, wie sie Menschenmaß übersteigt. Seine Lehre ist von einer Weite und einer Tiefe, wie Menschen sie nicht erfinden können. Er gibt Antwort auf die brennendsten Fragen des Menschen: Gott und die Welt, Diesseits und Jenseits, Einzelmensch und Gemeinschaft, Leib und Seele; alle Gegensätze sind aufgehoben, alle Werte kommen zu ihrem Recht. Seine Gottesvorstellung ist frei von jeder Einseitigkeit. Es gibt auch andere Gottesvorstellungen. Die Mohammedaner haben auch eine Gottesvorstellung, aber diese Gottesvorstellung ist einseitig. Wir lesen jetzt von Konflikten in Jugoslawien. Mostar ist eine Stadt in Bosnien, eine Stadt, in der Mohammedaner und Katholiken zusammenleben. Es unterhielten sich einmal dort ein Katholik und ein Mohammedaner über die katholische Eucharistielehre. Dagegen machte der Mohammedaner lebhaft Einwände. Da sagte ihm der Katholik: „Ihr Mohammedaner kennt nur Gottes Macht, nicht seine Liebe.“ Jawohl, das ist es. Das Gottesbild Jesu ist nicht einseitig, sondern ausgeglichen. In ihm hat die Majestät Gottes genauso Platz wie seine Menschenliebe, sein Erbarmen wie seine Herrlichkeit. Das Gottesbild Jesu strahlt auf den Menschen über, daß der Mensch seine Nichtigkeit erkennt und gleichzeitig den unsterblichen Wert seiner Seele.

In Jesus ist Religion und Sittlichkeit, Liebe und Gerechtigkeit, Gesinnung und Werk zu einer Einheit zusammengefügt. Das ganze Leben und die ganze Welt wird überstrahlt vom Lichte Gottes. Und doch behält alles seinen Wert, verliert nichts seine Würde und seine Bedeutung. Die Lehre Jesu ist nicht zeitlich, räumlich oder national beschränkt. Selbstverständlich hat Jesus als Mensch in einem bestimmten Milieu wirken müssen, das war das Milieu des Judentums in der Zeit, in der die Römer Judäa besetzt hielten. Er hat sich der aramäischen Sprache bedient, aber diese Sprache ist nur der Leib für das, was er zu sagen hat, ist nur die Form, in die er seine Gedanken gießt. Er lebte in einem bestimmten Volke, er hat sein Volk geliebt und gekannt und doch seine Engherzigkeit nicht geteilt. Seine Lehre überschreitet völkische Grenzen, übersteigt nationale Schranken. Er ist der Zeitgenosse aller Nationen, und er ist der Bürge für eine jede Schicht des Volkes. Menschen jeden Standes, jeder Bildung, jeden Alters sind fähig, seine Lehre zu begreifen. Sie ist auf keine Schicht und auf keine Gruppe zugeschnitten und erschöpft sich nicht in einer bestimmten Klasse.

Diese Lehre hat er von niemandem übernommen. Er ist nicht in die Schule gegangen zu den Rabbinern, wie Paulus. Er hat aber auch keine außerjüdischen Einflüsse aufgenommen. Es ist zwar immer wieder behauptet worden, daß er in Ägypten gewesen und dort gelehrt worden sei und daß er persische Einflüsse aufgenommen habe; das sind Phantasien, die jeden Beweises entbehren. Die Zeitgenossen Jesu haben sich gewundert: Wie versteht dieser die Schrift, da er sie doch nicht gelernt hat? So

fragen die Massen, und voll Verwunderung sagen sie: Ja, ist das nicht der Sohn des Josef; das ist doch ein ganz armer Mann, ein Arbeiter. Woher hat er das alles? Seine Weisheit ist eingegossen, nicht angelehrt. Diese Weisheit, die der Herr in sich trägt, versteht er in einer geschickten Weise zu vermitteln. Seine Rede ist anschaulich, die unscheinbarsten Begebenheiten des Lebens werden ihm zu Gleichnissen für Höheres. Denken wir an die wunderbaren Gleichnisse vom Sauerteig oder von der verlorenen Drachme oder von der selbstwachsenden Saat, vom Weinberg und von den Weinbergarbeitern. Da greift er Lebensvorgänge seiner Umgebung auf und sagt in ihnen die tiefsten Wahrheiten aus. Seine Pädagogik ist voll Anmut und voll Autorität. Diese beiden Züge haben die Zeitgenossen an seiner Lehre gerühmt, die Anmut, also die Schönheit und die Ausgeglichenheit seiner Lehre, und die Autorität. Er lehrte nicht wie die Schriftgelehrten, sondern wie einer, der Macht hat. Das ist das intellektuelle Wunder Jesu von Nazareth.

Ihm stellt sich an die Seite das moralische Wunder. Jesus war der Sündenlose. Er konnte die Frage stellen, die noch niemand zu stellen gewagt hat: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ Das wäre eine Anmaßung, das wäre Arroganz, wenn es nicht der Wahrheit entspräche. Nun haben die Zeitgenossen und die Nachfahren versucht, Jesus etwas anzuhängen. Das ist durch alle Jahrhunderte geschehen. Man hat ihn verdächtigt wegen seiner Sabbatverletzungen, aber er hat eben in der Vollmacht des Vaters die Gewalt, das Sabbatgesetz, das Sabbatgebot authentisch zu interpretieren, und er weist seine Kritiker mit Recht in die Schranken: „Wer von euch, dem am Sabbat ein Ochse oder ein Esel in die Grube fällt, zerrt ihn nicht augenblicklich wieder heraus?“ Er wartet doch damit nicht bis auf den nächsten Tag. Er zeigt also die Grenzen, die gerechtfertigten Grenzen des Sabbatgebotes.

Man hat ihn verdächtigt wegen seiner Ehelosigkeit, und es blieb sogenannten katholischen Theologen der Gegenwart vorbehalten, ihn mit Maria Magdalena ins Gerede zu bringen. An den Berichten der Evangelien prallen alle solche Verdächtigungen ab. Die hassenden Feinde haben nichts Ernsthaftes an ihm finden können. Sie haben ihn des Teufelspaktes verdächtigt, aber sie konnten ihren Verdacht nicht beweisen. „Durch Beelzebul, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus.“ So suchen sie in ihrem verkehrten Sinn seine gottgegebene Gewalt über die Dämonen zu erklären. Aber diese Erklärung versagt, denn der Herr weist sie zurecht: „Wenn ich durch Beelzebul die Teufel austreibe, durch wen treiben sie dann eure Söhne aus?“ Sind das auch solche, die den Beelzebul hinter sich haben und von ihm die Gewalt entliehen haben? Seine Richter finden keine Schuld an ihm. Pilatus hat es mehrfach hervorgehoben: „Ich finde keine Schuld.“ Er hätte ja gerne eine gefunden, um ihn verurteilen zu können, aber er fand keine. Und auch der Verräter Judas mußte gestehen: „Ich habe unschuldiges Blut verraten.“ Nun verlieren manchmal große Menschen, wenn man sie aus der Nähe betrachtet, und die Jünger haben ja doch in vertrautem Umgang mit Jesus gelebt. Aber auch sie bezeugen mit dem ersten Petrusbrief: „Er war der Heilige und Gerechte, an dem sich keine Sünde fand.“

Er war der Sündlose, er war aber auch gleichzeitig der Tugendhafte. In Jesus sind die Tugenden vereint. Er ist nicht einer, der bestimmte Tugenden auf Kosten anderer kultiviert, wie es bei uns der Fall ist. Bei uns mag der eine oder der andere diese oder jene Tugend haben auf Kosten anderer Tugenden, die ihm fehlen. Jesus ist starkmütig, aber nicht hart, er ist liebevoll, aber nicht sentimental, er ist demütig und gleichzeitig von majestätischer Hoheit. Er hat Verständnis für alles, aber er verläßt nicht den heiligen Ernst. Seine Tugend ist ausgeglichen und ausgewogen. Sie ist auch nicht durch Krisen hindurchgegangen, sie ist ungezwungen. Es gibt keine Entwicklung in dieser Tugend, nicht irgendwelche asketische Klimmzüge, sondern die Tugenden sind sein selbstverständlicher Besitz. Die Tugenden hat er in seinem Leben bewährt; andere Menschen müssen einen Irrtum bekennen. Jesus brauchte nichts zurückzunehmen. Er hat niemals gesagt - was ja einen Menschen nicht schändet -, er hat niemals gesagt: Ich habe mich getäuscht, oder ich habe mich geirrt. Er hat auch niemals gesagt: Das muß ich bereuen. Er hat die Menschen aufgefordert, ihre Sünden zu bekennen, aber er selbst ist reuelos in seinem Leben und in seinem Tod. Jesus war das Urbild und das Vorbild aller Tugenden. Er war wahrhaftig ein moralisches Wunder.

Beide Seiten der Persönlichkeit Jesu, seine intellektuelle Größe und seine sittliche Reinheit, zeigen, daß ihm zu glauben ist, wenn er den Anspruch erhebt, von Gott gekommen zu sein. Diese beiden

Seiten seiner Persönlichkeit machen seinen Anspruch glaubwürdig und befestigen uns in der Überzeugung, daß wir es hier mit einem Menschen zu tun haben, in den Gottes Weisheit und in den Gottes Heiligkeit eingegangen sind. Er ist jener Mensch, von dem wir sagen können, wie der Hauptmann am Kreuze: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Wundertaten des Herrn (1)

(Über die Leugnung der Wunder Jesu)

25.08.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Leben Jesu war ein wunderbares Leben. Vom Stern der Magier bis zu dem Erdbeben bei seinem Tode reiht sich Wunder an Wunder. Die Evangelien sprechen an 20 Stellen in allgemeiner Weise davon, daß Jesus Wunder gewirkt hat. Im einzelnen werden 35 Wundertaten von ihm berichtet. Ein Wunder wird von allen vier Evangelien verzeichnet, nämlich die Brotvermehrung, 12 von drei, 6 von zwei Evangelien, die übrigen nur von einem Evangelium. Unter den Wundertaten des Herrn befinden sich drei Totenerweckungen, sechs Naturwunder, die übrigen sind Krankenheilungen und Dämonenaustreibungen.

Gegen die Wunder im Leben Jesu sind von Anfang an bis zur heutigen Stunde Einwände erhoben worden. Im katholischen Bereich haben bis etwa zum Zweiten Vatikanischen Konzil die Theologen, soweit ich sehe ohne Ausnahme, an der Wirklichkeit der Wunder Jesu festgehalten. Darin hat sich ein grundstürzender Wandel vollzogen. Heute wird im katholischen Bereich ein Buch kolportiert von einem Herrn Weiser mit dem Titel: „Was die Bibel Wunder nennt“, in vierfacher Auflage vertrieben, in dem die meisten Wunder Jesu als Legenden bezeichnet werden. Vor kurzem wurde ein Mann auf einen Bischofsstuhl befördert, der, als er Professor war, jedenfalls die Naturwunder Jesu rundweg abgelehnt hat. Er heißt Kasper und ist jetzt Bischof von Rottenburg. Die Leugnung der Wunder Jesu kommt aus einem Dogma, aus einem Rationalistendogma, und dieses Rationalistendogma lautet: Wunder kann es nicht geben. Es gibt einen geschlossenen Naturablauf, und der duldet keine Ausnahme.

Die Wunder, die in den Evangelien berichtet werden, sind keine äußerliche Zutaten, sind nicht Einsprengsel in die Evangelien, die man auch herausnehmen könnte, sondern wer die Wunder aus den Evangelien entfernt, der zerstört die Evangelien. Sie sind mit dem Aufbau und dem Zweck und dem Charakter der Evangelien untrennbar verknüpft. Sie lassen sich nicht einmal von den Worten Jesu trennen. Die Worte Jesu sind mit seinen Wundern verbunden. Zum Beispiel benutzt er den wunderbaren Fischfang, um den Aposteln ihre Aufgabe, ihre Apostel Aufgabe zu erklären. Johannes der Täufer, der anfragt, ob Jesus der Erwartete sei, bekommt nicht die Antwort: Hört auf meine Worte, sagt ihm von meiner Lehre, sondern Jesus sagt den beiden Abgesandten: „Meldet dem Johannes, was ihr seht und hört: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird Frohbotschaft verkündet.“ Und als der Herr über die beiden Städte Chorazin und Bethsaida das „Wehe!“ herabrufft, da sagt er nicht: Diese beiden Städte haben meine Botschaft nicht angenommen, das ist bedauerlich, sondern er ruft das „Wehe!“ über sie herab, weil in diesen Städten so viele Wunder geschehen sind. „Weh euch, Chorazin, weh euch, Bethsaida. Wären in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan.“ Der Herr selbst also legt entscheidenden Wert auf seine Wundertaten. Sein Leben wird unverständlich, wenn man die Wunder aus ihm entfernt. Die Begeisterung seiner Jünger, die treue Anhänglichkeit an den Meister erklärt sich nicht bloß aus seinen wunderbaren Reden, sondern ihr Glaube entzündete sich, wurde angeregt und bekräftigt durch seine Machttaten. Die Ergriffenheit und das Staunen des Volkes lassen sich ohne die Wunder überhaupt nicht erklären. Nicht die Worte haben sie hingerissen, sondern seine machtvollen Taten. Der Haß der Gegner, das verlegene Zögern, gegen ihn

vorzugehen, wird nur verständlich, wenn er im Besitz einer wunderbaren Gewalt war. Und seine Gegner haben ja auch seine Wunder gar nicht geleugnet, sie haben sie nur auf den Teufel zurückgeführt.

Die Besseren unter den Leugnern der Wunder versuchen einige zu retten, und das versucht auch Kasper. Sie sagen, Krankenheilungen hat Jesus vorgenommen, aber natürlich keine Naturwunder. Nun, meine lieben Freunde, die Naturwunder im Evangelium sind genauso beglaubigt wie die Krankenheilungen. Es besteht historisch und philologisch gesehen überhaupt kein Grund, die einen anzunehmen und die anderen abzuweisen. Wenn man nicht der vorgefaßten Meinung ist, daß solche Dinge nicht möglich sind, dann muß man sagen, entweder ist beides geschehen oder gar nichts. Man behauptet dann, um die Wundertaten Jesu möglichst zu eliminieren, es lasse sich in der Tradition ein Wachsen, ein Zunehmen, eine Vermehrung der Wunderberichte feststellen. Zunächst seien wenige Wunderberichte dagewesen, aber dann habe man sie vermehrt, neue dazu erfunden, bisherige ausgeschmückt. Meine lieben Freunde, diese These scheitert daran, daß das älteste Evangelium am meisten Wunder enthält. Das älteste Evangelium ist jenes nach Markus; es ist geradezu das Evangelium der Wunder, und das jüngste Evangelium, nämlich das des Johannes, enthält am wenigsten Wunder, nur fünf. Also das führt nun diese These wirklich ad absurdum. Nicht ein Wachsen in der Zahl der Wunderberichterstattung ist zu beobachten, sondern ein Abnehmen.

Die Wunderberichte der Evangelien sind von einer Nüchternheit und Klarheit, wie sie allen Legenden fehlen. Hier wird auf ganz diskrete Art geschildert, was vorgegangen ist. Die Legende malt aus, vergrößert. Wir haben ja solche Legenden, auch Legenden von Jesus in den apokryphen Evangelien. Da wird erzählt, daß der Knabe Jesus aus Lehm Vögel gebildet habe, sie in die Luft geworfen habe, und dann seien sie lebendig geworden. Das sind Mätzchen, nicht wahr, das sind Legenden. Und diese Legenden hat die Kirche abgewiesen. Sie hat diese Evangelien als apokryph, das heißt als verworren, als unecht, abgelehnt. Dagegen in den echten Evangelien, da wird alles in einer ganz schlichten, einfachen Sprache dargeboten, so, wie eben Erzähler berichten, die Augenzeugen gewesen sind. Denken Sie nur an die Geschichte von dem Kranken, der nicht zu Jesus kommen konnte, weil die Menge ihn umdrängte, die dann eben auf den Ausweg verfiel, das Dach abzudecken und ihn vom Dach herunterzulassen.

Alle Berichte über Jesus sprechen von seinen Wundertaten. Die Predigten des Petrus sind älter als die Evangelien. Bevor Evangelien geschrieben wurden, haben die Apostel gepredigt, und in den Petrus-Predigten, die uns in der Apostelgeschichte aufbewahrt werden, wird der Erweis der göttlichen Sendung Jesu nicht mit der Wahrheit seiner Lehre begründet, sondern mit seinen Machttaten. Gott hat ihn beglaubigt, indem er ihn mit Macht ausgerüstet hat. Sogar die jüdischen Quellen müssen zugeben, daß Jesus ein Wundertäter war. Nur sagen sie, er habe sie durch Zauberei vollbracht. So steht es im Talmud. Auch die nachapostolischen Schriften bezeugen die wunderwirkende Tätigkeit Jesu, z. B. die Schrift des Quadratus, und selbst die Heiden haben an der Wundertätigkeit Jesu nicht gerüttelt. Einer der Hauptgegner des Christentums, der Heide Celsus, bestreitet keineswegs, daß Jesus Wunder gewirkt hat, aber er verfällt auf denselben Ausweg wie die Juden; er sagt, sie seien durch Zauber gewirkt worden.

Die Wunder Jesu lassen sich aus seinem Leben nicht herausnehmen. Wer das tut, zerstört die Evangelien in ihrem Kern. Es ist auch nicht möglich, die einen Wunder beizubehalten und die anderen fallenzulassen. Entweder man behält alle Wunder bei, oder man gibt sie alle preis. Denn die Krankenheilungen, die von manchen zugegeben werden, lassen sich durch natürliche Kräfte erklären. Man sagt, durch Suggestion, also durch seelische Beeinflussung hat Jesus wie andere, z.B. der Kaiser Vespasian oder Appolonius von Tyana, Kranke geheilt. Meine lieben Freunde, es mag ja sein, daß Leiden, die auf seelische Ursachen zurückgehen, auch durch seelische Kräfte geheilt werden können. Das mag sein, obwohl wir heute glücklich wären, wenn wir solche Heiler hätten, die allein mit der Kraft der Seele auf seelische Leiden zurückgehende körperliche Leiden heilen können. Aber damit wird man immer nur funktionelle Störungen heilen können, also Krankheiten, die in der Funktionschwäche eines Organs begründet sind, niemals organische Leiden. Welche Krankheiten aber hat Jesus geheilt? Die verkrümmte Frau, die seit vielen Jahren einen Buckel hatte, das ist keine funktionelle Störung, das ist eine organische Krankheit. Der Mann mit der verdorrten Hand, dem die Sehnen ein-



getrocknet oder zerstört waren, die Aussätzigen mit vorgeschrittenem Aussatz, der Mann mit der Wassersucht, der wahrscheinlich schwer Tuberkulose am Bethesda-Teiche in Jerusalem, die gewaltsame Verletzung wie jene des Knechtes des Hohenpriesters, das sind keine funktionellen Störungen, das sind organische Krankheiten, und Jesus hat sie geheilt, augenblicklich, dauernd, ohne Vorbereitung, durch einen bloßen Willensentschluß. Er hat sie geheilt auf Entfernung hin, wie die Tochter der Syrophönizierin oder den Knecht des Hauptmanns von Kapharnaum.

Der Herr hat Wundertaten vollbracht, die sich nicht bestreiten lassen. Besonders sperrig sind die Dämonenaustreibungen. Man will die Dämonenaustreibungen auf Krankheitsfälle zurückführen. Man sagt, damals habe man bestimmte Krankheiten, wie manisches Irresein, Epilepsie, Melancholie auf dämonische Einflüsse zurückgeführt. Ja, aber wenn es Krankheiten waren, die nicht auf dämonische Einflüsse zurückgehen, dann hat der Herr sie eben als Wunderheiler beseitigt, dann hat er zwar nicht Dämonen ausgetrieben, sondern Wunder gewirkt, nämlich weitere Heilungswunder. Aber in der Tat lassen sich nicht alle Dämonenaustreibungen auf diese Weise erklären. Es gibt Dämonen, widergöttliche Mächte, es gibt die Möglichkeit, daß diese widergöttlichen Mächte Einfluß gewinnen auf den Körper des Menschen, und es gibt auch die Möglichkeit, daß die Macht des Namens Jesu diesen widergöttlichen Mächten Einhalt gebietet. Wer die Dämonenaustreibungen aus dem Leben Jesu entfernt, der nimmt ihm eine entscheidende Funktion seiner messianischen Tätigkeit, denn er ist gekommen, die Bollwerke des Teufels zu zerstören, und diese Zerstörung war nirgends wirksamer als da, wo er unmittelbar im Angriff gegen die Dämonen tätig war.

Es ist auch nicht wahr, wenn man sagt, Jesus habe nur da Wunder wirken können, wo er Glauben fand, Glauben gewissermaßen als die Bereitschaft, sich suggestiven Einflüssen auszusetzen. Der Glaube, den Jesus fordert, ist nicht die Suggestionsbereitschaft, sondern die Willigkeit, die Botschaft von Gott, von seinem Reiche anzunehmen und sich dessen Kundgebungen zu beugen. Die Suggestionsbereitschaft fand er in Nazareth auch, aber er fand nicht den Glauben, und deswegen hat er dort auch nur wenige Wunder gewirkt.

Es muß also, meine lieben Freunde, dabei bleiben: Das Leben Jesu war ein wunderbares Leben. Er war ein Mann, bezeugt durch Machttaten und Zeichen, die er vor allem Volke gewirkt hat. Und diese Machttaten und Zeichen lassen sich nicht durch natürliche Kräfte erklären. Hier ist ein anderer als Vespasian oder als Appollonius von Tyana. Hier ist der menschengewordene Gottessohn, den der Vater mit der Kraft der Allmacht ausgerüstet hat.

Als einmal seine Gegner sein Wunderwirken auf den Teufel zurückführen, da sagt Jesus: „Wenn ich mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Ja, wahrhaftig, das Reich Gottes ist zu uns gekommen in Jesus, unserem Heiland, in seiner Lehre und in seiner Wahrheit, aber auch in seinen Machttaten und in seinen Wundern.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Wundertaten des Herrn (2)

(Einwände gegen die Wahrheit der Evangelien)

01.09.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt kein Evangelium ohne Wunder. Wer die Wunder aus dem Evangelium herausreißt, zerstört das Evangelium. Es ist dann redlicher, sich ganz vom Evangelium loszusagen. Die Wunder Jesu wurden von seinen Gegnern nicht geleugnet. Sie haben sie nur auf diabolische Kräfte zurückgeführt. Bezweifelt haben sie die Tatsächlichkeit der Wunder nicht. „Durch Beelzebul, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus.“ Zu dieser Diffamierung kamen sie durch folgende Überlegungen. Die Gegner Jesu waren an ihm irre geworden; er entsprach ihrem Messiasideal nicht. Seine Herkunft kannten sie. „Ist er nicht des Zimmermanns Sohn?“ Der Messias aber, auf den sie warteten, ist ein ganz unbekanntes Wesen, da weiß man nicht, wo es herkommt. Also kann Jesus nicht der Messias sein. Außerdem war sein Auftreten anders, als sie es sich vorstellten. Er ging mit Zöllnern und Sündern um, er aß und fastete nicht, so daß man ihn einen Fresser und Weinsäufer schalt. Er beobachtete nicht das Gesetz und übertrat das Sabbatgebot. Das kann der Messias nicht sein, also mußten seine Wunder, die ja nicht geleugnet werden konnten, auf teuflische Kräfte zurückgeführt werden.

Die ganze Persönlichkeit Jesu, die Lauterkeit und die Echtheit seines Wesens erhebt gegen eine solche Zuweisung Einspruch. Seine Wunder dienen der Verherrlichung Gottes. Die Umstände und der Zweck seiner Wunder zeigen, daß nicht diabolische Kräfte sie hervorgerufen haben können. Er lehnt alle Wunder ab, die als Schauwunder zu gelten haben. Er ist ja selbst in dieser Hinsicht versucht worden. Der Teufel hat ihm zugemutet, Steine in Brot zu verwandeln und sich von der Zinne des Tempels zu stürzen, also unerhörte Wunder zu wirken, die die Massen hätten zur Begeisterung hinreißen müssen. Jesus lehnt derartige Wunder ab. Seine Wunder haben nichts von stolzer Überheblichkeit und Verlogenheit; jede Schaustellung und jede Selbstsucht fehlt ihnen; alles Sinnlose und Kindische ist weit entfernt von den Wundern Jesu. In ihnen spricht Gott zu den Menschen. Die Wunder Jesu müssen schon deswegen auf Gott zurückgeführt werden, weil sie derartig sind, daß nur der Herr über Leben und Tod, wie wir etwa heute im Evangelium gehört haben, Tote dem Leben zurückgeben kann.

Dennoch werden gegen die Wunder Jesu Einwände erhoben. Die Frage ist: Hat Gott mit diesen Wundern seinen Christus beglaubigen wollen? Sind sie Glaubwürdigkeitskriterien? Sind sie ein Beweis für die Echtheit, nämlich für den göttlichen Ursprung der Sendung Jesu? Nicht alle Wunder dienen apologetischen Zwecken. Das Wunder des heutigen Evangeliums ist offenbar vom Herrn gewirkt worden aus Erbarmen. Der Text sagt ja: „Er ward von Mitleid gerührt mit der Witwe, der der einzige Sohn gestorben war.“ Aber wiederum nicht alle Wunder können auf Güte, auf Erbarmen und auf Mitleid allein zurückgeführt werden. Es gibt eine Menge Wunder, die apologetische Bedeutung haben, die also die göttliche Sendung Jesu erweisen wollen, in denen Gott selbst für seinen Sohn Christus eintritt.

Diese Seite der Wunder ist besonders stark herausgearbeitet worden vom Evangelisten Johannes. Das Wunder von Kana ist ein Beispiel dafür. „So machte Jesus den Anfang seiner Wunder, und seine Jünger glaubten an ihn.“ Sie glaubten an ihn, eben nicht nur, weil sie ihn gehört hatten, weil sie sein Wort vernommen hatten, weil seine Verkündigung an ihr Ohr gedungen war, sie glaubten an ihn, weil er eine Machttat, eine ungeheure, eine unerwartete, eine unerhörte Machttat vor ihren Augen vollbracht hatte. Ähnlich ist es bei der Heilung des Blindgeborenen. Auch diese große Wundertat war ein

Zeichen. Bei Johannes werden die Wunder Jesu „Semeia“, das ist das griechische Wort, genannt, und „semeia“ heißt Zeichen. Sie zeigen also auf etwas hin. Und auf was zeigen sie hin? Sie zeigen darauf hin, daß dieser Mensch Jesus von Nazareth ein Gottgesandter, ja Gottes Sohn ist. „Wäre dieser nicht von Gott“, so sagt der geheilte Blindgeborene, „so könnte er nicht solche Wunder wirken.“

Aber nicht nur im Johannesevangelium ist das Wunder ein Mittel der Beglaubigung der Wirklichkeit Jesu Christi. Auch bei den Synoptikern, also bei den drei anderen Evangelisten, ist es so. Wenn Jesus auf die Frage Johannes' des Täufers: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“, wenn er auf diese Frage nicht sagt: Ihr habt doch meine Verkündigung gehört, sondern wenn er sagt: „Geht hin und meldet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Taube hören, Tote stehen auf, Kranke werden geheilt, Armen wird Heilsbotschaft verkündet. Heil dem, der sich an mir nicht ärgert.“ Wenn er das sagt, dann verweist er eben auf seine Taten. An den taten soll Johannes erkennen, ob er der Kommende ist oder nicht. Die Taten zeugen für ihn. Und ähnlich ist es...

(Hier bricht die Aufnahme ab.)

Prof. Dr. Georg May

## Die Wundertaten des Herrn (3)

(Über die Erscheinungen des Auferstandenen)

08.09.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Über die Erscheinungen des Auferstandenen berichten alle Schriften des Neuen Testaments. An erster Stelle stehen selbstverständlich die vier Evangelien. Im Matthäusevangelium werden zwei Erscheinungen berichtet. Die erste geschah vor den Frauen, die zum Grabe eilten, also in Jerusalem, die zweite geschah vor den elf Aposteln in Galiläa. Da hat der Herr ihnen den großen Missionsbefehl erteilt: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ Im Markusevangelium wird ebenfalls von dem Gang der Frauen zum Grabe berichtet: Maria Magdalena, Maria Jakobi. Im sogenannten Markus-Schluß, der nach der Meinung vieler Gelehrter nachträglich angefügt ist, wird von drei Erscheinungen gesprochen, einmal vor Maria Magdalena, dann vor den beiden Jüngern, den Emmausjüngern, und schließlich vor den Elfen. Das Lukasevangelium meldet keine Erscheinung vor den Frauen. Es berichtet nur, daß die Apostel das, was die Frauen sagten, als leros bezeichneten; das ist eine sehr respektlose Äußerung, nämlich als Weibergeschwätz. Es werden im Lukasevangelium dafür drei andere Erscheinungen berichtet, nämlich vor den Emmausjüngern, dann vor den Elfen und bei der Himmelfahrt, als der Herr ihnen die letzten Weisungen gab. Im Johannesevangelium sind es vier Erscheinungen, die gemeldet werden, nämlich einmal vor Maria Magdalena, dann vor den Elfen ohne Thomas, und acht Tage später vor den Elfen mit Thomas, und schließlich noch vor sieben Jüngern in Galiläa.

In der Apostelgeschichte ist oft die Rede, daß Gott seinen Knecht Jesus erweckt hat und ihn den vorbestimmten Zeugen erscheinen ließ. Vor allem in den Predigten des Petrus wird häufig von den Erscheinungen des Herrn berichtet. Ein besonderes Zeugnis legt der Apostel Paulus im ersten Brief an die Korinther ab. Dort spricht er von sechs Erscheinungen, die erste vor Petrus, von ihm als Kephas bezeichnet, denn das Wort Petrus ist ja die Übersetzung des hebräischen Wortes Kephas, und das Wort Kephas heißt Fels, die zweite vor den Elfen, die dritte vor fünfhundert Brüdern, „von denen die meisten noch leben“, sagt er; man kann also hingehen und sie fragen, dann die Erscheinung vor Jakobus, vor sämtlichen Aposteln die fünfte und die sechste und letzte vor ihm, der gewissermaßen eine Fehlgeburt ist, weil er die Kirche Gottes verfolgt hat. Paulus will keine lückenlose Aufzählung der Erscheinungen geben, sondern er berichtet nur von den Erscheinungen vor den autoritativen Zeugen, und zu den autoritativen Zeugen zählen die Frauen nicht, aber auch nicht die Emmausjünger. Er hat also sicher noch weitere Erscheinungen gekannt, aber in seine Aufzählung hat er sie nicht aufgenommen.

Nun wird behauptet, daß diese Berichte über die Erscheinungen uneinheitlich seien, unklar, unstimmig, und man weist auf die Unterschiede zwischen den einzelnen Berichten hin. Nach zwei Evangelisten gingen drei Frauen zum Grabe, nach einem Evangelisten zwei und nach dem Evangelisten Johannes eine. Markus und Lukas berichten von drei Frauen, Matthäus von zweien und Johannes von einer. Auch über die Engelercheinung sind die Berichte unterschiedlich. Die einen sprechen von zwei Engeln, andere von einem Engel. Die Reaktion der Jünger auf die Berichte der Frauen wird verschieden geschildert; sie waren skeptisch, sie trauten dem nicht, was ihnen gesagt wurde, und andere wieder sagen, nein, sie haben sich sehr gefreut, sie sind in Jubel ausgebrochen über diese Meldung, daß der Herr nicht mehr im Grabe, sondern auferstanden sei.

Sind diese Verschiedenheiten ein Anlaß, an der Zuverlässigkeit der Berichte des Neuen Testaments zu zweifeln? Stehen sie im Gegensatz zueinander, und gefährden sie unseren Glauben an die Wahrheit des evangelischen Zeugnisses? Zunächst einmal ist klar, meine lieben Freunde, daß zwei Tatsachen von allen Berichten einheitlich und ohne Ausnahme bezeugt werden, nämlich erstens: Das Grab ist leer und zweitens: Der Begrabene ist vielen Zeugen lebendig erschienen. In diesen beiden Grundtatsachen besteht überhaupt kein Unterschied. Bei den Begleitumständen sind Unterschiede festzustellen, aber ich sage: Unterschiede sind keine Gegensätze. Wenn jemand über ein Ereignis berichtet, dann ist sein Bericht von zwei Fakten abhängig, erstens von seinem Standort, also von dem, was er sehen konnte, denn wenn man einen verschiedenen Standort hat, wird man auch verschiedene Bilder einfangen, und zweitens von seinem Interesse. Wenn man ein verschiedenes Interesse hat, wird man nur über das berichten, woran man Interesse hat. Und diese Grundsätze – Verschiedenheit des Standortes, Verschiedenheit des Interesses – muß man eben auf die Evangelien anwenden. Wer nur das Zeugnis, das der Engel über Jesus ablegte, wiedergeben will, der erwähnt den anderen Engel, der stumm blieb, überhaupt nicht. Aber darin ist kein Gegensatz zu sehen. Es kam ihm eben nur auf den Engel an, der etwas gesagt hat. Damit will er nicht leugnen, daß noch ein anderer Engel zugegen war.

Und was die Frauen angeht, die zum Grabe gingen, so ist nun einmal unter ihnen eine von hervorragender Bedeutung gewesen, das ist Maria Magdalena. Sie ist eine der bedeutendsten Frauen der Urgemeinde gewesen, und auf deren Bericht legte man eben gesteigertes Gewicht. Die anderen Frauen sind fast unbekannt. Wer weiß etwas von der Johanna oder von der Salome, das ist die Mutter des Johannes und des Jakobus? Von diesen Frauen ist gar nichts oder wenig bekannt, aber Maria Magdalena kannte jeder. Deswegen wird einhellig das Zeugnis der Maria Magdalena angeführt. Wenn die Apostel von den einen Berichten als skeptisch, von den anderen als erfreut hingestellt werden, so mag ich darin keinen Gegensatz finden. Natürlich waren sie zunächst skeptisch, aber als sie sich dann eben vergewissert hatten, da wurden sie von Freude erfüllt. Ihre Skepsis war berechtigt, denn es war ein ungeheures Ereignis, was da von ihnen zu glauben verlangt wurde, und deswegen haben sie es nachgeprüft. Und nachdem die Prüfung stattgefunden hatte und mit positivem Erfolg beendet war, dann kam die Freude auf. Also ein Gegensatz ist da nicht zu finden.

Alle diese verschiedenen Fakten, die von dem Auferstandenen berichtet werden, sind in die Abfolge der Ereignisse einzufügen. Es sind Teilausschnitte, die sich zu einem Gesamtbild zusammenfügen lassen. Die Apostel und die Evangelisten berichten summarisch oder das, was ihnen besonders am Herzen gelegen war. Sie wollen damit andere Berichte nicht ausschließen. Wenn die Verfasser der Evangelien und diejenigen, die dann den Kanon der Heiligen Schrift zusammenstellten, gemeint hätten, das seien Widersprüche, dann hätten sie ja das eine oder andere Evangelium weglassen können. Nein, sie waren überzeugt, daß man alle diese Berichte nahtlos zueinanderfügen kann.

Es wird dann behauptet, die Erscheinungen in Jerusalem seien sekundär, also später eingetragen, aus apologetischem Interesse erfunden. Es habe nur Erscheinungen in Galiläa gegeben, wohin der Herr seine Apostel durch die Weisung an Maria Magdalena vorausgehen ließ. Nun, die Leugnung der Erscheinungen in Jerusalem hat einen deutlichen Zweck. Man leugnet diese Erscheinungen, weil man erstens die Zeit braucht, einen längeren Zeitraum benötigt, um die Entstehung der Erscheinungen zu erklären, und zweitens, weil man einen anderen Ort braucht als Jerusalem. Man braucht mehr Zeit. Wenn man nämlich die Erscheinungen als Einbildungen der Apostel erklärt, als subjektive Visionen, als Halluzinationen, dann muß, damit die Apostel zu solchen Einbildungen fähig waren, erst ein Umschwung in ihrer Seele eingetreten sein. Sie waren ja deprimiert und niedergeschlagen, verzagt und verzweifelt nach dem Tod des Herrn, und man wird nicht plötzlich aus einem verzagten Menschen zu einem hoffnungsvollen. Man wird nicht plötzlich aus einem feigen Menschen zu einem tapferen. Es braucht also längere Zeit dazu. Und deswegen, wegen dieser vorgefaßten Meinung, daß es sich um subjektive Visionen handelte, müssen die Leugner einen längeren Zeitraum zwischen der Hinrichtung des Herrn und diesen Visionen annehmen, müssen also leugnen, daß sie schon am dritten Tage den Aposteln widerfahren sind.

Ähnlich ist es mit dem Ort. Ja, sagt man, die subjektiven Visionen konnten sich nur da ereignen, wo die Erinnerung an die schönen Zeiten des gemeinsamen Lebens mit dem Herrn in den Aposteln

aufstieg, und diese schönen Zeiten waren eben nicht in Jerusalem, sondern in Galiläa fixiert. Da sind sie mit dem Herrn gewandelt, auf den Fluren von Galiläa, am See Genesareth. Und deswegen können, so sagen diese Leugner, können die Erscheinungen nicht in Jerusalem stattgefunden haben.

Diese Aufstellungen, diese falschen Aufstellungen, scheitern an einer unwiderlegbaren Tatsache, nämlich daß alle Berichte ohne Ausnahme und ohne Unterschied die Erscheinungen mit dem dritten Tage nach der Hinrichtung des Herrn beginnen lassen. Nicht drei Wochen später und auch gar nicht drei Monate, sondern am dritten Tage nach der Hinrichtung sind den Aposteln die Erscheinungen widerfahren. Sie kamen von außen, nicht von innen. Und weil sie am dritten Tage geschehen sind, so ist das ein Zeichen dafür, daß sie in Jerusalem geschehen sein müssen; denn am dritten Tage waren die Apostel noch in Jerusalem. Und alle Evangelisten legen Wert darauf, die Erscheinungen in Jerusalem zu berichten, vor allem die Erscheinung vor Kephas. Der Apostel Paulus stellt diese Erscheinung mit Absicht an die erste Stelle, denn Kephas war eben die führende Gestalt der Urgemeinde, und seine Erscheinung ist nur in Jerusalem denkbar. Am dritten Tage ist der Herr auferstanden, und am dritten Tage hat er sich lebendig erwiesen. Das ist ein Zeichen dafür, daß die Jerusalemer Tradition über Erscheinungen echt ist. Sie ist nicht sekundär, sie ist nicht nachträglich eingetragen, sie ist genauso ursprünglich wie die Tradition über Erscheinungen in Galiläa.

Meine lieben Freunde, glauben Sie nicht, daß diese Überlegungen, die wir hier miteinander anstellen, überflüssig seien. Ich hatte gestern den Besuch von Theologen, und zu meinem Schmerz habe ich, was mich eine schlaflose Nacht gekostet hat, feststellen müssen, wie mancher von ihnen weit, weit von dem Glauben, den wir bekennen, entfernt ist. Daß es nicht so weit kommt, daß wir uns nicht auf diesen verhängnisvollen Weg begeben, daß uns nicht der Glaube zerrinnt, dazu wollen wir das Unsere tun mit Vernunft und mit gläubiger Zuversicht, daß der Glaube in uns nicht stirbt, sondern lebt, daß wir ihn weitergeben können an unsere Kinder und Kindeskinde, daß wir in diesem Glauben unser Leben bewältigen und unseren Tod bestehen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Wundertaten des Herrn (4)

(Über die Bedeutung der Wunder Jesu)

15.09.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Wunder Jesu, die wir an den vergangenen Sonntagen miteinander betrachtet haben, sind Machttaten, die ihresgleichen suchen. Seien es die Heilungswunder oder die Naturwunder, sei es das intellektuelle Wunder seines Vorauswissens und Voraussagens, das Leben Jesu ist von wunderbarer Kraft erfüllt. Aber alle diese Wunder werden überstrahlt von dem Wunder der Auferstehung Jesu. Die Auferstehung Jesu ist das Ur- und Haupt- und Grundwunder. Es ist mir unbegreiflich, meine lieben Freunde, wie es Theologen geben kann, welche die anderen Wunder Jesu leugnen, aber an der Auferstehung festhalten. Wenn dieses Wunder geschehen ist, das Wunder aller Wunder, warum sollen die viel kleineren Wunder dann nicht geschehen sein? Oder ist das nur ein vorläufiger Stand, vorläufig, bis man eben dahin kommt, auch noch die Auferstehung zu leugnen oder umzudeuten?

Auf der Auferstehung Jesu beruht unser Heilsglaube und unsere Erlösungszuversicht. Von der Auferstehung Jesu gilt das Wort: „Ist Jesus nicht auferstanden, dann ist vergeblich unsere Predigt, vergeblich auch euer Glaube.“ Mit der Auferstehung steht und fällt das Christentum, und es ist eine Täuschung und eine Lüge, wenn es sogenannte christliche Theologen gibt, die die Auferstehung leugnen oder umdeuten und trotzdem am Christentum festhalten wollen. Dagegen ist die radikale Leugnung konsequent. Die Auferstehung Jesu ist von ihm selbst als das zentrale Ereignis seines Lebens angegeben worden. „Ein böses und ehebrecherisches Geschlecht sucht ein Zeichen. Es wird ihm kein anderes Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Jonas. Wie Jonas drei Tage und drei Nächte im Fischungeheuer war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Schoße der Erde sein.“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „Reißt diesen Tempel nieder, und ich werde ihn wieder aufbauen in drei Tagen.“

Der Herr hat von sich gesagt: „Ich habe die Macht, das Leben zu geben und das Leben wieder zu nehmen.“ Er ist der Herr über Leben und Tod. Seine Auferstehung ist das größte Wunder, das er gewirkt hat und das gleichzeitig vom Vater im Himmel an ihm gewirkt wurde. Denn die Auferstehung Christi hat eine doppelte Bedeutung, meine lieben Freunde. Einmal gründet sich darauf unser Glaube an Jesus und unsere Heilzuversicht, zum anderen ist die Auferstehung auch das Zeugnis des Vaters im Himmel für seinen Sohn. Die Auferstehung oder Auferweckung, wie man auch sagen kann, hat apologetische Beweiskraft. Weil sich der Vater im Himmel in der Auferstehung zu seinem Sohne bekannt hat, deswegen wissen wir, daß Jesus der verheißene Erlöser ist, daß sein Wort wahr ist, daß er der gottgesandte Heiland ist. Das Auferstehungsgeschehen ist das Ja Gottes zu Leben, Wirken und Reden seines Christus.

Kein Wunder, daß die Auferstehung Jesu von den Leugnern, Feinden und Bekämpfern des Christentums an erster Stelle angegangen wird. Der radikale Feind des Christentums, David Friedrich Strauß, schreibt in seinem Buche „Die Ganzen und die Halben“: „Den Mittelpunkt des Mittelpunktes, das Herz des Christentums bildet die Auferstehung Jesu von den Toten.“ Dieser Feind hat richtig gesehen, und so setzt er nun zum Angriff auf dieses Geschehen an, und mit ihm viele andere. Die Gegner des Christentums wissen: Wenn sie das Christentum verderben wollen, dann müssen sie den Auferstehungsglauben erschüttern, entweder indem sie seine Historizität bestreiten, oder indem sie

sagen: Das Christentum hat gewisse Geschehnisse falsch ausgelegt. Das sind die beiden Wege, wie man die Auferstehung zu eliminieren sucht. Entweder es ist kein geschichtliches Ereignis, oder es gibt zwar geschichtliche Ereignisse, aber das Christentum hat diese Ereignisse verderbt, verkehrt, in einer bestimmten, unrichtigen Weise interpretiert.

Der erste Strang der Leugnung der Auferstehung bildet drei Hypothesen. Es ist die Betrugshypothese, es ist die Beseitigungshypothese und es ist die Evolutionshypothese. Die Betrugshypothese sagt, die Jünger wußten sehr wohl, daß Jesus tot war und tot blieb. Aber sie wollten nicht aus dem angenehmen Leben, das Jesus ihnen verschafft hatte, wieder zu ihren früheren Beschäftigungen zurückkehren, und so kamen sie überein, den Leichnam Jesu zu stehlen, irgendwo niederzulegen und dann zu sagen, er ist auferstanden. Diese Betrugshypothese wurde und wird tatsächlich vertreten, und sie steht ja schon im Evangelium. Es ist dieselbe Hypothese, die schon die Gegner Jesu in Palästina aufgebracht haben, und sie wurde immer wieder aufgenommen in der Geschichte. Der bekannteste Vertreter ist Hermann Samuel Reimarus in seinem 6. Fragment, das Gotthild Ephraim Lessing herausgegeben hat. Die zweite Hypothese ist die Beseitigungshypothese. Nicht die Apostel, sondern irgend jemand anderes hat den Leichnam Jesu fortgeschafft, seien es die Juden, seien es Anhänger Jesu, wie Joseph von Arimatäa. Manche sagen sogar, er sei in eine Erdspalte gefallen und deswegen verschwunden. Das ist also die Beseitigungshypothese, die tatsächlich von protestantischen Theologen vertreten wird. Die Evolutionshypothese sagt, und das wird heute von Hunderten von Theologen nachgesprochen: Ein geschichtliches Ereignis ist nicht die Auferstehung Jesu, geschichtlich ist nur der Glaube an die Auferstehung Jesu. Sie spüren sofort den Pferdefuß. Also eine Überzeugung ist geschichtlich, die aber keinen Grund hat, eine grundlose Überzeugung. Die Auferstehungsgeschichten, so sagt die Evolutionshypothese, sind aus der Begeisterung und aus dem Glauben herausgesponnen worden. Die Jünger waren sich einig: So kann es mit Jesus nicht zu Ende gehen, es muß etwas weitergehen, es muß etwas Bleibendes geben, und so haben sie sein Bild verklärt und sind zu der Meinung und zu der Ansicht gekommen, er sei nicht tot, sondern er sei lebendig; er sei wieder lebendig geworden. Religionsgeschichtliche Einflüsse, alttestamentliche Erinnerungen, mythische Gedanken haben zu dieser Meinung geführt, Jesus sei auferstanden. Geschichtlich, so sagt diese Hypothese, ist nicht die Auferstehung, geschichtlich ist nur der Glaube an die Auferstehung. Eine teuflische Hypothese, meine lieben Freunde. Das sind die drei Wege, wie man die Geschichtlichkeit der Auferstehung zu erschüttern sucht.

Dann gibt es zwei Hypothesen, die sich anmaßen, die Kirche einer falschen Interpretation gewisser geschichtlicher Ereignisse zu bezichtigen. Da ist vor allem die Scheintodhypothese, die von rationalistischer Seite aufgestellt wird und immer wieder durch den Blätterwald der Zeitschriften, ja sogar der Bücher geht. Die Scheintodhypothese nimmt an, Jesus sei am Kreuze in einen Starrkrampf verfallen, dann habe man ihn ins Grab gelegt. Der Lanzenstich, die Einbalsamierung, die Kühle im Grabe, die Auffrischung durch ein Gewitter haben dafür gesorgt, daß er wieder lebendig wurde, und dann ist er seinen Jüngern begegnet als Wanderer oder als Gärtner, und, wie man immer wieder lesen kann, sei dann in Kaschmir, in Indien, eines natürlichen Todes gestorben. Das ist die Scheintodhypothese.

Die gefährlichere ist die Visionshypothese. Sie geht auf den Altmeister der Bekämpfung des Christentums zurück, auf David Friedrich Strauß. Nach Strauß hat sich in der Zeit nach dem Tode Jesu tatsächlich etwas ereignet. Und was hat sich ereignet? Es haben sich Visionen der Jünger ereignet. Die Jünger hatten Visionen. Sie hatten, wir würden heute sagen: Einbildungen. Sie hatten die Vorstellung, Jesus sei wieder lebendig. Die Psychologie würde von Halluzinationen sprechen, plötzliche Bilder, die man sieht und die aus seelischen Kräften zu erklären sind, die nichts in der Außenwelt haben, was sie hervorruft, nichts extra nos, sondern intra nos, nur innerhalb von uns etwas haben, das dann nach außen projiziert wird. Nun hat aber diese Hypothese ihre Schwierigkeit. Denn die Jünger waren ja zweifellos durch den Tod Jesu niedergeschlagen, deprimiert, verzweifelt. Wie können sie dann in so kurzer Zeit zur Hoffnung kommen, ohne daß etwas passiert ist, was außerhalb ihrer geschehen ist? Wie soll dieser innere Vorgang, der ja eine Entwicklung bedingt, in so kurzer Zeit vor sich gegangen sein? Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, sagt die Evolutionshypothese: Die Berichte von Erscheinungen am dritten Tage sind erfunden, sie sind gefälscht. Die Jünger haben sie vorverlegt, in Wirk-



lichkeit liegen die viel später, und es gibt auch keine Erscheinungen in Judäa, sondern nur in Galiläa. In Galiläa kann man Halluzinationen haben, in Judäa dagegen, wo der Herr sein Grab hatte, das wäre gefährlicher, wenn man zugäbe, daß sich auch da Erscheinungen ereignet haben.

Das sind die Hypothesen, also Aufstellungen, Unterstellungen, mit denen die Feinde des Christentums den Glauben der Christen zu erschüttern suchen. Geben Sie sich, meine lieben Freunde, keiner Illusion hin! Diese Dinge sind in unser Volk abgesunken. Sie werden durch Bücher, durch Schulunterricht, sie werden durch Zeitschriften und Rundfunk- und Fernsehsendungen in das Volk getragen. Einer, der sich dieser Bekämpfung des Christentums angeschlossen hat, ist der Herausgeber des „Spiegel“, der aus Bingen stammende Rudolf Augstein. Und Sie wissen, was das für ein mächtiger Mann ist mit seinem in Millionenaufgabe unter das Volk geworfenen „Spiegel“. Wir haben also die heilige Aufgabe und die schöne Pflicht, diesen ebengenannten Aufstellungen die Wahrheit des Glaubens entgegenzusetzen. Diese Aufgabe, meine lieben Freunde, wird uns an den kommenden Sonntagen beschäftigen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Kommt, laßt uns Gott anbeten (1)

(Über Zweck und Bedeutung des Betens)

03.11.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die heilige Theresia hat einmal das Wort gesagt: „Ein Wesen, das nicht betet, ist entweder ein Tier oder ein Teufel.“ Das Tier kann nicht beten, und der Teufel will nicht beten. Das Gebet baut auf der Würde des vernünftigen Geschöpfes auf. Engel und Menschen dürfen beten, das ist ihre Würde und ihre Hoheit. Sie dürfen in das große Gespräch mit Gott eintreten, denn das ist das Wesen des Gebetes, „locutio ad deum“, wie Augustinus sagt, das Sprechen mit Gott, „die Erhebung des Geistes zu Gott“, wie Johannes von Damaskus das Gebet definiert.

Das Gebet geht hervor aus der Religiosität. Religiosität ist jene Tugend, die uns mit Gott verknüpft. In der Religiosität unterwerfen wir uns Gott und anerkennen ihn, und diese Unterwerfung und Anerkennung muß der Mensch aussprechen, wenn immer er seinsgerecht leben will. Er würde sich gegen seine Abhängigkeit von Gott, gegen sein Geschaffensein vergehen, wenn er Gott nicht anerkennen würde im Gebet. Auch die drei göttlichen Tugenden drängen zum Gebet, Glaube, Hoffnung und Liebe. Glaube, Hoffnung und Liebe wirken sich aus im Gebet; denn das Gebet stammt aus dem Glauben, ist ein Element unserer Hoffnung und wächst aus Wurzel der Liebe empor.

Wir unterscheiden drei Arten des Gebetes, nämlich das Lobgebet, das Dankgebet und das Bittgebet. An erster Stelle steht und muß stehen das Lobgebet. Wir müssen Gott loben, nicht als ob er auf das Lob angewiesen wäre, das ist eine irrige Vorstellung, aber wir sind darauf angewiesen, daß wir Gott loben. Wir müssen das aussprechen, was die Wirklichkeit ist, nämlich daß Gott der allmächtige Herr Himmels und der Erde ist, daß wir alles ihm verdanken. Das muß der Mensch aussprechen, deswegen ist ein Muster des Lobgebetes in jeder heiligen Messe enthalten, nämlich das Gloria. Das Gloria ist das Lobgebet, von dem wir lernen können, wie wir Gott loben sollen.

Mit dem Lob muß sich der Dank verbinden, der Dank für die Wohltaten, die wir von Gott empfangen. Wir haben das Leben von ihm und alles, was zum Leben dient. Wir empfangen seine Gnade, die Vergebung der Sünden. Dafür müssen wir ihm danken. Auch hier hat die Kirche in ihrer Weisheit uns ein Mustergebet bereitgestellt, nämlich die Präfation. Die Präfation in der heiligen Messe ist das Muster eines Dankgebetes. Da wird mit vier Adjektiven geschildert, daß es würdig und recht, billig und heilsam ist, Gott zu danken immer und überall. Und da wird ein Grund des Dankes genannt, nämlich zum Beispiel zu Weihnachten, daß Gott uns seinen Sohn geschickt hat, oder zu Ostern, daß er ihn durch Kreuz und Leid in die Auferstehungsherrlichkeit geführt hat, oder zu Pfingsten, daß er seinen Geist über uns ausgegossen hat. Das alles sind Gegenstände des Dankes.

Und schließlich das Bittgebet. Auch das Bittgebet ehrt Gott, denn wir nehmen ihn darin ernst als den, von dem wir etwas erbitten dürfen. Wir nehmen ihn ernst als den, der seine Gaben uns zukommen läßt. Das Bittgebet dient nicht dazu, unsere Bedürfnisse Gott bekannt zu machen, die kennt er ja, sondern das Bittgebet dient dazu, unsere Seele auf Gott zu richten als den, von dem jede Gabe kommt und der in seiner Weisheit schon vorausbestimmt hat, daß er bestimmte Gaben nur geben will, wenn sie erbeten werden. Wenn also ein Jesuitenpater aus Frankfurt in Münster erscheint und sagt, das Gebet habe nur psychologische Wirkung, dann ist er auf dem Holzweg. Gott hat in seiner Weisheit bestimmt, daß wir beten sollen, und er hat seine Erhörung an unser Gebet geknüpft. Unser Gebet ist die

Voraussetzung für seine Erhörung. Also nicht eine psychologische Beruhigung ist der Zweck des Bittgebetes, sondern die Erlangung dessen, worum wir beten.

Worum beten wir denn? Was ist denn der Gegenstand unseres Bittgebetes? Wir dürfen um alles beten, was wir ersehnen dürfen. Was wir mit Recht nach Gottes Willen ersehnen dürfen, darum dürfen wir auch bitten. Natürlich steht an erster und oberster Stelle unsere ewige Seligkeit. Das ist ja das Ziel, dem wir zustreben, ein Ziel, das jede andere Absicht überragt. Und deswegen müssen wir zuerst und zuoberst um die ewige Seligkeit bitten, daß uns Gott in seinen Himmel aufnimmt. Daneben aber dürfen wir um alles andere bitten, was diesem Ziel jedenfalls nicht entgegensteht. Wir dürfen auch um irdische, um zeitliche Dinge bitten. Und auch darin ehren wir Gott, denn wir tun kund, daß nicht bloß die Naturgesetze uns die Früchte des Feldes beschere, sondern der gnädige Wille Gottes.

Wir dürfen und sollen auch für andere beten. Die Liebe verpflichtet uns zum Gebet für unsere Nächsten, zumal für die, welche uns anvertraut sind, unsere Familienangehörigen, unsere Freunde und Nachbarn, die Mitglieder unserer Gemeinde, das sind die ersten Personen, für die wir beten sollen, wenn es um den Nächsten geht. Aber darüber hinaus dürfen wir auch die Menschen in der Ferne nicht vergessen. Wie sagt Pius XII. in seiner Enzyklika „Mediator Dei“: „Das Heil vieler Menschen hängt von der Buße und dem Gebet der Gläubigen ab.“ Das Heil vieler Menschen hängt von der Buße und dem Gebet der Gläubigen ab. Welche Verantwortung haben wir also in unserem Gebet! Wir sollen auch beten für die Verstorbenen. Das Konzil von Trient hat es lichtvoll hervorgehoben, daß wir verpflichtet sind, für die Verstorbenen zu beten. Wir haben das Glück, ihnen mit unseren Gebeten Hilfe bringen zu können. Welche Freude ist es, daß wir selbst denen, die abgeschieden sind, mit unserem Gebet noch zu Hilfe kommen können!

Das Gebet hat eine dreifache Wirksamkeit. Die erste ist Genugtuung. Das Gebet hat genugtuende Wirksamkeit, d. h. es dient dazu, Vergangenes wiedergutzumachen, Schaden, den wir angerichtet haben, zu beseitigen, von Gott Nachlaß unserer Sünden zu erhalten. Das Gebet hat genugtuende Wirkung, weil wir uns darin selbst überwinden und vergeben. Das Gebet hat zweitens verdienstliche Wirkung. Es bringt uns Verdienste. Wir verdienen uns damit Gnaden. Jawohl, es gibt ein wirkliches Verdienst. In der Gnade Gottes will Gott, daß wir uns Gnaden verdienen. Das Gebet hat schließlich auch erlangende Wirkungen, so übersetzt sich das Wort impretatorisch. Das heißt, das Gebet ist auf Erhörung aus, ist auf Erhörung gerichtet. Und Gott hört auf die Gebete; der Herr erhört sie.

Freilich ist die Erhörung an Bedingungen geknüpft. Der Herr hat uns aufgefordert, zu beten und zu vertrauen, daß wir erhört werden, aber er hat gesagt, wir müssen in seinem Sinne beten, wenn wir erhört werden wollen. Was heißt denn das, im Sinne Jesu beten? Das bedeutet, daß wir in der Vereinigung mit ihm, in seinem Namen und in seiner Gesinnung beten, das heißt so, wie er die Wirklichkeit sieht und will, daß die Menschen von Gott Gaben erlangen. Er will eben unser Heil, unser menschliches Heil. Wenn wir also im Namen Jesu beten, dann beten wir um das Heil. Das Gebet im Namen Jesu schließt nicht aus, daß wir von leiblichem Unglück getroffen werden. Das Muster seines Gebetes hat uns ja der Herr vorgeführt am Ölberg. „Wenn es möglich ist, dann laß diesen Kelch vorübergehen. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Wir dürfen also bitten, daß uns leibliches Leid erspart bleibt, aber wir müssen gewärtig sein, daß, wenn es im Sinne Gottes ist, daß uns leibliches Leid trifft, unser Gebet in dieser Weise nicht in Erfüllung geht. Der Beter muß also bereit sein, sich dem Willen Gottes zu fügen. Jedes Gebet, das auf das Heil geht, wird erhört, wenn immer die Bedingungen von seiten des Menschen erfüllt sind. Gebete, die mit dem Heil nicht unmittelbar in Verbindung stehen, Gebete, die um Güter gehen, die nicht für das Heil notwendig sind, müssen nicht erhört werden. Es heißt nur dann im Sinne Jesu beten, wenn wir secundum rationem salutis beten, wie die Theologen sagen, wenn wir nach der Ordnung des Heiles, nach der Heilsordnung beten, die Gott für uns und unser Leben festgesetzt hat. Auch der Nächste, für den wir beten, kann die Wirkung unseres Gebetes vereiteln. Wenn er sich sperrt gegen die Gnade, wenn er sich dem Einfluß Gottes widersetzt, dann prallen die Gebete gleichsam an seinem harten Herzen ab. Gott tut das Seine, aber der Mensch hat die furchtbare Möglichkeit, sich der Gnade Gottes zu widersetzen.

Das also, meine lieben Freunde, ist das Wesen, sind die Arten, ist der Gegenstand und die Wirksamkeit des Gebetes. Immer wieder wird versucht, die Menschen gegen das Gebet einzunehmen.

Wenn Sie einmal die Tischgespräche von Adolf Hitler nachlesen, da finden Sie seinen Spott ausgegossen über die Gebete. Die Japaner und die Russen hätten im Feldzug von 1904 beide um den Sieg gebetet, aber er sei den Japanern dann doch zugefallen. Dieser Spott geht an der Wirklichkeit völlig vorbei. Gott hat niemals verheißen, daß der Mensch mit seinen Gebeten das, was auf Erden vorgeht, in der Weise beeinflussen kann, daß der Wille des Menschen siegt, sondern immer nur der Wille Gottes, und wir haben die heilige Pflicht, unsere Gebete in der Bereitschaft an Gott zu richten, das hinzunehmen, was er in seiner Weisheit für uns bestimmt hat. „Wachet und betet“, mahnt der Herr im Ölgarten, „damit ihr nicht in Versuchung fallet. Denn das Fleisch ist schwach, aber der Geist ist willig.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Kommt, laßt uns Gott anbeten (2)

(Über die öffentliche Gottesverehrung)

10.11.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Büro einer Gärtnerei in Kastel habe ich an der Wand den Spruch gelesen: „Du meinst, der Jäger sei nicht fromm, weil selten er zur Kirche geht. Im grünen Wald ein Blick zum Himmel ist besser als ein falsch' Gebet.“ Dieser Spruch dient der Rechtfertigung jener, die den Gottesdienst selten oder gar nicht besuchen. Und gleichzeitig wird dabei ein schwerer Vorwurf erhoben gegen diejenigen, die den Gottesdienst besuchen, nämlich daß ihr Gebet falsch sein kann. Diese Weise zu denken ist weit verbreitet. Man kann es im Verkehr mit den Menschen, mit Arbeitskollegen immer wieder hören: Es ist gar nicht notwendig, daß man in die Kirche geht und betet; Hauptsache, man ist ein anständiger Mensch. Diese ordinäre Auffassung ist sogar von Philosophen vertreten worden. Ich erinnere etwa an den Königsberger Philosophen Immanuel Kant. Er ist als Mann – er war evangelischer Christ - niemals in eine Kirche gegangen, er hat niemals einen Gottesdienst besucht. Er hat die Kirche selbst dann nicht betreten, wenn er als Rektor der Universität hätte zu einem offiziellen Anlaß hingehen müssen. Er sah nämlich den Gottesdienst als Afterdienst Gottes an. Das einzige, was man tun könne, um die Gottheit zu Ehren, war nach seiner Meinung ein einwandfreies Leben.

Gegen diese Auffassung, meine lieben Freunde, steht der Ruf, mit dem wir Priester unser Nachtgebet, unser Stundengebet in der Nacht beginnen: „Venite adoremus dominum, quoniam ipse fecit nos“ - Kommt, lasset uns den Herrn anbeten, denn er hat uns geschaffen. In dieser kurzen Form ist die Aufforderung enthalten, zur Anbetung Gottes anzutreten, und gleichzeitig die Begründung geliefert, warum wir ihn anbeten sollen, dürfen und müssen, nämlich er hat uns geschaffen. Das Geschafensein ist der Grund dafür, warum wir Gott anbeten, denn er ist unser Herr, und dieses Herrsein muß vom Menschen anerkannt werden. Wenn er dieses Herrsein nicht anerkennt im Gebet, in der Anbetung, im Opfer, dann verfehlt er sich gegen seine Natur, dann tut er so, als ob er nicht abhängig wäre, während er doch in Wirklichkeit abhängig ist. Gott ist der Schöpfer, und das Geschöpf hat die heilige Pflicht, den Schöpfer als seinen Herrn anzubeten, ihm zu danken, ihn zu bitten und ihn zu loben. Venite adoremus dominum – Kommt, laßt uns den Herrn anbeten, quoniam ipse fecit nos – denn er hat uns geschaffen.

Nun könnte einer sagen: Diese Anbetung des Herrn, die kann ich im stillen Kämmerlein, in meiner Brust halten, indem ich meine Gedanken zu Gott erhebe. Und tatsächlich gibt es das stille Gebet, von dem niemand etwas merkt, gibt es das Sich-Ausrichten auf Gott im Herzen, ohne daß irgendwelche körperlichen Zeichen davon sichtbar werden. Die Innerlichkeit ist ja die Seele des Gebetes. Ein Gebet, das nicht innerlich wäre, das nicht im Herzen sich vollzöge, ein solches Gebet wäre wertlos. Aber es genügt nicht, das innere Gebet. Das Gebet muß sich auch nach außen bekunden. Der Mensch ist Geist und Fleisch, er hat eine Seele und einen Körper, und deswegen muß, was im Geiste sich vollzieht, im Körper sich ausdrücken. Das Gebet muß sichtbar und hörbar sein, etwa indem man laut betet, mit dem Munde, oder indem man Gesten des Gebetes setzt wie die Kniebeuge oder die Verneigung oder das Kreuzzeichen. Ist es genug, wenn man auch äußerlich das Gebet mit diesen Gesten und Worten bezeugt? Nein, es ist immer noch nicht genug. Denn der Mensch ist ein soziales Wesen, also ein Gemeinschaftswesen. Er muß das, was er im einzelnen fühlt, auch in der Gemeinschaft vollziehen, denn die Gemeinschaft ist ebenfalls von Gott geschaffen, eine Familie, eine Gesellschaft, ein Ort, ein Volk, und so muß auch diese Gemeinschaft vor Gott knien und Gott anbeten. Deswegen gibt es eine Pflicht zum gemeinsamen Gottesdienst.

Dieser gemeinsame Gottesdienst wiederum darf sich nicht bloß hinter verschlossenen Türen vollziehen, er muß in die Öffentlichkeit treten, denn es ist kein Geheimnis, daß Gott die Welt geschaffen

hat, sondern es ist eine offenkundige Tatsache. Deswegen muß die Kirche verlangen, daß sie ihren Gottesdienst in der Öffentlichkeit feiern kann, sei es, daß die Kirche, das Kirchengebäude, allgemein zugänglich ist, sei es, daß sie in Prozessionen und Wallfahrten hinauszieht auf die Fluren und durch die Straßen, um so in der Öffentlichkeit zu bezeugen: Kommt, laßt uns den Herrn anbeten, denn er hat uns geschaffen.

„Hauptsache, daß man ein anständiger Mensch ist.“ So sagen die Kirchenfremden und Kirchenfeinde. Doch woher weiß man denn, was anständig ist, wenn man nicht in die Kirche geht? In der Kirche wird einem ja gesagt, was Anstand ist, was Anständigkeit ist. In der Kirche wird in der Verkündigung der Wille Gottes kundgetan, da werden die Gebote gepredigt. Man kann sich doch nicht selbst zurechtmachen einen Begriff von Anständigkeit, sondern muß den übernehmen, den Gott hat. Und diesen Begriff von Anständigkeit verkündet die Kirche. Wer also nie in die Kirche geht, wer nie eine Predigt hört, ist in der größten Gefahr, sich einen falschen, verzerrten Begriff von Anständigkeit zu machen.

Im Jahre 1943 hielt der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, in Posen eine große Rede vor SS-Leuten. In dieser Rede sagte er ungefähr so: „Wir alle wissen, was es bedeutet, wenn da tausend und zehntausend Erschossene liegen. Aber dabei anständig geblieben zu sein, das ist unsere Ehre.“ Nach Himmler konnte man also anständig bleiben, auch wenn man Tausende oder Zehntausende von wehrlosen Menschen umbrachte. Er hatte sich einen Begriff von Anständigkeit zurechtgelegt, der mit dem Massenmord vereinbar ist. An diesem extremen Beispiel sieht man, wie gefährlich es ist, sich auf die eigene Vorstellung von Anständigkeit zu verlassen, auf die Kirche und ihre Verkündigung zu verzichten. Die Kirche hat die Pflicht zur Anbetung in das Sonntagsgebot gefaßt: „Du sollst an jedem Sonntag eine heilige Messe andächtig mitfeiern.“ Und das ist richtig so, darin spricht sich der Wille Gottes aus. Es gibt einen Tag des Herrn, und an diesem Tag des Herrn können wir nicht ohne das Opfer sein; wir müssen dem Einladungsruf Folge leisten: Kommt, laßt uns den Herrn anbeten, denn er hat uns geschaffen.

Wir sind also, meine lieben Freunde, auf dem rechten Wege, wenn wir treu und zuverlässig Sonntag für Sonntag unsere Schritte in die Kirche lenken, wenn wir gemeinsam und öffentlich unseren Gott und Herrn anbeten. Auch der Versuch, die Kirchenbesucher, die Gottesdienstbesucher zu diffamieren, gelingt nicht. Es gibt wohl keine Statistik, wie oft diejenigen, die als Schwerverbrecher in den Haftanstalten sitzen, in die Kirche gegangen sind. Ich fürchte, daß diese Statistik sagen würde, ihr Gottesdienstbesuch war null komma null. Wer sind denn diejenigen, welche die meisten Spenden für Arme, Kranke, Hungernde und Unterdrückte erbringen? Das sind die Kirchenbesucher, die Gottesdienstbesucher, die hier die Pflicht der Gottes- und der Nächstenliebe lernen und sie beherzigen, die jeden Sonntag ihr Scherflein in die Büchse werfen, um beizutragen nicht nur für die Gottesdienstbedürfnisse, sondern auch für Nöte in der Welt. Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, nicht irremachen. Wir, die wir den Gottesdienst hochschätzen, die wir den Gottesdienst mit Herz und mit Leib begehen, in Gemeinsamkeit und in Öffentlichkeit, wir sind auf dem rechten Weg. Wir erfüllen Gottes Willen. Wir wollen freilich durch diesen Gottesdienstbesuch nicht menschliches Rühmen vollbringen, sondern einfach zeigen, daß wir verstanden haben, was Gott von uns will, wollen uns bemühen, immer inniger und tiefer in den Sinn des Gottesdienstes einzudringen, wollen uns anstrengen, aus dem Gottesdienstbesuch die Kraft zu ziehen, ein Leben in Gerechtigkeit und Heiligkeit zu führen. Aber eines wollen wir niemals tun, den Gottesdienst als „Afterdienst Gottes“ zu bezeichnen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Kommt, laßt uns Gott anbeten (3)

(Über die Formen der Gottesverehrung)

17.11.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir nahmen unseren Ausgangspunkt bei einem Ausspruch des Königsberger Philosophen Immanuel Kant. Er bezeichnete jeden Gottesdienst als „Afterdienst Gottes“ und sagte, man könne Gott nicht anders ehren, als indem man sittlich einwandfrei lebt. Wir haben die Irrtümlichkeit dieser Auffassung erkannt. Aber wir haben noch die weitere Aufgabe, die Formen der Gottesverehrung uns vor Augen zu führen. Gott wird ja nicht nur durch Gebet geehrt, nein, es gibt auch andere Weisen, wie unsere Gottesverehrung sich ausdrücken kann. Wir wollen am heutigen Sonntag von zwei dieser Formen sprechen, nämlich erstens vom Opfer und zweitens vom Gelübde.

Die erste Weise, Gott zu ehren, mit der wir uns heute befassen wollen, ist das Opfer. Opfer ist die Darbringung, die sichtbare Darbringung einer Gabe, die aus dem Eigentum ausgeschieden wird und moralisch oder physisch vernichtet oder wenigstens verändert wird zur Anerkennung Gottes als des Schöpfers und Zieles, als des Begnadigers und des Herrn über Leben und Tod. Das Opfer ist also eine gesteigerte Weise der Gottesverehrung. Es entspringt aus der Devotion, aus der Hingabe an Gott, und deswegen kann man auch nur Gott opfern. Das Opfer kann als Zielpunkt nicht einen Menschen haben, sondern nur Gott. Opfer werden Gott dargebracht.

Da erhebt sich die Frage: Ist denn nicht Gott sowieso schon der Eigentümer von all dem, was uns gehört? Ist er nicht der Schöpfer und der Herr dieser Erde? In einem gewissen Sinne trifft das selbstverständlich zu. Alles, was uns an Eigentum zufällt, ist Gott als dem Obereigentümer zugehörig. Aber er hat es uns zur Verfügung überlassen, und weil wir darüber verfügen können, deswegen können wir auch aus unserem Eigentum, aus unserem Vermögen etwas ausscheiden und Gott weihen. Wenn wir also im Meßopfer unser Scherflein in den Klingelbeutel legen, wenn wir ein Meßstipendium hingeben, damit es einer Messe zugeordnet wird in einer bestimmten Intention, dann scheiden wir etwas aus unserem Eigentum aus. Und da wir es Gott unmittelbar nicht geben können – „Mein sind die Tiere des Feldes“, sagt er – weil wir es Gott nicht unmittelbar geben können, geben wir es seinen Dienern, geben wir es den Armen, in denen er sich gegenwärtigsetzt. Es ist also durchaus möglich, durch das Opfer Gott zu ehren.

Freilich, die eben genannten Weisen, Opfer zu bringen, sind nur ein schwacher Abglanz dessen, was wir eigentlich opfern, nämlich unsere Persönlichkeit in der Verbindung mit dem Opfer Christi. Gott hat uns ein Opfer bereitet in der Hingabe seines Sohnes, und er hat dafür gesorgt, daß dieses Opfer uns zugänglich ist im Meßopfer. Er will, daß wir in dieses Opfer uns eingliedern, daß wir in die Opfergesinnung eingehen, die Jesus bewiesen hat, als er vom Ölberg über den Palast des Hohenpriesters zum Berge Golgotha geschritten ist. Er will, daß wir uns diesem Opfer anschließen und mit Christus und in Christus uns selbst opfern. Wenn also die Opfergabe auf dem Altare liegt, dann sagen wir gleichsam zu Gott: Siehe, so liege ich vor dir wie diese Opfergabe; so will ich mich hingeben, wie diese Opfergabe, der hingegebene Christus, vor dir liegt. Es kommt also beim Opfer entscheidend auf die Opfergesinnung, auf die Opferbereitschaft, auf den Opferwillen an.

In der Kirche St. Maria auf der Höhe in Soest in Westfalen kann man ein Bild sehen, das aus dem 13. Jahrhundert stammt. Über dem Torbogen ist Gott Vater abgebildet, wie er die Hand zum Segnen erhebt, rechts von ihm erscheint Abel mit einem Lamm auf seinen Händen, links Kain mit Getreide-

ähren. Abel aber hat sein Antlitz zu Gott erhoben. Er strahlt gleichsam, und über ihm steht das Spruchband: „Opfer will ich dir bringen und deinen Namen heilig halten.“ Bei Kain aber steht der Spruch: „Siehe, ich gebe dir die Ähren des Feldes, aber mein Herz behalte ich für mich.“ Wie hat doch dieser Künstler des 13. Jahrhunderts das Wesen des Opfers, der Opfergesinnung, der Opferhingabe in diesem Bilde eingefangen! Wir geben Gaben, und das ist ein wirkliches Weggeben, wir trennen uns von Werten, die uns zugehörig sind, aber in diesen Werten sollen und wollen wir uns selbst Gott schenken, sollen und wollen wir uns selbst Gott übereignen. Und das macht erst das Opfer wertvoll: die Opfergesinnung. Mürrisches Geben, unfreundliches, unwilliges Geben ist nicht ein Opfer, das Gott gefällt. Wie sagt doch das 1. Buch der Heiligen Schrift: „Und Gott schaute mit Wohlgefallen auf die Gaben des Abel, aber die Gaben des Kain schaute er nicht an.“ Auch Kain hat aus seinem Vermögen weggegeben, aber das Herz hat er zurückbehalten, und deswegen hat er seine Gabe entwertet.

Wir sollen, meine lieben Freunde, unsere Hauptaufgabe darin sehen, im Opfer Christi, im Meßopfer uns selbst zum Opfer darzubringen. Das Opfer mit Christus, das wir in der Messe vollziehen, soll sich ethisch in unserem Leben fortsetzen. Wir sollen auch außerhalb der heiligen Messe Opfer bringen, wie man sagt. Das heißt, wir sollen Opfergaben an andere geben in der Hinrichtung, um Gott zu verehren, an Bedürftige, an Behinderte. Wir sollen auch opferähnliche Akte setzen, z. B. schweigen, wo man reden möchte, Selbstverleugnung, Überwindung. All das, was uns schwerfällt, kann in diesem Sinne ein Opfer sein, nämlich wenn es in Verbindung mit der Religion, mit der Gottesverehrung Gott dargebracht wird. Da werden also unsere oft so leidvollen Handlungen geadelt und in eine höhere Sphäre gehoben, wenn wir sie verbinden mit der Opfergesinnung, die Christus bewiesen hat und die der Vater im Himmel von uns erwartet.

Die zweite Weise, Gott zu verehren, ist das Gelübde. Das Gelübde ist ein wohlüberlegtes, freies, freiwilliges Versprechen, das Gott gemacht wird über ein mögliches und besseres Gut. Ein Versprechen ist das Gelübde, also nicht ein bloßer Vorsatz. Wenn man ein Gelübde macht, dann verpflichtet man sich anders, als wenn man sich bloß etwas vornimmt. Ein Gelübde verpflichtet wegen der Tugend der Gottesverehrung unter Sünde. Man will Gott damit ehren, daß man ihm etwas verspricht, und das ist eine hohe und von der Heiligen Schrift gelobte Weise, Gott zu ehren. Im Alten Testament wird oft von Gelüben gesprochen, wenn etwa eine kinderlose Mutter einen Sohn erfleht und sagt: Wenn ich einen Sohn erhalte, will ich ihn Gott weihen, will ich ihn zum Tempeldienst bestimmen. Der Apostel Paulus hat mehrfach Gelübde gemacht und sie erfüllt. Die Gelübde sind also durch die Heilige Schrift geheiligt. Sie müssen in Erkenntnis der Tragweite dessen, was man gelobt, in Freiwilligkeit und mit Verfügungsgewalt über das Objekt, über den Gegenstand gemacht werden. Ein erzwungenes Gelübde wäre kein rechtes Gelübde, und ein Gelübde, dessen Tragweite man nicht überschaut, könnte unter Umständen von den kirchlichen Oberen irritiert oder kommutiert oder dispensiert werden.

Man muß auch Herr über den Gegenstand des Gelübes sein. Wenn etwa ein Ehegatte das Gelübde macht, auf die eheliche Einung zu verzichten, und solche Gelübde sind ja gemacht worden, dann verliert er zwar das Recht, die eheliche Einung zu fordern, aber er muß sie auf Verlangen des anderen leisten, denn er ist nicht Herr über dieses hohe Gut der ehelichen Einung. Gelübde verpflichten immer nur den, der sie macht, wenn es sich um persönliche Gelübde handelt. Wenn es sich dagegen um sachliche Gelübde handelt, wo also ein äußerer, sichtbarer Geldwert erbracht wird, dann müssen auch die Erben dieses Gelübde erfüllen.

Wenn ich sage, Gelübde verpflichten nur den, der sie macht, dann haben Sie auch die Lösung dafür, daß die Passionsspiele in Oberammergau die Bevölkerung nicht deswegen verpflichten, weil im Jahre 1633 die damals lebenden Bewohner das Gelübde gemacht haben. Nur diese wurden durch das Gelübde verpflichtet. Aber die jetzigen Bewohner haben in Achtung vor ihren Vorfahren und in Dankbarkeit zu dem damaligen gottgewirkten Aufhören der Pest das Gelübde aufgenommen und das Spiel weitergeführt bis in unsere Tage.

Gelübde werden oft in Not gemacht, und zwar sind es dann bedingte Gelübde. Ich habe einmal von einem Fall gehört, wo jemand einen Verkehrsunfall hatte und in seinem Auto eingesperrt war, nicht heraus konnte. Da hat die betreffende Person das Gelübde gemacht, alle Tage ihres Lebens die



heilige Messe zu besuchen, wenn sie noch einmal lebend und gesund aus dem verschlossenen Wagen herauskomme. Das war ein bedingtes Gelübde, nämlich an die Bedingung geknüpft, daß sie aus diesem Gefängnis befreit wird.

Es gibt auch unbedingte Gelübde. Der heilige Pfarrer von Ars zum Beispiel hat ein solches Gelübde gemacht, als er 18 Jahre alt war. Es ging mit dem Lernen mehr schlecht als recht, er war ein unbeholfener Bauernjunge, und das Ziel des Priestertums drohte ihm zu entschwinden. Da machte er das Gelübde, eine Wallfahrt zum heiligen Franz Regis in La Louvex zu machen, und auf diesem Wege nur von dem zu leben, was er erbettelt. Er hat dieses Gelübde gemacht, er hat es auch erfüllt, und siehe da, die Gnade Gottes war mit ihm. Fortan konnte er die Schwierigkeiten des Studiums bewältigen und ist dann der große, gottbegnadete Seelsorger und Heilige von Ars geworden.

Die protestantischen Reformatoren haben die Gelübde bekämpft aus Unverständnis oder aus persönlichen schlechten Erfahrungen, die sie gemacht hatten, weil sie, wie etwa der Augustinermönch Luther, sich nicht an die Ordnung, die sie gelobt hatten, gehalten haben. Wir wissen von Luther, daß er die ganze Woche kein Brevier gebetet hat und dann am Samstag das Gebet nachzuholen versuchte. Wer nicht in der Ordnung lebt, der ist auch nicht in der Lage, Gelübde zu erfüllen. So gibt es auch den Gelübdebruch. Ich erwähne zum Beispiel den deutschen Kaiser Friedrich II. Er hatte das Gelübde gemacht, einen Kreuzzug zu unternehmen, um das Heilige Land, vor allem die Stadt Jerusalem, von den Mohammedanern zu befreien. Aber er schob die Erfüllung immer und immer wieder auf, bis der Papst sagte: Jetzt ist die Geduld zu Ende, und ihn in den Kirchenbann tat. Das war ein nichterfülltes Gelübde.

Das Gelübde ist eine Weise, Gott zu ehren, wobei wir eben Gott ein Werk versprechen, um ihn zu ehren. Wir nehmen etwas auf uns, um ihn zu ehren. Und welche Ehre, meine lieben Freunde, welche Ehre ist in allen Jahrhunderten der Kirchengeschichte von den Menschen Gott erwiesen worden, die etwas, die sich selbst ihm im Gelübde übergeben haben! Ich denke an unsere Ordensschwwestern, die in den Krankenhäusern Gott in den Armen und Kranken gedient haben. Was war das eine Zierde unserer Kirche! Im Jahre 1942 traten die Nationalsozialisten an den Chef der Psychiatrischen Klinik in München, den berühmten Professor Bumke, einen Protestanten, heran und legten ihm nahe, die Ordensschwwestern, die katholischen Ordensschwwestern aus der Klinik zu entfernen. Da gab er ihnen zur Antwort: „Wenn ihr die Schwestern herausnehmt, dann könnt ihr mich gleich mitnehmen.“ Diese Schwestern, die ihr Leben, ihr junges, blühendes Leben Gott geweiht hatten, waren eine Zierde unserer Kirche. Sie waren ein lebendiger Beweis für den Sieg des Geistes über das Fleisch. Sie waren ein herrliches Zeugnis für die Übermacht Gottes über das Irdische. So sind also öffentliche Gelübde zum bene esse, zum Wohlsein der Kirche unentbehrlich.

Opfer und Gelübde sind Weisen, Gott zu verehren. Wir wollen diese Weisen hochschätzen, wollen sie nach unseren Kräften und nach unseren Möglichkeiten nutzen, um Gott zu ehren, um auf diese Weise das Gebot des Herrn zu erfüllen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deinem ganzen Gemüte, mit allen deinen Kräften.“ Auf diese Weise werden wir diesem Gebote nachkommen

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Kommt, laßt uns Gott anbeten (4)

(Über die Eigenschaften des Gebetes)

24.11.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Dieser Tage wurde ich angerufen von einem Professor der Mathematik an der Universität Münster. Dieser Kollege berichtete mir von einem Erlebnis, das er jüngst gehabt habe. Es erschien aus dem Lehrkörper der Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt der Jesuitenpater Knauer in Münster und verkündete den erstaunten Zuhörern, daß das Gebet nur psychologische Wirkung habe, also eine Selbstberuhigung des Menschen sei, aber ohne jeden Einfluß auf Gottes Wirken und Gottes Handeln. Eine solche Meinung ist von der Kirche stets und von Anfang an als eine Irrlehre bezeichnet worden. Die Kirche hat immer an der Notwendigkeit und an der Wirksamkeit des Gebetes festgehalten. Sie hat die Notwendigkeit des Gebetes begründet mit unserer Geschöpflichkeit. Ein Geschöpf muß sich dem Schöpfer unterwerfen, und die Unterwerfung geschieht im Gebet, sowohl im Lob- und Dank- als auch im Bittgebet.

Das Gebet ist geheiligt durch das Vorbild Christi. Wir wissen von ihm, daß er gebetet hat, ja daß er eine ganze Nacht – und wahrscheinlich nicht die einzige Nacht – im Gebete ausgeharrt hat. Wir wissen von seinem Beten im Ölgarten und von seinen Sterbebeten am Kreuze. Dieses hehre Vorbild zeigt uns die Notwendigkeit zu beten. Die Kirche und ihre großen Lehrer sind nicht müde geworden, Nutzen, Wert und Notwendigkeit des Gebetes hervorzuheben. „Wer nicht betet, sagt der Kirchenlehrer Petrus Chrysologus, „der geht geradewegs in die Versuchung.“ Das Gebet ist von Gott nicht bloß gewünscht, sondern vorgeschrieben. Wir haben die Pflicht zu beten. Diese Pflicht drängt oft im Leben. Es darf kein Tag vorübergehen ohne Gebet, denn jeder Tag muß Gott geweiht sein; am Anfang des Tages müssen wir beten, daß wir ihn vor Gottes Angesicht verbringen können, und am Abend müssen wir Dank sagen für das, was Gott uns gewährt hat, und ihn um Verzeihung bitten für unsere Fehler, Schwächen, Nachlässigkeiten. Das Gebet ist vor allem notwendig in Versuchung. Versuchungen sind nur zu überwinden durch das Gebet. Wir brauchen das Gebet so notwendig wie das Atmen; das Gebet ist der Atem der Seele.

Die Wirksamkeit des Gebetes ist nicht eine bloß psychologische, wie der Pater Knauer meint, sondern die Wirksamkeit des Gebetes ist eine echte, erhörende bei Gott. Durch das Gebet werden die Hindernisse in unserer Seele beseitigt, die der Erhörung entgegenstehen. Durch das Gebet wird der Wille des Gebers alles Guten uns erschlossen. Durch das Gebet wird die Bedingung erfüllt, die Gott gesetzt hat, um uns etwas zu schenken. Gott will eben Zweitursachen – und im Gebet werden wir Zweitursachen –, an seinem Wirken beteiligen. Er will uns bestimmte Dinge nur geben, wenn wir beten, und er gibt sie uns nicht ohne Gebet. Deswegen ist das Gebet von einer echten göttlichen Wirksamkeit. Nicht als ob Gott umgestimmt würde, nicht als ob sein ewiger Plan abgeändert würde, das natürlich nicht. Aber in seinem ewigen Plan, in seinem heiligen Willen ist unser Gebet von Ewigkeit her einbezogen. Gott hat unsere Gebete vorausgesehen und danach den Weltenplan bestimmt.

Wir haben also allen Anlaß, meine lieben Freunde, zu beten und nicht aufzuhören zu beten. Vor allem das große Gut der Beharrlichkeit, der Beharrlichkeit im Guten wird uns von Gott nur gegeben, wenn wir beten. Die Anfangsgnade gibt er uns ohne Gebet, aber um im Guten fortzuschreiten, um im Guten zu verharren, bedarf es des Gebetes. Freilich muß es ein rechtes Gebet sein. Macht es nicht wie die Heiden, die da plappern und meinen, wenn sie viele Worte machen, dann würden sie erhört.

„Deus non vocis, sed cordis auditor“, sagt der heilige Cyprian – Gott hört nicht auf die Worte, sondern auf das Herz.

Und da sind wir gleich bei der ersten Eigenschaft, die ein gutes Gebet haben muß: Es muß Devotion besitzen. Was heißt dieses lateinische Wort Devotion? Es ist nicht richtig übersetzt, wenn man sagt: Andacht. Nein, Devotion ist mehr; Devotion bedeutet Hingabe. Da steckt das Wort *vovere* (weißen) darin. Also wer Devotion hat, der hat sich Gott geweiht, der hat sich Gott übergeben. Devotion ist die erste Eigenschaft des Gebetes, deutsch am besten zu übersetzen mit Hingabe. Die Hingabe ist der dauernde auf Gott gerichtete Wille. Sie ist die demütige Bereitschaft, Gott als den höchsten Herrn zu ehren und sich ihm zu übergeben. Diese Eigenschaft ist die grundlegende, die bei keinem Gebet fehlen darf. Irdischer Sinn, Nachlässigkeit, Gottvergessenheit können zu Gebeten veranlassen, in denen die Devotion fehlt. Solche Gebete sind wertlos. *Deus non vocis, sed cordis auditor* – Gott hört nicht auf die Worte, sondern auf das Herz. Das Herz spricht zu ihm.

Zweitens soll das Gebet aufmerksam sein. *Attentio* ist das lateinische Wort dafür; das heißt, wir sollen unseren Geist hinlenken auf Gott und ablenken von anderen Dingen. „Wer mit Gott sich will befassen, muß die Welt heraußen lassen“, so haben wir als Kinder gelernt, und das ist richtig. Man kann nicht zwei Herren dienen, auch nicht im Gebet. Deswegen muß das Gebet aufmerksam sein. Der heilige Thomas unterscheidet drei Arten der Aufmerksamkeit: auf die Worte, auf den Sinn und auf das Ziel des Gebetes. Die Aufmerksamkeit auf die Worte nimmt jedes einzelne Wort gewissermaßen auf die Zunge und läßt es darauf zergehen. Meinetwegen „Vater unser“. Schon da kann man lange verharren und muß nicht gleich weiterreiten. Die Aufmerksamkeit auf den Sinn ist die Achtung auf den Zusammenhang der Worte, auf die Sätze. „Der du bist in deinem Himmel.“ Da ist die souveräne Macht Gottes ausgedrückt, er ist ein anderer Vater als der irdische Vater. Und schließlich die Aufmerksamkeit auf das Ziel ist die Absicht, die man mit dem Gebet verfolgt: um Gott zu ehren, zu preisen, zu loben, zu danken, Genugtuung zu leisten, zu sühnen, zu bitten. Das ist das Ziel des Gebetes.

Die dritte Eigenschaft des Gebetes: Es muß vertrauensvoll sein. Wir wissen, daß Gott der Gott der Güte und der Macht ist. Er kann helfen, und er will helfen, und deswegen müssen wir Vertrauen auf ihn haben. Wir müssen Zuversicht haben, daß unser Gebet erhört wird. Wenn wir schon zweifeln, ob Gott überhaupt will, dann ist das Gebet nicht vertrauensvoll. Seine Weisheit wird wissen, wie das Gebet zu erhören ist, aber wir müssen das Vertrauen haben, daß er uns erhören kann und daß er uns erhören will.

Das Gebet muß gottergeben sein. Das ist die vierte Eigenschaft. Das heißt, wir müssen es ihm überlassen, wie und wann er unser Gebet erhört. Er ist der gute Arzt, er weiß, was uns nützt und was uns Heil bringt. Wir müssen ergeben sein im Gebete. Gott läßt sich nicht zwingen.

Fünftens, unser Gebet muß beharrlich sein. Wenn wir nicht gleich erhört werden, müssen wir Geduld haben. Gott weiß, wann unser Herz so beschaffen ist, daß es die Erhörung annehmen kann. Er weiß, wann die Stunde schlägt. Gottes Zeiger geht anders als der Zeiger unserer Uhr. Wir müssen also beharrlich beten, d. h. im Gebet ausharren.

Sechstens, unser Gebet muß wohlgeordnet sein. Das heißt, wir dürfen nicht die unwichtigen Dinge vor den wichtigen begehren. Wir müssen zuerst nach dem Himmelreich streben, und dann wird uns alles andere hinzugegeben werden, wie der Herr sagt. Also nicht das Irdische dem Himmlischen voranstellen, die Ordnung im Gebet bewahren, die große Ordnung, wie sie von Gott festgesetzt ist.

Und schließlich siebtens, das Gebet muß demütig sein. Das heißt, wir müssen uns unserer Unwürdigkeit bewußt sein. Wir müssen uns darüber klar sein, daß der Herr in seiner souveränen Macht unser Leben, unser Denken und unser Reden bestimmt und daß wir, wenn wir alles getan haben, was wir können, immer noch sagen müssen: Wir sind unwürdige Knechte. Was wir getan haben, das war unsere Pflicht, wir haben keinen Anspruch, du bist der Herr in souveräner Herrlichkeit.

Das also sind die Eigenschaften des Gebetes. Nun beten wir in doppelter Richtung, meine lieben Freunde. Wir kennen die Anbetung und die Verehrung. Angebetet wird Gott und nur Gott. Die Anbetung ist in äußeren Formen dargebrachte Unterwerfung unter Gott. Als Gott ist hier zu bezeichnen die Dreifaltigkeit, jede einzelne Person, Christus, Christus auch in den eucharistischen Gestalten. Deswegen treiben wir nicht, wie die Protestanten angesichts des Katholikentages in München schrie-

ben, Brotanbetung. Wir beten unseren Herrn im Sakrament an. Anbetung geziemt nur Gott. Verehrung geziemt den Heiligen, denen, die vollendet sind. Sie stehen in Beziehung zu Gott, und wegen dieser Beziehung sind sie verehrungswürdig. Es würde unserer Anbetung Gottes etwas fehlen, wenn wir die, die mit ihm in Gemeinschaft sind und die nach seinem Willen seine Herrlichkeit teilen, von der Verehrung aussparen würden. Ich meine, es gibt eine Pflicht, die Heiligen, vor allem die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria, zu verehren. Gott hat sich in ihnen groß erwiesen, und deswegen verehren wir sie. Aber zwischen Anbetung und Verehrung ist ein nicht zu überbrückende Kluft. Wir unterwerfen uns nicht den Heiligen, wie wir uns Gott unterwerfen, wir opfern nicht den Heiligen, wie wir Gott opfern. Der Vorwurf ist alt. Schon der heilige Augustinus hat in seiner Schrift gegen Faustinus geschrieben: „Wir sagen nicht: Offerimus tibi, Petre aut Paule, wir sagen nicht: Wir opfern dir, Petrus oder Paulus.“ Nein, wir opfern Gott und Gott allein. Wir erinnern uns dabei freilich der Großtaten Gottes in seinen Heiligen. Deswegen feiern wir Messen zu Ehren der Heiligen, indem wir dabei ihrer Taten, die ja Gottes Werke sind, gedenken.

Das also, meine lieben Freunde, ist der Sinn, sind die Eigenschaften und Wirkungen und ist die Unterscheidung im Gebet. Wir können nur von neuem jenes wunderbare Wort sprechen, das in jeder heiligen Messe laut wird: Betet, Brüder, daß mein und euer Opfer wohlgefällig werde bei Gott, dem allmächtigen Vater.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Kommt, laßt uns Gott anbeten (5)

(Über den Eid als Gottesverehrung)

01.12.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Bevor ein Bischof in Mainz sein Amt übernimmt, muß er in der Staaskanzlei von Rheinland-Pfalz und von Hessen erscheinen und dort den folgenden Eid vor den beiden Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz und Hessen ablegen: „Vor Gott und auf die heiligen Evangelien schwöre und verspreche ich, so wie es einem Bischof geziemt, der Bundesrepublik Deutschland und den Ländern Rheinland-Pfalz und Hessen Treue. Ich schwöre und verspreche, die verfassungsmäßig gebildete Regierung zu achten und von meinem Klerus achten zu lassen. In der pflichtmäßigen Sorge um das Wohl und das Interesse des deutschen Staatswesens werde ich in der Ausübung des mir übertragenen geistlichen Amtes jeden Schaden zu verhüten trachten, der es bedrohen könnte.“ Das ist der in den deutschen Konkordaten vorgesehene Treueid des Bischofs. Und dieser Treueid, den jeder deutsche Diözesanbischof ablegen muß, soll uns Anlaß sein, über jene Form der Gottesverehrung nachzudenken, die wir den Eid nennen.

Was ist der Eid? Der Eid ist die Anrufung des Namens Gottes als Zeugen der Wahrheit einer Aussage oder einer Zusage. Der Eid ist deswegen eine Form der Gottesverehrung, weil im Eide Gott ernstgenommen wird. Denn der Eid kann nur von jemandem in religiöser Form geleistet werden, der an Gottes Allwissenheit, an Gottes Allmacht und an Gottes Gerechtigkeit glaubt; er ruft ja Gott als Zeugen der Wahrheit an. Der Gedanke ist dabei, Gott weiß, was im Herzen des Schwörenden vor sich geht, und er kann einen, der falsch schwört, entsprechend strafen. Gott kann offenbar machen, ob er wahr oder falsch geschworen hat. Deswegen ist der Eid eine Weise der Gottesverehrung. Wer schwört, wer richtig schwört, nimmt Gott als den Allwissenden, als den Allmächtigen und als den Allgerechten ernst.

Wir unterscheiden zwei Arten des Eides, nämlich den Aussageeid und den Zusageeid. Der Aussageeid wird zum Beispiel vor Gericht geleistet. Der Zusageeid oder Versprechenseid wird von den Amtsträgern geleistet, soll von den Amtsträgern geleistet werden. Am 1. März 1989 hat der Heilige Vater für alle Amtsträger der katholischen Kirche einen solchen Versprechenseid vorgeschrieben. Dieser Versprechenseid ist in Deutschland noch nicht einmal übersetzt, geschweige denn eingeführt.

Der Eid rechtfertigt sich aus der Notwendigkeit, in der menschlichen Gesellschaft Gewißheit zu haben. Wir können den Menschen nicht ins Herz schauen, und wir wissen auch nicht, wie seine Zukunft aussieht. Da soll der Eid die notwendige Gewißheit erbringen. In der eidlichen Aussage und in der eidlichen Zusage ist eine solche Feierlichkeit, ein solcher Ernst, eine solche Ehrfurcht enthalten, daß man annehmen kann, wer sich dazu herläßt, der spricht die Wahrheit, der spricht die Wahrheit für die Gegenwart, und der spricht die Wahrheit für die Zukunft. Also die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft machen es notwendig, vom Eide Gebrauch zu machen.

Nun gibt es Einwände gegen den Eid. Die hat es eigentlich immer gegeben. Sekten wie die Mennoniten und einzelne Kirchenväter haben den Eid abgelehnt, damals gewöhnlich wegen der Verknüpfung mit dem heidnischen Götzenwesen, wo der Eid sehr häufig war. Aber es gibt auch ein Wort des Herrn in der Bergpredigt, und das lautet: „Wiederum habt ihr gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht falsch schwören, sondern du sollst dem Herrn halten, was du geschworen hast. Ich aber sage euch: Ihr sollt überhaupt nicht schwören, weder bei dem Himmel, weil er der Thron Gottes

ist, noch bei der Erde, weil sie der Schemel seiner Füße ist, noch bei Jerusalem, weil es die Stadt des großen Königs ist. Auch bei deinem Haupte sollst du nicht schwören, weil du nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz machen kannst. Euer Ja sei vielmehr ein Ja, euer Nein ein Nein. Was darüber ist, das ist vom Bösen.“ Hier hat sich also der Herr eindeutig gegen das Schwören gewandt. Aber die Kirche hat diese Worte immer so verstanden, daß unter den Christen eine solche Aufrichtigkeit herrschen soll, daß das Schwören überflüssig ist. Sie hat dieses Wort des Herrn nie so verstanden, daß der Herr absolut und in jedem Falle den Eid verbietet, sondern daß er mit diesen Worten die Pflicht unbedingter Wahrhaftigkeit einschärfen wollte. Ihr sollt so wahrhaftig sein, daß es nicht notwendig ist, zu den Mitteln des Eides Zuflucht zu nehmen. Aber leider Gottes ist diese Wahrhaftigkeit, auch unter Christen, nicht in dem erforderlichen Maße vorhanden. Deswegen hat die Kirche nie gezögert, von dem Mittel des Eides Gebrauch zu machen. Die Kirche stellt sich hierbei nicht über die Schrift, sondern die Kirche sagt uns, wie die Schrift zu verstehen ist. Sie sagt uns auch, wie dieses Wort des Heilandes zu verstehen ist, und zwar: Der Herr schärft die Pflicht unbedingter Wahrhaftigkeit ein, und diese unbedingte Wahrhaftigkeit soll den Eid unnötig machen.

Die Kirche wendet den Eid nur an, wenn es unbedingt notwendig ist. Man soll den Eid nicht häufig und leichthin auferlegen, sondern nur, wo es für das Gesamtwohl der Kirche erforderlich scheint. So hat zum Beispiel der heilige Papst Pius X. im Jahre 1910 den Antimodernisteneid allen Geistlichen vorgeschrieben. In dem Antimodernisteneid mußten die Geistlichen beschwören, daß sie den falschen Lehren der Modernisten nicht anhängen, daß sie also zum Beispiel nicht die Meinung vertreten, in der Bibel würden Märchen erzählt, und Jesus sei bloß dem Geiste nach auferstanden und nicht nach dem Fleische. Leider Gottes ist dieser Antimodernisteneid von Papst Paul VI. abgeschafft worden, obwohl er heute vielleicht genauso nötig wäre wie damals. Aber aus diesem Beispiel erkennt man, die Kirche wendet den Eid nur an, wenn es ihr um des Gemeinwohles willen unerläßlich scheint.

Die Verpflichtung des Eides ist zu unterscheiden, je nachdem, ob es sich um einen Aussage- oder einen Versprechenseid handelt. Wenn ich einen Aussageeid leiste, dann bekräftige ich mit dem Eid, daß meine Worte wahr sind, daß meine Aussagen zutreffen. Wenn ich einen Versprechenseid leiste, dann erkläre ich, daß ich eine bestimmte Pflicht auf mich nehmen und in Zukunft erfüllen will. Ein solcher Versprechenseid ist der erwähnte Treueid des Bischofs.

Der Eid muß immer unter bestimmten Voraussetzungen geleistet werden, und das sind drei. Er muß in Wahrheit, in Gerechtigkeit und mit Überlegung geleistet werden. Der Eid muß in Wahrheit geleistet werden, das bedeutet, man muß sich vor jeder Lüge, vor jeder Zweispältigkeit, vor jeder Hinterhältigkeit bei der Eidesleistung hüten. Man muß die Worte so nehmen, wie sie dastehen und wie sie von dem gemeint sind, dem der Eid geleistet wird. Im Jahre 1535 saß im englischen Staatsgefängnis des Tower der Kanzler Thomas Morus. Seit 13 Monaten war er eingesperrt und wartete auf die Vollstreckung seines Todesurteils, weil er den Kampf des Königs gegen die Kirche nicht billigen konnte. Da kamen seine Freunde und sagten: Du kannst doch den Eid leisten. Du mußt ihn so fassen, daß er unschädlich ist. Du mußt sagen: Ich schwöre, die Bestimmungen meines Herrn und Königs zu halten, und dabei mußt du an den höchsten Herrn und König denken, an Gott und nicht an den König Heinrich VIII. von England. Das war der listige Vorschlag seiner Freunde; er sollte bei der Eidesleistung etwas anderes denken, als er sagte. Thomas Morus wies diesen Vorschlag entrüstet zurück. „Ich muß den Eid leisten, den man von mir verlangt“, sagte er, „und nicht, was ich bei mir selbst denke. Ich werde weder mich noch andere betrügen.“ Er hat den Eid nicht geleistet, weil er seinem Gewissen widersprach, und ist dann hingerichtet worden. Er hat gewußt, daß der Eid in Wahrheit geleistet werden muß.

Er muß zweitens in Gerechtigkeit geleistet werden. Das heißt, was man aussagt oder verspricht, das muß sittlich einwandfrei sein. Es darf nichts Schlechtes, nichts Böses sein. Wenn ich jemanden verleumdet habe, dann kann ich die Verleumdung nicht mit einem Eid bekräftigen, das würde zu der ersten Sünde eine zweite fügen. Oder wenn ich vorhabe, jemanden umzubringen, dann darf ich diesen Vorsatz nicht mit einem Eid bestätigen und bekräftigen. Es waren einmal zwei Brüder, und die waren verfeindet. Ein Freund bemühte sich, die Brüder zu versöhnen. Der eine war dazu bereit, aber der andere nicht. Er sagte dem Freund: „Ich habe geschworen, ich werde ihm nie verzeihen, und diesen

Schwur breche ich nicht.“ Da sagte ihm der Freund: „Was du geschworen hast, ist eine Sünde und ungültig. Du hast geschworen: Siehe, Gott, ich will dein Gebot übertreten und dem Gesetze deines Feindes, des Teufels, gehorchen. Das hast du geschworen.“ Diese Worte nahm sich der Bruder zu Herzen und ließ ab von seinem Schwur, denn dieser Schwur war ungültig. Er hatte nicht in Gerechtigkeit geschworen.

Das dritte Erfordernis schließlich ist die Überlegung. Einen Eid muß man mit voller Erkenntnis und klarer Einsicht leisten. Wem das fehlt, Unmündigen, Betrunkenen, Drogenabhängigen, die können keinen Eid leisten. Ein solcher Eid wäre nicht gültig. Es muß ein *judicium*, eine Urteilskraft, eine Urteilsfähigkeit da sein. Was man geschworen hat, muß man halten. Es gibt freilich Fälle, in denen sich der Gegenstand des Eides ändert. Ja, es gibt Fälle, in denen der Gegenstand des Eides schlecht wird. Wenn man jemandem einen Treueid geschworen hat, der seine Macht benutzt, um sein Land und sein Volk zugrunde zu richten, dann verliert der Eid seine Kraft, denn der Eid gilt natürlich dem Aufbau der Volksgemeinschaft und dem Nutzen der Nation. Das waren die Überlegungen der Männer vom 20. Juli 1944. Sie rangen mit Gott und mit sich selbst, denn sie hatten den Fahneid geschworen, den Treueid auf das Staatsoberhaupt. Aber sie waren jetzt zu der richtigen Ansicht gekommen, daß dieses Staatsoberhaupt Volk und Land und ganz Europa ins Unglück führt, daß er Volk und Land unermesslich schädigt. Und so haben sie sich durchgerungen zu der Überzeugung, daß der Treueid nicht mehr bindend sein könne.

Wenn man freilich einen rechten Eid nicht hält, dann begeht man Eidbruch oder Meineid, und Eidbruch und Meineid sind schwere Verfehlungen, nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen Gott. Man ruft ihn zum Zeugen an und macht ihn dann zum Zeugen eines falschen Herzens. Dem deutschen König Heinrich IV. wurde im Jahre 1077 ein Gegenkönig entgegenstellt, Rudolf von Schwaben. Es kam zum Kampfe und zur Schlacht bei Merseburg zwischen den beiden Königen und ihren Heeren, und in dieser Schlacht im Jahre 1080 schlug Gottfried von Bouillon, der auf der Seite Heinrichs IV. kämpfte, dem Gegenkönig die rechte Hand ab. Der Gegenkönig soll die rechte Hand betrachtet und gesprochen haben: „Das ist die Strafe dafür, daß ich meinem König den Eid nicht gehalten habe.“

Wir, meine lieben Freunde, wollen diese Form der Gottesverehrung, die der Eid darstellt, hochhalten, wollen darin eine Möglichkeit erblicken, wie die unerläßliche Gewißheit unter Menschen hergestellt werden kann, wollen glauben, daß Gott, der Rächer des Unrechts und der Allwissende, der die Herzen durchschaut und die Nieren prüft, diejenigen, welche einen falschen Eid leisten, zu erreichen weiß, wenn sie nicht vorher umkehren, wozu wir ihnen die Gnade erbitten wollen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Unbefleckte Empfängnis Mariens

08.12.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Maria steht in einem einzigartigen Verhältnis zu ihrem Sohn. Sie hat ihm das Leben geschenkt. Sie war die Pforte, durch die der Logos, die zweite Person in Gott, in diese Welt eintrat. Was ihr widerfuhr, war eine unverdiente Gnade Gottes. Maria ist ein Geschöpf des göttlichen Erbarmens. In ihr siegt die Macht Gottes über menschliche Hinfälligkeit und Schwäche.

Ihre Würde als Gottesmutter ist aber begleitet von ihrer Ausrüstung an Gnade. Sie sollte nicht nur die Mutter des göttlichen Sohnes werden, sie sollte ihm auch gleichförmig sein in ihrer inneren Verfassung. Diese Gleichförmigkeit ist ihre Gnadenausstattung, und sie zeigt sich nirgends deutlicher als in ihrer Freiheit von der Erbsünde. „Nach dem gnädigen Ratschluß Gottes ist Maria vom ersten Augenblick ihres Daseins an im Hinblick auf die Erlösungsverdienste Jesu von allem Makel der Erbsünde frei geblieben.“ Die Bedeutung dieses Glaubenssatzes, der im Jahre 1854 feierlich von Papst Pius IX. verkündet wurde, ist folgende:

Alle anderen Menschen treten, weil sie die Last Adams tragen, im Zustand der Gnadenberaubtheit ins Leben. Sie müssen aus diesem Finsterniszustand befreit werden durch die Taufe. Maria ist vom ersten Aufglimmen ihres Lebens an in der Gnade gewesen. Niemals war sie vom Verderben der Sünde erfaßt. Der Anfang ihres Lebens fällt mit dem Beginn ihrer Durchgnadung zusammen. Es scheint ein unausrottbares Mißverständnis zu sein, daß man die Unbefleckte Empfängnis auf ihre Eltern bezieht, daß man meint, die Empfängnis Mariens durch die Eltern sei unbefleckt gewesen. Während alle anderen Kinder befleckt würden durch die Empfängnis, sei sie nicht befleckt worden. Das ist ein Mißverständnis, ein geradezu verführerischer Unsinn. Über die Eltern Mariens sagt die Unbefleckte Empfängnis nichts aus, in welchem geistigen, in welchem religiösen, in welchem sittlichen Zustand sie sich befanden, als Maria empfangen wurde. Davon spricht das Dogma nicht. Es bezieht sich allein und nur auf die Empfangene, auf Maria, und von ihr sagt es, daß sie vom ersten Augenblick ihres irdischen Daseins an durch eine besondere Gnade des allmächtigen Gottes um der Erlösungsverdienste Christi, ihres Sohnes, willen von dem Makel der Erbsünde verschont blieb.

Maria ist die Ersterlöste ihres Sohnes. Auch sie war erlösungsbedürftig. Auch Maria mußte, weil sie in der Kette der Nachkommen Adams stand, erlöst werden. Aber während alle anderen durch die Gnade, die in der Taufe gewährt wird, nachträglich erlöst werden, war sie die Vorerlöste. Andere werden von der Erbsünde befreit, Maria blieb vor der Erbsünde bewahrt.

Also die Erlösungsbedürftigkeit Mariens steht fest, aber sie wurde in einer besonderen Weise erlöst, in einer einzigartigen Weise, um ihrer einmaligen Stellung im Heilswerk wegen.

Die Wahrheit von der Erbsündenfreiheit Mariens ist in anderen Glaubenswahrheiten eingehüllt, und es hat lange gedauert, bis sie entfaltet wurde. Bis zum Jahre 1854 hat es gebraucht, hat die Dogmenentwicklung gebraucht, um endgültig klar zu erkennen, daß die Erbsündenfreiheit Mariens in der Offenbarung enthalten ist. Die Kirche sieht Andeutungen an zwei biblischen Stellen; einmal im sogenannten Proto-Evangelium, nämlich der Erstverheißung im Buche Genesis. Da wird gesagt, als der Sündenfall eingetreten war, daß die Sünde doch wieder besiegt werde. „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen.“ Die Schlange wird diesem Weibessamen nachstellen und ihn an der Ferse verletzen, aber der Weibessame wird ihr den Kopf zertreten, d.h. es wird einer aus dem Menschengeschlechte erscheinen, der den Satan besiegt. Und wir wissen heute aus der Heilsgeschichte, daß dieser eine niemand anders sein konnte als unser Herr und



Heiland Jesus Christus. Er hat die Sünde besiegt, und deswegen hat diese Stelle aus der Genesis, aus dem ersten Buche Moses, messianische Bedeutung. Sie verweist auf den Weibessamen in besonderer Weise, nämlich auf Jesus Christus. Und Maria steht nun mit diesem ihrem Kind in einer ganz besonderen geistlichen und heilsgeschichtlichen Verbindung. Sie nimmt deswegen - in einer mitgeteilten und abgeleiteten Weise - teil an dem Sieg über die Sünde. Insofern kann man also in diesem Proto-Evangelium eine Andeutung finden, daß Maria von der Erbsünde bewahrt blieb.

Im Lukasevangelium wird Maria als die Begnadete angesprochen. Das bezieht sich natürlich zunächst auf ihre Muttergotteswürde. Weil sie den Logos gebären sollte, war sie begnadet. Aber man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß ihrer Würde ihre Nähe zu Gott entsprechen sollte. Weil sie so hoch gestellt war, sollte sie auch so rein sein.

Die Dogmengeschichte zeigt uns, daß es bis zum Jahre 1854 nicht an gegnerischen Stimmen zu dieser Lehre gefehlt hat. Im 12. Jahrhundert erst haben zwei englische Mönche diese Wahrheit deutlich ausgesprochen; aber ein so berühmter Mann und ein so großer Heiliger wie der heilige Bernhard wandte sich gegen diese Lehre. Auch der heilige Thomas von Aquin hat sie nicht angenommen, der heilige Albert ebenfalls nicht. Die gedanklichen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, waren zu groß.

Die Lösung, die intellektuelle Lösung verdanken wir einem Mann, der vielleicht jetzt bald vor der Heiligsprechung steht, nämlich dem schottischen Theologen Duns Scotus. Er hat die scheinbar unüberwindliche Schwierigkeit überwunden, zu zeigen, wie jemand aus der Ahnenreihe Adams nicht in der Sünde gestanden haben kann. Ja, sagt Duns Scotus, Maria ist auch erlöst worden. Aber während alle anderen die Erlösung so erfahren, daß sie von der Sünde befreit werden, ist sie erlöst worden, indem sie vor der Sünde bewahrt wurde.

Er hat die Lösung gebracht, der große Duns Scotus, und seitdem geht es dann aufwärts. Der Papst Sixtus IV., der im 15. Jahrhundert regierte, hat schon das Fest von der Unbefleckten Empfängnis in den Festkalender der Kirche aufgenommen. Das Tridentinum - das Konzil von Trient - hat von Maria ausgeschlossen, daß sie mit der Erbsünde belastet gewesen sei. Und endlich der große Papst Pius IX. hat am 8. Dezember 1854 als Glaubenssatz der Kirche verkündet: Maria ist vom ersten Augenblick ihres Daseins an durch ein Gnadenprivileg des allmächtigen Gottes im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, des Erlösers, von allem Makel der Erbsünde frei geblieben.

Es ist ohne weiteres einzusehen, daß die Mutter des heiligen Erlösers heilig sein soll. Sie hat ihm ja etwas von ihrer Art gegeben. Nach seiner ganzen irdischen Befindlichkeit stammt Jesus von Maria. Sie hat ihm seine Züge eingepreßt. Sie hat ihm Eigenschaften und Anlagen mitgegeben, die in ihm wirken sollten. Da mußte natürlich alles von ihm ferngehalten werden, was nur entfernt an Sünde und Sündenfolgen heranreicht. Die Mutter mußte ganz rein sein, damit ihr Sohn ganz rein wäre. Und so ist es geschehen. Maria ist nicht nur von der Erbsünde, sondern auch von den Folgen der Erbsünde frei geblieben, also von der ungeordneten Begierlichkeit, von der Konkupiszenz. In Maria ist nie der Wunsch aufgestiegen, sich gegen Gottes Willen zu behaupten. Sie hat nie eine Versuchung zur Sünde in sich gespürt. Sie ist auch nie einer solchen Versuchung - die es so nicht gegeben hätte - erlegen. Sie ist sündenfrei geblieben. Sie ist die unbefleckte und sie ist die unversehrte Jungfrau, als die wir sie in der Lauretischen Litanei anrufen.

Ja, war ihr Leben dann nicht außerordentlich einfach, ja fast bequem, wenn sie nicht ringen mußte mit der Sünde, wenn sie nicht kämpfen mußte mit den Verlockungen von außen und von innen? Ihre Kämpfe liegen auf einem anderen Gebiet. Sie war immer bereit zur Empfänglichkeit und Hingabe für Gott. Aber Gott wollte sie von Stufe zu Stufe höher führen. Er wollte, daß sie mit immer größerer Kraft und Intensität sein Geschöpf sein solle. Und deswegen hat er sie auch in ihrer irdischen Pilgerschaft in immer neue, scheinbar ausweglose Situationen hineingeführt. Schon als der Engel ihr die Botschaft brachte, erschrak sie; auch Maria, die Reine, die Allerreinste, gerät in Schrecken, wenn Gott sich ihr naht, wenn er durch einen Boten zu ihr spricht. Sie war zunächst ratlos über die Botschaft. „Wie soll das geschehen?“ Das ist Ratlosigkeit. Sie hatte keinen Beweis, daß die Botschaft von Gott kam. Der Engel wies sich durch kein Wunder aus. Wie hat sie dann überhaupt begriffen, daß die Botschaft von Gott kam? Es war die innere Verwandtschaft zwischen ihr und dem Gottesboten. Die geistliche Nähe verriet ihr untrüglich, daß der, der da vor ihr stand, von Gott gesandt sein muß. Sie

glaubt - und das ist die große Auszeichnung ihres Lebens: Sie ist die Glaubende! Sie wird deswegen seligepriesen in der Heiligen Schrift: „Selig, die du geglaubt hast!“ Ihr Leben vollzog sich also im Glauben, das heißt immer bis zu einem gewissen Grade auch: in der Dunkelheit des Glaubens. Sie war noch nicht in der Schau, sie war noch nicht im Himmel, sie war noch nicht angekommen, sondern sie war auf der Pilgerschaft - und Pilgerschaft heißt Wandern im Glauben.

So war es auch mit der Geburt ihres Sohnes. Unter welchen kümmerlichen Umständen wurde der geboren, der den Thron des Vaters David erhalten sollte! Vor dem harten Herodes mußte sie fliehen nach Ägypten, in einem fremden Land ohne die heimatlichen Feste verweilen. Wo war da der allmächtige Gott, der seinen Sohn geschickt hatte? Das war eine Glaubensprobe! Maria hat diese Glaubensprobe bestanden, genau wie jene im Tempel zu Jerusalem. Der greise Simeon sagt von Jesus, daß er das Heil der Völker ist. Er sagt aber auch, daß ihre Seele ein Schwert durchdringen werde, daß also Leiden über sie kommen werden und daß sich an ihrem Sohne Heil und Unheil entscheiden wird. Simeon wußte mehr, mehr selbst als Maria und Josef wußten. Und immer wieder berichtet die Schrift, daß Maria das Verständnis fehlte. „Sie wußte nicht, was er damit sagen wollte.“ Sie war also nicht eingeweiht von Gott in einzelne Ereignisse des Gottesreiches, vor allem nicht, als er wortlos Abschied nahm in Jerusalem. Das war für sie ein schreckliches Erlebnis. Wir spüren, wie die Erregung in ihr zittert. „Kind, was hast du uns getan? Dein Vater und ich, wir haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Sie hat noch nicht erfaßt, daß über diesem Leben der Wille des Vaters im Himmel steht. Diese kurze Trennung ist nur der Vorgeschmack eines endgültigen Abschieds, der sich auf Golgotha zutragen wird.

Maria hat alle Schritte ihres Sohnes miterlebt. Sie ist alle Wege des Sohnes mitgegangen, und so konnte sie auf Golgotha unter dem Kreuze ausharren. Sie ist nicht geflohen vor dem Kreuze, sie ist auch nicht zusammengebrochen unter dem Kreuze, sie hat ausgeharrt unter dem Kreuze. Sie konnte die Worte vernehmen, die sich noch einmal andeutend darauf richten, daß ihr Sohn sich von ihr entfernt: „Frau,“ so sagte er, „Frau“ (statt „Mutter“), „Frau, siehe da deinen Sohn!“ Jetzt muß sie einen Jünger eintauschen für ihren Jesus, einen bloßen Menschen für den Gottessohn.

Maria hat nicht alles verstanden, was Gott ihr zumutete, aber ihre Treue zu Gott, ihr Gehorsam gegen Gott hat niemals gewankt. Das ist ihre Größe. Ihr Verständnis vermochte nicht alles mitzuvollziehen, aber ihr Wille war immer gefestigt in Gott, und so hat sie durch alle Dunkelheiten ihres Lebens hindurch die Vollendung gefunden. Die anderen, die Sünder, haben sich von Gott losgesagt durch den Ungehorsam und sind dadurch zugrunde gegangen. Maria hat durch den Gehorsam die Vollendung in Gott gefunden, sie ist so die Königin der Engel, die Helferin der Christen und die Zuflucht der Sünder geworden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Jungfrauschaft Mariens

15.12.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen Sonntagen haben wir klargemacht, was es bedeutet, wenn wir bekennen: Maria ist immerwährende Jungfrau. Wir haben gesehen, daß ihre Jungfrauschaft drei Elemente umfaßt, nämlich die körperliche Unversehrtheit, die Bewahrung von jeder Sünde gegen die Keuschheit und die Freiheit von der ungeordneten Begierlichkeit. Es bleiben einige Fragen und Einwände zu beantworten.

Zunächst geht es um das Wesen der leiblichen Unversehrtheit Mariens. Diese Frage können wir nur mit einem „non liquet“ beantworten. Sie ist ein Geheimnis, die leibliche Unversehrtheit, so wie es die ganze Offenbarung ist. Sie ist ein Wunder der göttlichen Allmacht, und man kann versuchen, durch Vergleiche in das Geheimnis einzudringen.

Die Kirchenväter sagen, die körperliche Unversehrtheit Mariens könne man vergleichen mit dem Durchgang eines Lichtstrahls durch ein Prisma, durch ein Glas. Man kann die leibliche Unversehrtheit auch in Parallele setzen zu dem Auferstehungsvorgang, als der Herr durch Felsen und Fesseln hindurchbrach. Man kann die leibliche Unversehrtheit zu verstehen suchen, indem man sich an das Gehen des Auferstandenen durch verschlossene Türen erinnert. Und letztlich kann man sie vergleichen mit dem Entstehen eines Gedankens im Geiste.

Aber das alles sind spärliche Hinweise, und wenn wir sie überziehen, würden wir die Wirklichkeit der Empfängnis und die Wirklichkeit der Geburt Christi gefährden.

Eine zweite Frage ist: Warum ist der Logos, die zweite Person Gottes, nicht in einer Familie wie andere geboren worden, warum hat er nicht einen irdischen Vater wie alle anderen einen irdischen Vater haben? Darauf gibt es zwei falsche und vier richtige Antworten. Die erste falsche Antwort lautet, es sei mit der Würde der Gottesmutter unverträglich gewesen, daß ihr Sohn ins Leben trat, wie andere Menschen ins Leben treten. Eine solche Meinung verkennt die Würde der Ehe. Die Ehe ist eine Einrichtung Gottes, die Ehe ist in das Heilmysterium Gottes hineingenommen, sie ist zur Würde eines Sakramentes erhoben, und deswegen ist es ausgeschlossen, daß eine Empfängnis Jesu in der Weise, wie andere Menschen empfangen werden, wegen der Würde der Empfangenden ausgeschlossen gewesen wäre.

Die zweite falsche Antwort lautet, es wäre ein irdischer Vater in Konkurrenz mit dem himmlischen Vater getreten. Nein, das ist ausgeschlossen. Eine solche Konkurrenz wäre nur möglich, wenn der himmlische Vater bei der Entstehung Jesu mitgewirkt hätte, wie es die Götterlegenden, wie es die Mythen verkünden. Dort naht sich in phantastischer Weise der Gott einer irdischen Frau und tritt mit ihr in irdischen Verkehr. Solche Vorstellungen sind vom Gott des Neuen Testaments völlig fernzuhalten. Er ist über jede Geschlechtlichkeit erhaben, seine Einwirkung auf Maria ist in keiner Weise zu vergleichen mit dem Tun eines irdischen Vaters in einer normalen irdischen Familie. Das sind falsche Antworten, die wir abweisen, sie sind mit der Würde des Schöpfergottes und mit der Würde des Erlösergottes unvereinbar.

Aber welches sind dann die Gründe, warum Maria jungfräulich empfing, warum Jesus also ohne irdischen Vater entstanden ist, warum er keinen biologischen Vater, wie man heute sagt, hat?

Der erste Grund ist darin gelegen, daß die völlige Gnadenhaftigkeit der Erlösung dadurch angedeutet werden soll. Die Erlösung ist allein dem Erbarmen Gottes zu verdanken. Der Mensch kann nichts anderes tun, als im Aufnehmen die Hände auszustrecken und das Herz zu öffnen. Die Erlösung ist

nicht dem Tatwillen eines Mannes zu verdanken, sie ist nicht aus der Initiative eines Menschen entsprungen, sondern die Erlösung ist allein Gott zu verdanken, und das ist angedeutet in der jungfräulichen Empfängnis Mariens. „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.“ Die Erlösung ist ein Vorgang vom Jenseits und nicht vom Diesseits.

Der zweite Grund wird darin gelegen sein, daß durch diese Weise der Empfängnis die Einzigartigkeit des Empfangenen angedeutet werden soll. Jesus geht nicht auf im menschlichen Bereich, er ist nicht zu fassen allein mit irdischen Kategorien, er kommt aus einem jenseitsmenschlichen Bereich, aus einem überirdischen Bereich, er kommt aus der überweltlichen Wirklichkeit Gottes. Und diese Einzigartigkeit seines Wesens wird angedeutet durch die Einzigartigkeit seiner Entstehung. Es ist also die Jungfräulichkeit, die jungfräuliche Empfängnis Mariens ein Hinweis auf die überragende Würde des Empfangenen.

Ein dritter Grund kann darin gelegen sein, daß in dieser Empfängnis der Endzustand abgebildet wird. Welches ist der Endzustand, dem die Welt entgegenggeht? Der Endzustand ist der neue Himmel und die neue Erde. Und wie ist er beschaffen? Er ist so beschaffen, daß der Herr sagt: Das ist ein Zustand, wo sie nicht mehr heiraten und nicht mehr verheiratet werden, wo also die irdischen Geschlechtsverhältnisse aufgehoben sind. Und diesen Zustand scheint die jungfräuliche Empfängnis Mariens abzubilden. Das ist sehr sinnvoll, denn es ist der in ihrem Schoß entstanden, der den Endzustand heraufführt. Es ist der Keim des Erlösers in sie gelegt, der den neuen Himmel und die neue Erde herbeiführen wird. Deswegen ist es höchst geziemend und angemessen, daß er in einer Weise empfangen wurde, die eben ein Hinweis auf diesen Endzustand ist.

Der vierte Grund wird darin gelegen sein, daß in der jungfräulichen Empfängnis die Vorbehaltlosigkeit der Hingabe angedeutet ist. Maria war ein Mensch, der wie kein anderer unter den Sterblichen in einer unbedingten Weise sich Gott überantwortet hat. Sie war gewissermaßen ein leeres Blatt, auf das Gott hineinschreiben konnte, was er wollte. „Ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort!“ Das ist die vorbehaltlose Hingabe. Und diese restlose Übereignung wird in dem Vorgang der jungfräulichen Geburt angedeutet, weil jetzt Gott sich auf eine ganz andere Weise mit dem Menschen einläßt als vorher, indem er selbst auf Erden erscheint.

Nun werden aber, meine lieben Freunde, eine Reihe von Einwendungen vorgetragen, Einwände, die sich teilweise auf die Bibel stützen. Wir wissen ja, daß es Bibelchristen gibt, die mit der Bibel in der Hand als Kampfbuch gegen die katholische Kirche arbeiten. Und so sagt man: Aber in den Evangelien ist doch die Rede von den Brüdern Jesu, also scheint doch Maria noch weitere Kinder gehabt zu haben. Es ist auch von Schwestern die Rede. Jesus scheint also in einer kinderreichen Familie aufgewachsen zu sein. Wo bleibt da die Jungfräulichkeit Mariens? Das ist tatsächlich die Meinung vieler Protestanten. Diese Meinung ist falsch, und diese Falschheit läßt sich beweisen. Im Markusevangelium ist im 7. Kapitel, 3. Vers die Rede von „Brüdern Jesu.“ „Ist das nicht der Zimmermannssohn, ein Bruder des Jakobus, Joses, Judas und Simon?“ Hier werden also Brüder, angebliche Brüder Jesu genannt, Jakobus und Joses. Aber diese selben Brüder werden ein paar Kapitel weiter in Markus 15, Vers 40 als Söhne einer anderen Maria bezeichnet, also nicht der Maria, der Mutter Gottes, sondern einer zweiten Maria. „Unter dem Kreuze standen Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus und des Joses.“ Also sind Jakobus und Joses, obwohl sie als Brüder des Herrn bezeichnet werden, Söhne einer anderen Mutter.

Und das Johannesevangelium sagt uns sogar, wer der Vater ist. Denn in Johannes 19 Vers 25 wird gesagt, daß unter dem Kreuze standen „seine Mutter, die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Kleophas“. Die Frau des Kleophas! Sie ist also von der Muttergottes verschieden, sie hat einen anderen Mann, und der heißt Kleophas. Da sehen wir, daß es sich also bei den Brüdern nicht um Söhne derselben Mutter und desselben Vaters handeln kann, sondern um Verwandte, um nahe Verwandte.

Ein solcher Sprachgebrauch ist schon im Alten Testament bezeugt. Das Alte Testament ist ja ursprünglich in hebräischer Sprache geschrieben, und die hebräische Sprache hat kein Wort für „Vetter“. Wenn wir das Wort „Vetter“ gebrauchen, dann sagt das Alte Testament „Bruder“. Es gibt kein hebräisches, es gibt kein aramäisches Wort für Vetter oder Cousin. Ein Beispiel: Es wird berichtet, daß Abraham aus Ägypten kam und daß auch Lot bei ihm war. Sie besaßen viele Herden, und das Weide-

land war knapp. Da sagte Abraham zu Lot: „Es soll keine Zwietracht geben zwischen mir und dir, zwischen meinen und deinen Hirten, denn wir sind ja Brüder!“ Aber Lot ist gar nicht der Bruder Abrahams. Ein paar Zeilen vorher wird gesagt, daß er der Brudersohn Abrahams ist, also sein Neffe. Er wird aber als Bruder bezeichnet. Das ist ein Beispiel dafür, daß eben die Bibel nahe Verwandte, die nicht von demselben Vater und nicht von derselben Mutter abstammen, als Brüder oder auch als Schwestern bezeichnet.

Außerdem wäre es rätselhaft, wenn Jesus Brüder, leibliche Brüder gehabt hätte, warum er dann sterbend am Kreuze seine Mutter einem Fremden anvertraut hat. Es ist doch ganz normal, daß er gesagt hätte: Meine Brüder werden sich um dich kümmern, Mutter. Nein, er bestellt Johannes zum Pfleger, zum Hüter seiner Mutter. „Siehe da, dein Sohn, siehe da, deine Mutter!“

Aber da wird noch ein anderer Einwand gemacht. Im Matthäusevangelium heißt es: „Sie gebar ihren erstgeborenen Sohn.“ Wenn ein Erstgeborener da ist, so argumentiert man, dann werden auch Zeit- und Drittgeborene vorhanden sein. Auch diese Argumentation geht fehl. Immer und in jedem Falle heißt der erste Sohn einer Familie Erstgeborener, ohne Rücksicht darauf, ob noch zweite oder dritte Söhne kommen. Wenn jemand als Erstgeborener bezeichnet wird, dann ist damit in keiner Weise ausgesagt, daß er Geschwister hat, sondern es wird damit nur betont: Alle Rechte, die dem Erstgeborenen zukommen, liegen bei ihm.

So ist also auch in dieser Redeweise nichts gegen die Jungfräulichkeit, gegen die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens ausgesagt. Da tritt noch eine letzte Frage auf: Ja, warum hat dann Maria überhaupt geheiratet, wenn sie eben nicht mit ihrem Manne in Gemeinschaft leben wollte, wie es sonst der Fall ist? Die Antwort darauf muß lauten: Sie hat geheiratet, damit das göttliche Kind vor Elend und Schande bewahrt blieb. Wäre das Kind nämlich in einem nichtehelichen Verhältnis zur Welt gekommen, wäre Maria nicht verheiratet gewesen, dann wäre Not und Schmach die Folge für Mutter und Kind gewesen. Um vor Elend und Schande bewahrt zu bleiben, hat Gott die Anordnung getroffen, daß sein Sohn in einer normalen Familie zur Welt kommen sollte.

Man fragt, was die Worte bedeuten: „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Sie können in zweifacher Weise gedeutet werden: Jetzt stehe ich nicht in ehelicher Gemeinschaft mit einem Manne. Ich bin zwar verlobt mit Josef, aber wir stehen nicht in Verbindung miteinander; wir haben keine Gemeinschaft, weil die Heimführung in das Haus Josefs noch nicht erfolgt ist.

Die zweite Deutung sagt: Die Worte „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ bedeuten, daß Maria überhaupt nicht, niemals und zu keiner Zeit einem Manne angehören wollte. So sagt Augustinus, sie habe ein Gelübde der Jungfräulichkeit gemacht. Augustinus ist kein Träger der Offenbarung, aber er ist ein großer Theologe. Deswegen sollte man meinen, daß seine Äußerung Gewicht hat.

Wie immer es sein mag, eines ist sicher: Maria hat das getan, was Gott von ihr verlangt hat, und er hat eben von ihr verlangt, daß sie die selige Pforte des himmlischen Wortes sein solle, daß sie den gebären solle, der zwar einen himmlischen Vater hat, aber keinen irdischen Vater. Und Josef hat sich in dieses Verhältnis gefügt. Es ist ihm durch göttliche Offenbarung gewiß geworden, daß er Maria hüten und schützen, aber nicht besitzen sollte und daß er der Pfleger und Hüter des in ihr entstandenen Sohnes sein sollte.

Das alles liegt in dem Worte: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort!“ Die Kraft der Liebe und die Kraft der Hingabe ist entscheidend. Und als Maria erkannt hat, was Gott von ihr wollte, da hat sie nichts anderes getan; sie hat sich gefügt und untergeordnet. „Ich bin eine Magd des Herrn.“ Schreibe auf dieses Blatt Papier, so hat sie gleichsam zu Gott gesprochen, was du willst. Ich bin ergeben, ich bin dir vorbehaltlos ausgeliefert. Mir geschehe nach deinem Wort!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Kommt, laßt uns Gott anbeten (6)

(Über das Sonntagsgebot)

22.12.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das 1. Kirchengebot lautet: „Du sollst die gebotenen Feiertage halten.“ Das 2. Kirchengebot schließt sich ihm an: „Du sollst an jedem Sonn- und Feiertag eine heilige Messe mit Andacht hören.“ Diese beiden Gebote gehören zusammen, sie ergänzen sich. Es ist eine naturrechtliche Forderung, daß der Mensch Zeit ausspart von der Arbeit für höhere Betätigungen, vor allem für die Gottesverehrung. Wenn wir sagen, es handelt sich hier um Kirchengebote, so ist das natürlich nicht falsch, aber diese Kirchengebote kodifizieren göttliches Recht. Was in diesen Kirchengeboten geboten wird, das ist schon von Gott vorgeschrieben, daß man nämlich Zeit ausspart für Gott, daß man die Arbeit ruhen läßt und der Erholung, aber auch der seelischen Erhebung und der Gottesverehrung Zeit widmet. Die leibliche Natur des Menschen zwingt dazu, die Gottesverehrung nicht nur im Geiste, sondern auch im Körper darzubringen, und seine soziale Natur veranlaßt, daß diese Gottesverehrung in Gemeinschaft vor sich geht.

Der Ursprung des Sonntagsgebotes liegt in der Heiligen Schrift. Es war im Alten Bunde Sache der Autorität, den Tag festzulegen, der Gott gewidmet sein soll. Im Alten Bunde war es der Sabbat, zur Erinnerung an die Vollendung des Schöpfungswerkes. Im Neuen Bunde ist es der Sonntag, zur Erinnerung an die Auferstehung, das Heilsgeheimnis, das im Mittelpunkt des christlichen Glaubens steht, und zur Erinnerung an die Geistsendung zu Pfingsten. Auferstehung und Geistsendung haben den christlichen Glauben und die christliche Kirche begründet. Deswegen hat die Kirche den Sonntag als den Ruhetag, als den Festtag, als den Feiertag, als den Gebetstag eingesetzt. Schon im Neuen Testament ist zu erkennen, daß der Sonntag der dem Herrn geweihte Tag war. Als Paulus in Kleinasien, der heutigen Türkei, in Troas weilte und dort mehrere Tage blieb, da heißt es in der Apostelgeschichte: „Und am ersten Tage der Woche kamen wir zum Brotbrechen zusammen“. Der erste Tag der Woche ist der Sonntag. Wir haben noch ein anderes Zeugnis für die Sonntagsfeier im Neuen Testament. Als der Apostel Johannes verbannt wurde auf die Insel Patmos, da hat er an einem bestimmten Tage göttliche Geheimnisse offenbart erhalten, und zwar „am Tage des Herrn wurde ich vom Geiste erfüllt“. Der Tag des Herrn ist nichts anderes als der Sonntag, der dem Herrn geweihte Tag, der dem Herrn gehörige Tag. Das ist der Ursprung der Sonntagsfeier. Die Kirche kodifiziert göttliches Recht.

Der Inhalt der Sonntagsfeier besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil ist die Verpflichtung, eine heilige Messe zu hören. Die heilige Messe ist in körperlicher Gegenwart zu hören. Man kann sich nicht von der Teilnahme am Meßopfer dadurch entschuldigt halten, daß man einer Meßfeier am Fernseher beiwohnt. Das ist keine körperliche Gegenwart, sondern das ist eine Gegenwart durch das Bild. Wir sind aber zu körperlicher Gegenwart verpflichtet, und die körperliche Gegenwart muß getragen sein vom Geiste. Man muß wenigstens die virtuelle Intention haben, die Messe mitzufeiern, also den einmal gefaßten Entschluß, durch die Meßfeier Gott zu verehren. Man muß auch die ganze heilige Messe mitfeiern, alle Hauptteile; auch die Predigt gehört dazu. Die Predigt ist ein Bestandteil der heiligen Messe, und deswegen ist auch die Predigt verpflichtend vorgeschrieben für die Heiligung des Sonntags.

Der zweite Teil der Sonntagspflicht, nämlich die Arbeitsenthaltung, steht im Dienste des ersten. Unser kirchliches Gesetzbuch sagt, daß die Enthaltung von Arbeit notwendig ist, damit die dem Her-

rentage eigene Freude, die Erholung von Geist und Körper, aber auch vor allem die Gottesverehrung zu ihrem Recht kommt. Man kann nicht weiterarbeiten und gleichzeitig Gottesverehrung betreiben, und man muß auch dem Körper die notwendige Erholung gönnen. Früher hat man die verbotenen Arbeiten als knechtliche Arbeiten bezeichnet, *opera servilia*. Knechtliche Arbeiten sind jene, die früher von den Sklaven verrichtet wurden, also Handarbeiten im Unterschied zu den von den Freien verrichteten Arbeiten wie Kunst, Unterricht, Bildung. Die heutige Umschreibung der Pflichten des Sonntags zeigt, daß die Enthaltung von Arbeit im Dienste höherer Werte steht. Es geht nicht um das Nichtstun, sondern es geht um die Erhebung des Geistes, es geht um das Freisein für Gott, es geht auch um die Freude, die nun einmal durch schwere körperliche Arbeit getrübt wird. In diesem Sinne ist also die Arbeitsenthaltung zu verstehen.

Die Bedeutung des Sonntags kann überhaupt nicht überschätzt werden. Sie ist eine sittliche, eines sozialetische und eine religiöse. Die Bedeutung des Sonntags ist eine sittliche, d.h. sie hängt mit dem Sittengesetz zusammen. Der Mensch braucht eine Zeit, um von den Sorgen und Mühen des Alltags abzulassen. Er muß einmal seine Augen auf Höheres richten. Der Mensch verkommt, wenn er keine Feierkleider mehr anzieht. Er muß einmal die Plackereien und Mühen der Werktag dahinten lassen, um sich höheren Betätigungen zu widmen. Der Sonntag hat auch sozialetische Bedeutung, nämlich er soll die Familienbande festigen. Am Sonntag soll die Familie eins sein, eins auch in der Gottesverehrung. Da soll auch die Verbindung mit der Kirche geknüpft werden durch den Besuch des Gottesdienstes, durch die Gemeinschaft mit den Gläubigen. Da soll natürlich auch den hart Arbeitenden die notwendige Erholung gegönnt sein. Es ist ja merkwürdig, meine lieben Freunde, daß der Sonntag viel mehr geschätzt war, als die Arbeitszeit länger war denn heute, wo sie so verkürzt ist. Es gibt kein Land der Welt, in dem weniger gearbeitet wird als in Deutschland. In Deutschland beträgt die jährliche Arbeitszeit 1.651 Stunden, in Japan beträgt sie 2.201 Stunden. Trotz dieser erheblichen Erleichterung ist der Sonntag heute weniger denn je geschätzt. Wir werden gleich noch auf die Gründe einzugehen haben. Vor allem aber die religiöse Bedeutung des Sonntags ist wichtig. Der Mensch braucht den Kontakt mit Gott. Er braucht die Verbindung mit der Kirche. Er braucht das heilige Meßopfer. Natürlich kann man auch am Strande fromme Gedanken hegen oder im Walde sich zu Gott erheben, aber da ist nicht das Meßopfer, da ist nicht der sich opfernde Christus gegenwärtig, da ist nicht die Gemeinschaft der Opfernden mit dem Priester an der Spitze. Das alles ist nur zu finden in einer katholischen Kirche, wo ein würdiger Priester das heilige Meßopfer feiert. Ich habe in meinem 40jährigen Priesterleben viele Menschen kennengelernt, meine lieben Freunde. Ich habe noch nie einen verlorengelassen sehen, der die Sonntagsfeier gehalten hat, aber ich habe oft erlebt, wie die Religion und dann auch die Sittlichkeit nachließ oder verloren ging bei denen, die schuldhaft die Sonntagsfeier unterlassen haben. Der Katholik kann nicht ohne Messe sein. Er kann sein Katholischsein nicht ohne Messe bewahren. Für diese Messe sind die Christen in der Verfolgungszeit in den Tod gegangen. Wir haben Martyrerakten, also gerichtliche Protokolle über Prozesse gegen Christen. In einem dieser Protokolle, wo 49 Christen bei der Feier der Sonntagsmesse von Häschern überfallen und nach Karthago geschleppt wurden, fragte der Richter im Verhör den Priester: „Hast du gegen des Kaisers Verbot diese Leute da beim Gottesdienst versammelt?“ „Ja, wir haben ruhig unseren Gottesdienst gehalten.“ „Warum?“ „Weil der Sonntagsgottesdienst nicht unterbleiben darf. So lehrt, so befiehlt uns das Gesetz.“ Der Priester wurde zur Folter abgeführt. Noch ehe er unter Pfeilen starb, stand schon der lector emeritus vor dem Richter: „Ich bin an allem schuld. In meinem Haus war die Versammlung.“ Der Richter fragte ihn: „Warum hast du das nicht unterlassen?“ „Das durfte ich nicht, denn wir Christen können nicht ohne Sonntagsgottesdienst sein.“ Auch er wurde furchtbar gemartert, nach ihm die übrigen Glaubensgenossen, die immer wieder versicherten: „Wir sind Christen, wir können nicht anders handeln, wir müssen Gottes heiliges Gesetz beachten, auch wenn es unser Blut kostet.“ Endlich kam die Reihe an den Jüngsten mit Namen Hilarius. Er sagte: „Ich bin Christ. Aus eigenem Antrieb habe ich mit meinem Vater und den Brüdern am Gottesdienst teilgenommen.“ Der Richter drohte ihm die Nase und die Ohren abschneiden zu lassen. „Tu, was du willst“, war die Antwort des kleinen Helden. Er wurde abgeführt und bestätigte noch die Entlassung zum blutigen Opfergang mit

dem „Deo gratias“, Dank sei Gott, des heiligen Opfers. Wir katholische Christen können nicht ohne den Sonntagsgottesdienst, ohne die heilige Messe sein.

Deswegen, meine lieben Freunde, ist es nach richtiger Überzeugung schwere Sünde, den Sonntagsgottesdienst zu versäumen. Wer schuldhaft und in klarer Erkenntnis des Gebotes dieses Gebot übertritt, begeht eine schwere Sünde. Sie werden sagen: Dann begehen aber sehr viele diese schwere Sünde. Ich antworte: Eine Sünde hört nicht dadurch auf, eine Sünde zu sein, daß viele sie begehen. Der Heiland sagt: „Die Straße ist breit, die zum Verderben führt, und viele gehen sie. Der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenige finden ihn.“ Es ist uns also vorausgesagt, daß die Masse den Weg ins Verderben geht, und wir dürfen daran, wenn es die Wahrheit ist, keinen Anstoß nehmen. Die Menschen haben die Kenntnis des Willens Gottes erlangt. Sie sind verantwortlich für den Gehorsam gegen diesen Willen, und sie werden nach dem Maße ihrer Verantwortlichkeit gerichtet werden.

Selbstverständlich gibt es Entschuldigungsgründe. Wer krank ist, ist entschuldigt, die heilige Messe zu besuchen. Wer durch eine Arbeit festgehalten ist, die nicht unterbrochen werden kann, ist entschuldigt. Man kann die Hochöfen am Sonntag nicht löschen; sie müssen immer unterhalten werden. Die Verkehrsbetriebe müssen auch am Sonntag ihren Dienst verrichten, und die häuslichen Arbeiten müssen auch am Sonntag weitergehen. Das alles ist vom Sonntagsgebot überhaupt nicht betroffen. Die das tun, sind entschuldigt und brauchen im Gewissen nicht beunruhigt zu sein. Es geht um jene, die unnötige, überflüssige Arbeiten verrichten oder jene, die schuldhaft die heilige Messe versäumen.

Als die sogenannte Liturgiereform vor sich ging, da sagte ein bekannter Theologe: „Wenn einmal die Messe ganz in Deutsch sein wird, dann werden die Kirchen die Gläubigen nicht fassen können.“ Das war offensichtlich eine Illusion. Die Messe ist jetzt ganz deutsch, und der Gottesdienstbesuch ist in einem katastrophalen Maße zurückgegangen. Als ich vor 25 Jahren nach Budenheim kam, hatten wir hier etwa 25 Prozent Gottesdienstbesucher. Jetzt sind es noch 10 Prozent.

Die Ursachen für diese Verhältnisse sind verschiedener Art. Selbstverständlich hat die Minderung der Arbeitszeit dem Sonntag Abbruch getan. Die Menschen haben den Sonntag gewissermaßen nicht mehr nötig. Sie legen ja schon am Freitag um 12 Uhr oder um 2 Uhr die Hände in den Schoß und haben dann Ruhe bis Montagmorgen. Da wird der Sonntag nicht mehr genügend herausgehoben. Ich halte es auch für eine gefährliche Entwicklung, von kirchlicher Seite dazu beizutragen, den Sonntag eucharistiefrei zu gestalten durch die Samstagabend-Messe. Auf diese Weise ist es möglich, daß jemand am Sonntag eben nicht zur heiligen Messe geht. Er hat sie gewissermaßen schon vorweggenommen. Aber der Sonntag wird dadurch ausgehöhlt; dem Sonntag fehlt dann das Kernstück, das Herzstück. Es kommt natürlich dazu, daß der gesamte religiöse Bewußtseinsstand unserer Gläubigen in den letzten Jahrzehnten eminent gemindert worden ist, oder sprechen wir es deutlicher aus: Der Glaube bei Unzähligen ist erschüttert worden. Durch die verschiedensten Ursachen innerkirchlicher und außerkirchlicher Art haben viele früher Gläubige den Glauben verloren. Wer keinen Glauben mehr hat, dem kann man auch nicht mit Kirchengeboten kommen. Wer keinen Glauben mehr hat, der schätzt nicht mehr das, was die Kirche anzubieten hat. Vor einiger Zeit sagte mir ein Vater, der vier Töchter hat, er habe seine Töchter aufgefordert, den Sonntagsgottesdienst zu besuchen, aber die jüngste habe ihm gesagt: „Das gibt mir nichts.“ Ja, warum gibt es ihr nichts? Ja, weil sie nicht an den Inhalt dessen glaubt, was da vor sich geht. Für das, was ihnen etwas „gibt“, bringen die Menschen die größten Opfer. Im Festspielhaus von Bayreuth halten sie bei manchmal bis 40 Grad Wärme stundenlang, 5 Stunden bei den Meistersingern, aus. Es werden Leute ohnmächtig hinausgetragen, aber das hindert nicht, daß viel mehr Kartenwünsche vorhanden sind, als Karten vorhanden sind. Das schätzen die Menschen. Sie gehen hingegen nicht in die Messe, weil sie die Messe nicht mehr schätzen, und sie schätzen sie nicht, weil sie nicht mehr an den Inhalt dessen glauben, was da vor sich geht. Es wäre also, wenn eine Wende, wenn eine Neuevangelisierung einsetzen soll, damit zu beginnen, den Glauben wieder aufzubauen, den Glauben an die heilige Messe, den Glauben an das unverzichtbare Geschehen auf dem Altare, den Glauben an die wahre Gegenwart unseres Gottes und Heilandes. Wer das glaubt, der wird die größten Mühen auf sich nehmen, um zur heiligen Messe zu finden.

Schätzen wir, meine lieben Freunde, die heilige Messe! Halten wir auch die Werktagmesse, soweit es möglich ist, weil die Werktagmesse die Sonntagmesse schützt. Wer auch am Werktag die heilige



Messe besucht, der hat gewissermaßen schon ein Polster, auf das er sich zurückziehen kann, wenn einmal die Zeit knapp ist. Schätzen wir die heilige Messe, indem wir uns vertiefen in das Geheimnis der Opferung Christi, der wir uns anschließen! Schätzen wir die wirkliche Gegenwart Christi in der heiligen Wandlung! Nehmen wir mit Ehrfurcht und Dankbarkeit an diesem Geschehen teil, und heiligen wir den Sonntag, damit der Sonntag uns heiligt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Ehre sei Gott und Friede auf Erden

25.12.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Weihnachtsfreude Versammelte!

„Vielfach und vielfältig hat Gott einst zu unseren Vätern durch die Propheten geredet. Zuletzt aber hat er zu uns gesprochen durch seinen Sohn, den er zum Erben des Weltalls gemacht, durch den er das Weltall geschaffen hat.“ Dieser inhaltsschwere Satz ist der Anfang der Lesung der heutigen heiligen Messe. In diesem Satz wird eine deutliche Zäsur gemacht zwischen allem, was vor Jesus war und was außer Jesus ist, und dem, was mit Jesus begonnen hat. Gewiß, vielfach und vielfältig hat Gott einst zu den Vätern geredet durch die Propheten, die großen Propheten, die kleinen, die, welche nur mündlich gesprochen haben, und die Schriftpropheten. Aber das ist nichts im Vergleich zu dem, was jetzt geschehen ist. Zuletzt, in unseren Tagen, hat er zu uns geredet durch seinen **Sohn**, durch den er das Weltall geschaffen, den er zum Erben von allem eingesetzt hat.

Weihnachten steht nicht ohne das Bekenntnis zur wahren Gottessohnschaft Jesu Christi. Und wenn die Mohammedaner auf ihre Moschee auf dem Tempelberg in Jerusalem schreiben: Gott hat keinen Sohn, so sagen wir heute: Gott hat einen Sohn, und dieser Sohn ist Mensch geworden, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, seine Herrlichkeit voll der Gnade und Wahrheit. Die Umstände des Erscheinens seines Sohnes enthalten beides, Dunkelheit und Licht. Es ist genug Dunkelheit für die, die nicht sehen wollen. Es ist aber auch genug Licht für die, die sehen wollen.

Er ward geboren in Bethlehem. Dieses hebräische Wort heißt „Haus des Brotes“. Warum ist er in Bethlehem geboren worden? Er stammt doch aus Nazareth. Wie kam er nach Bethlehem? Durch Gottes Fügung. Kaiser Augustus war das Werkzeug der göttlichen Vorsehung. Kaiser und Präsidenten wissen oft nicht, daß sie in Gottes Weltenplan eine Stelle haben. So hatte Augustus eine Aufschreibung angeordnet, die Josef und Maria, die gesegneten Leibes war, nach Bethlehem führte, weil Josef Davidide war, aus dem Geschlecht Davids stammte, und die Heimatstadt Davids ist Bethlehem. „Haus des Brotes“ - das scheint nicht von ungefähr der Geburtsort Jesu zu sein, denn es ist ja der geboren, der einmal sagen wird: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer von diesem Brote isst, wird leben in Ewigkeit und nicht mehr sterben.“

Er ward geboren in einem Stalle. Stall, das ist die Behausung der Tiere. Wie kommt der Sohn Gottes, wenn er auf Erden erscheint, in einen Stall? In der Herberge war kein Platz mehr. Die Erde hat für alles Platz, meine lieben Freunde. Sie hat Platz für serbische Generäle, die wehrlose Völker überfallen; sie hat Platz für Ideologen und Rauschgifthändler, aber sie hat keinen Platz für Gottes Sohn, wenn er auf die Erde kommt. Es war kein Platz in der Herberge. Es war kein Platz für ihn. Nun hätte er ja wieder gehen können, aber nein, er ist geblieben. Er ist geblieben, obwohl kein Platz für ihn war, und hat in einem Stalle Zuflucht gesucht, in einer Krippe. Denn er wollte die Welt erlösen. Augustinus sagt so schön: „Der die Sterne regiert, liegt in der Krippe. Der die Engel nährt, wird von der Jungfrau gespeist. Ein großer Arzt ist auf Erden erschienen, aber er hat eine neue Art zu heilen: er nimmt unsere Krankheiten auf sich.“

Hirten sind die ersten, denen die Botschaft verkündet wird. „Ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Sollte das von ungefähr sein, daß Hirten, die in Palästina zu den geringschätzig behandelten Menschen zählten, zuerst von ihm hören durften? Ist doch der geboren, der einmal von sich sagen wird: „Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ Er wurde geboren im Verborgenen. Niemand nahm von ihm Notiz. Die Großen und Mächtigen, die es ja damals auch gab, wußten nichts von ihm

und wollten nichts von ihm wissen. Und das ist nun das Geheimnis Christi und des Christentums seit 2000 Jahren. Es ist genügend Licht da für den, der guten Willens ist, aber es ist auch genügend Dunkel da für den, der diesen guten Willen nicht aufbringt. Daß der Hintergrund in den Vordergrund tritt, daß der Allmächtige in Menschengestalt erscheint, daß die Stärke schwach wird, daß der Reichtum arm wird, das ist die Verborgeneheit Jesu. Er wird einmal von sich sagen: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels haben Nester, aber der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt legen kann.“ Er ist der Heimatlose auf dieser Erde. Er ist der verborgene Gott. *Vere tu es deus absconditus* - wahrhaftig, du bist ein verborgener Gott!

Daß Gott ein Mensch wurde, daß der Unendliche in die Endlichkeit einging, das ist ein solches ungeheuerliches Geschehen, daß man nur staunen und staunen und anbeten und anbeten kann. Manche haben es begriffen. Zum Beispiel der große, fromme Anton Bruckner. Er hatte in der Weihnachtsnacht als Organist von Sankt Florian in Österreich gar wundersam gespielt. Und am Morgen suchten ihn seine Hausgenossen. Sie fanden ihn vor der Krippe. „Meister,“ fragten sie ihn, „was hast du denn hier die ganze Nacht gemacht?“ Da gab Bruckner zur Antwort: „Ich habe nur immer vor mich hingesagt: Er ist ein Mensch geworden. Er ist ein Mensch geworden. Und da bin ich vor Staunen nicht mehr fertig geworden.“ Bruckner hat das Geheimnis der Verborgeneheit Gottes in Christus Jesus begriffen. „Da bin ich vor Staunen nicht mehr fertig geworden.“

Er ist in Armut erschienen, um einen wunderbaren Tausch vorzunehmen. Er, der reich war, ward arm, damit wir durch seine Armut reich würden. Er, der ein Herr war, ward ein Knecht, damit der Knecht befreit und zu einem Herrn würde. Das ist der wunderbare Tausch, der in dieser Heiligen Nacht begonnen hat.

Es ist aber nicht nur dunkel in Bethlehem, es ist auch ein Licht da. Es wird ein Licht angezündet. Der Stern, der über dem Hause strahlt, und die Lichtflut, die sich ergießt, als die Engel das Feld von Bethlehem heimsuchen, sie zeigen, daß diese Verborgeneheit nicht ausweglos ist; daß in der Verborgeneheit auch Helles vorhanden ist. Die Engel erscheinen und preisen den, der da gekommen ist. Sie singen das Lied von Weihnachten: „Verherrlicht ist Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden seiner Gnade!“ Das ist das Motto von Weihnachten. Das ist das Thema, das jetzt angeschlagen ist und das nicht mehr aufhören wird bis zur zweiten Wiederkunft Jesu Christi. Dieser Lobgesang hat zwei Dinge aneinandergeknüpft, die unzerreißbar sind. Und das Heil der Welt hängt davon ab, ob sie diese Unzerreißbarkeit erkennt oder nicht. Zwei Dinge, die unzerreißbar sind, nämlich die Ehre Gottes und der Friede der Menschen. Wenn Gott verherrlicht wird, dann haben die Menschen die Garantie, daß Friede bei ihnen sein wird. Wenn sie Gott die Ehre geben, wenn sie seinen Namen preisen, wenn sie seine Gebote hochschätzen, wenn sie nach seinem Willen leben, dann wird Friede auf Erden. Aber wo die Menschen Gott nicht die Ehre geben, da kann auch kein Friede sein; da kann kein Friede im Herzen, da kann kein Friede in den Familien, da kann kein Friede in den Gemeinden, da kann auch kein Friede in der Kirche und kein Friede in der Welt sein. Ehre Gottes und Friede der Menschen sind unzerreißbar miteinander verknüpft. Man kann es auch anders ausdrücken. Man kann sagen: Gottes Rechte und Menschenrechte sind unzerreißbar miteinander verbunden. Wenn die Menschen Gott geben, was Gottes ist, dann wird man auch den Menschen geben, was der Menschen ist. Wenn man die Gottesrechte achtet, denn werden auch die Menschenrechte geachtet werden. Aber wenn man nur von den Menschenrechten redet, wie es die sieben freimaurerischen Außenminister der EG tun, dann ist das zu wenig. Man muß zuerst von den Gottesrechten und dann von den Menschenrechten reden. Wenn man die Menschenrechte sichern will, dann muß man die Gottesrechte hochhalten. Ehre Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden! Das ist der Lobgesang der Engel, der in unseren Ohren widerklingt und der nicht mehr aufhören wird bis zur zweiten Ankunft unseres Erlösers.

„Seht, ich verkünde euch eine große Freude! Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Es kommt alles darauf an, meine lieben Freunde, daß wir die Einzigartigkeit, aber auch die Geschichtlichkeit dieses Ereignisses festhalten. Hier ist nichts von Legende; hier ist nichts von Mithras und ähnlichen Geschichten, wie gewisse katholische Exegeten behaupten. Hier ist solide Wirklichkeit Gottes. Hier hat sich der Himmel geöffnet und den Sohn Gottes freigegeben, daß er auf Erden sein Werk, sein schweres Werk verrichte. Hier ist das Christentum in seiner

Unnachahmbarkeit, in seiner einzigartigen Absolutheit konstituiert. Kein anderer, kein Buddha und kein Mohammed, kein Laotse und niemand sonst kann diesem Sohn Gottes jemals irgendwie an die Seite gestellt werden. Hier ist der erschienen, von dem der Hebräerbrief sagt: Vielfach und vielfältig hat Gott einst zu den Vätern durch die Propheten gesprochen. Zuletzt aber, in der Fülle der Zeit, in unseren Tagen hat er zu uns geredet durch seinen Sohn, den er zum Erben von allem gemacht, durch den er das Weltall geschaffen hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Er entäußerte sich selbst

26.12.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

In der griechischen Mythologie ist die Rede von Tantalus. Er war ein Sohn des Zeus und König von Phrygien. Die Götter verkehrten mit ihm, weil er ja ein Göttersohn war. Eines Tages beschloß er, die Götter auf die Probe zu stellen. Er schlachtete seinen Sohn und setzte ihn den Göttern zur Speise vor, um ihre Allwissenheit zu erproben. Als die Götter dieser Untat gewahr wurden, verbannten sie ihn in die Unterwelt, und dort muß er nun Tantalusqualen leiden. Wenn er trinken will, weicht das Wasser vor ihm zurück. Wenn er nach den Früchten greift, ziehen sich die Früchte von ihm zurück. In diesem Mythos ist die Rede von Göttern, die auf die Erde kommen. Dieser Mythos ist von den Griechen, die ihn überliefert haben, niemals als ein geschichtliches Geschehnis verstanden worden, sondern als eine Erzählung, die etwas Unsagbares auszudrücken versucht.

Aber was der Mythos ahnte, wovon er in dumpfer Weise träumte, das hat sich ereignet in Christus Jesus. Hier ist wahrhaftig Gott im hellen Lichte der Geschichte in die Menschheit eingetreten und ein Mensch geworden. Dreimal an jedem Tage erinnern wir uns dieses Ereignisses, wenn wir den Engel des Herrn beten. In dem Augenblick, als Maria sprach: „Mir geschehe nach deinem Worte“, da ist das Wunder aller Wunder geschehen, da hat Gott im Schoße der allerseligsten Jungfrau den Logos Mensch werden lassen. Nur eine göttliche Person ist Mensch geworden, und zwar die zweite göttliche Person. Nicht die Gottheit ist Mensch geworden, sondern die zweite Person in der Gottheit. Diese zweite Person in der Gottheit ist durch ein unermessliches Wunder der Allmacht Gottes mit einer menschlichen Natur, mit einem menschlichen Leib und einer menschlichen Seele, verbunden worden. In Christus ist nur eine Person, nicht zwei Personen. Es ist nicht so, wie der Patriarch Nestorius von Konstantinopel meinte, daß Gott im Menschen Jesus wie in einem Tempel gewohnt hat. Dann wären ja zwei Personen in Christus, eine menschliche und eine göttliche. Nein, es ist nur eine Person in Christus, die sich zwei Naturen, zwei Wesenheiten, angeeignet hat, eine göttliche Wesenheit und eine menschliche. Aber das Aktzentrum, das Ich in Christus, das ist nur eines, nämlich jenes des Sohnes Gottes. Weil aber dieser Sohn Gottes sich eine menschliche Natur angeeignet hat, deswegen ist Jesus auch seiner menschlichen Natur nach der Sohn Gottes.

Das Wunder, das geschah, als Gott ein Mensch wurde, als er Fleisch wurde, wie es Johannes drastisch sagt, dieses Wunder ist mit dem Dogma, mit dem Glaubenssatz der jungfräulichen Empfängnis Mariens verknüpft. Gegen diesen Glaubenssatz stößt der Unglaube heute wieder besonders vor. Ehemalige katholische Theologen wie Frau Ranke-Heinemann oder wie Eugen Drewermann gehen vor allem auch gegen dieses Dogma an. Sie befinden sich damit in der Gesellschaft protestantischer Theologen. Kurz vor Weihnachten kam der letzte Faszikel der theologischen Realenzyklopädie, die von protestantischer Seite herausgegeben wird. Und in diesem Faszikel findet sich auch das Stichwort Maria. Was wird dort als die protestantische Lehre über Maria vorgetragen? Die jungfräuliche Empfängnis ist nur eine Umschreibung der Einmaligkeit des Gottessohnes Jesus Christus. Also keine wirkliche jungfräuliche Empfängnis, kein biologisches Wunder, sondern nur eine Chiffre, eine Art Deutungsversuch, um Jesus als einen einmaligen Menschen zu beschreiben. Damit wird das Dogma im Kern zerstört. Und das ist die im Protestantismus herrschende Auffassung. Sie will auch in die katholische Kirche eindringen, wie die beiden erwähnten Persönlichkeiten zeigen. Aber das gläubige Volk wehrt sich. Es steht auf gegen die Aushöhlung des Glaubens. Der Bischof von Essen hat 5.000 Briefe von Gläubigen empfangen, die sich gegen die Falschlehre der Frau Ranke-Heinemann gewehrt

haben. Da ist der Glaubenssinn des Volkes, da ist das Bewußtsein von der Würde Mariens aufgestanden gegen die Irrlehre.

Die jungfräuliche Geburt des Herrn ist aus dem katholischen Glauben, ist aus dem christlichen Glauben nicht fortzudenken, ohne daß man diesen Glauben zerstört. Denn die jungfräuliche Empfängnis zeigt einmal etwas von der Göttlichkeit Gottes, von seiner Allmacht, an. Das, was Menschen unwahrscheinlich, ja unmöglich dünkt, ist bei Gott möglich. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“ Und eben das, was uns unmöglich dünkt, ist in der jungfräulichen Empfängnis Mariens geschehen. Gott hat, ohne daß ein männliches Prinzip dazwischentrat, im Schoße der Jungfrau und Gottesmutter seinen Sohn eine menschliche Natur annehmen lassen.

Er hat damit die Schöpfung erneuert. Am Anfang schuf er den ersten Adam, jetzt schafft er den zweiten Adam, den neuen Adam. Er ist der Schöpfer am Anbeginn gewesen, er ist auch der Schöpfer in der Fülle der Zeit gewesen, als er seinen Sohn „Fleisch annehmen ließ aus dem Weibe“, wie es bei Paulus heißt, und ihn unter das Gesetz tat.

Josef ist der Pflege- und Nährvater Jesu. Er ist nicht der biologische Vater Jesu, wie man heute hören kann. Um Maria und das Kind zu schützen, um ihnen in der Gesellschaft des jüdischen Volkes eine gesicherte Stellung zu geben, hat Gott Josef erwählt. Von ihm sagt die Schrift ein Wort: „Er war gerecht!“ Das heißt, er war ein Mann der Heiligkeit. Je näher man der Quelle ist, um so reiner ist das Wasser. Und ähnlich ist es bei Josef. Er war der Quelle der Heiligkeit nahe, und deswegen war er vor anderen heilig.

Jesus von Nazareth ist der menschgewordene Gottessohn. Man kann sich dieses Geheimnis zu verdeutlichen versuchen. Die Tatsache steht fest, aber ihre Erklärung ist schwer. So sagt der heilige Chrysostomus: „Ich weiß, daß der Sohn Gottes Mensch geworden ist, aber wie es geschehen ist, das weiß ich nicht.“ Dennoch kann man versuchen, Gleichnisse zu finden, um dieses unsagbare Geheimnis einigermaßen verständlich zu machen. Im Menschen sind ja auch zwei Prinzipien vereinigt, nämlich der Leib und die Seele. Ähnlich-unähnlich sind in Christus Jesus eine göttliche und eine menschliche Natur verbunden. Ein Gedanke ist zunächst in meinem Geiste. Wenn ich diesen Gedanken formuliere, wird er zum Wort. Aber dadurch, daß ich in der Stimme das Wort ausspreche, hört dieser Gedanke nicht auf, mein Gedanke zu sein. Ähnlich ist es mit Christus, dem Gottessohn. Er hat den Himmel nicht verlassen, obwohl er auf Erden gegenwärtig wurde.

Wenn wir die Sonne sehen wollen, muß sie sich mit Wolken bedecken, sonst ist unser Auge unfähig, in die Sonne zu schauen. Ähnlich mußte der Herr sich selbst entäußern, als er ein Mensch wurde, damit er unter uns wandeln konnte. Die Theologen haben darüber nachgedacht, warum die Menschwerdung notwendig war. Hätte Gott nicht auch auf andere Weise die Menschen erlösen können? Zweifellos. Aber es gibt Gründe, welche für diese Weise der Erlösung sprechen. Durch die Sünde, durch die Empörung gegen Gott war Gott Unehre bereitet worden, war sein Name geschändet und gelästert worden auf Erden. Wer ist dieser Gott, so konnten die Menschen sagen, gegen den die Menschen scheinbar straflos ihre Hand erheben? Nun sollte die Ehre Gottes wiederhergestellt werden. Gott sollte wieder sichtbar werden als der, der die personale Liebe, die personale Gerechtigkeit, die personale Heiligkeit ist. Das geschah, indem er seinen eigenen Sohn sandte. Indem er seines eigenen Sohnes nicht schonte, zeigte er, daß er die personale Liebe, Gerechtigkeit und Heiligkeit ist. Denn aus diesem Sohne strömt ihm ein Gehorsam, eine Liebe, eine Treue, eine Hingabe entgegen, die alle Sünde und allen Haß und alle Lüge weit, weit überstrahlt. Jetzt ist ihm Ehre geworden, Ehre Gott in der Höhe durch diesen Sohn, der jetzt geboren wird und der sein Leben im Gehorsam gegen den Vater verzehren wird.

Der heilige Anselm von Canterbury hat die Notwendigkeit der Lösung in einer anderen Weise darzustellen versucht. Er ging aus von dem Gedanken der Wiedergutmachung. Durch die Sünde ist Gott beleidigt worden. Die Beleidigung einer unendlichen Person kann von einem endlichen Wesen nicht gutgemacht werden. Ein Mensch kann nicht eine Gott zu gefügte Beleidigung sühnen. Also mußte ein unendliches Wesen diese Beleidigung wiedergutmachen. Ein unendliches Wesen aber kann nicht leiden. Durch Leiden sollte die Beleidigung wiedergutmacht werden. Also mußte der Logos eine menschliche Natur annehmen. Als Mensch allein konnte er nicht erlösen, als Gott allein konnte er nicht leiden; also mußte er ein Gottmensch sein, um sowohl leiden als auch erlösen zu können. Das ist die

Erlösungslehre, die Anselm von Canterbury in seinem Buche „Cur deus homo?“ - Warum Gott ein Mensch wurde - darlegt.

Der Sohn Gottes hat bei seinem Kommen den Himmel nicht verlassen. Er hat seine Herrlichkeit nicht aufgegeben, er hat sie nur verborgen. Wenn Paulus im Philipperbrief schreibt: „Er entäußerte sich selbst und nahm die Knechtsgestalt an“, dann will er damit nicht bestreiten, daß die göttliche Würde auch dem in Nazareth aufwachsenden Jesus zu eigen war, sondern er will damit nur sagen: Die Herrlichkeit Gottes ist verborgen unter der menschlichen Gestalt, unter der Knechtsgestalt. Er hat eine Grenze überschritten, aber nicht eine räumliche Grenze, sondern die Grenze zwischen Geschöpf und Schöpfer. Er hat seine Majestät bewahrt. Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er noch nicht hatte. Er hat die menschliche Natur angenommen. Und weil auch wir der menschlichen Natur teilhaftig sind, weil alle Menschen der menschlichen Natur teilhaftig sind, deswegen hat Christus in seiner Menschwerdung in gewissem Sinn die ganze Menschheit angenommen. Es ist tatsächlich die Menschwerdung schon der Beginn der Erlösung, allerdings der objektiven Erlösung, der die subjektive Erlösung des Einzelnen noch folgen muß. Aber es ist wirklich so, daß dadurch, daß Gott, die zweite Person in der Gottheit, eine menschliche Natur annahm, die menschliche Natur als solche erhoben und geheiligt worden ist. Der Potenz nach sind die Menschen durch die Menschwerdung schon erlöst.

In diesem Sinne spricht sich der heilige Papst Gregor in seiner Weihnachtspredigt aus. Er nimmt die Menschwerdung Christi zum Anlaß, seine Zuhörer zu ermahnen: „Christ, erkenne deine Würde! Du bist der göttlichen Natur teilhaftig geworden.“ Jetzt kommt die ethische Wendung: „Kehre nicht zu den alten Erbärmlichkeiten zurück und lebe nicht unter deiner Würde! Denk an das Haupt und den Leib, dem du als Glied angehörst! Bedenke, daß du der Macht der Finsternis entrissen und in das Licht und in das Reich Gottes aufgenommen bist! Unterwirf dich nicht wieder der Knechtschaft Satans, denn der Preis für deine Freiheit ist das Blut Christi.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Weissagungen über das Kommen des Herrn

29.12.1991

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Im Laufe der Geschichte sind viele Menschen mit dem Anspruch aufgetreten, Gott zu sein oder eine Botschaft von Gott zu bringen - Buddha, Laotse, Mohammed, Jesus, bis herauf zu dem Manne in Washington, den Pastor Stallings, der vor kurzer Zeit eine neue Religion gegründet hat. Es muß die Möglichkeit geben zu unterscheiden, wer von diesen die Wahrheit sagt und wer die Unwahrheit für sich hat. Die Mittel dazu können nur sein die Vernunft und die Geschichte. Das wenigste, was Gott tun kann, wenn er einen Boten sendet, ist, daß er ihn vorher ankündigt, daß er den Menschen mitteilt, wo sein Bote geboren werden, wie er handeln, welches Programm er entwerfen und welchen Tod er sterben wird. Wenn dann der Bote diese Aussagen erfüllt, wissen wir, er ist tatsächlich von Gott gesandt. Wenn er aber nicht angekündigt ist und einfach sagt: Ein Engel des Herrn ist mir erschienen und hat mir die Botschaft gebracht oder: Gottes Geist ist auf mich gefallen, dann könnten wir nur ein *non liquet* eingestehen - wir wissen es nicht, es ist unsicher, wir haben keine Gewißheit. Wenn ein Diplomat aus einem fremden Lande in unsere Hauptstadt kommt, dann verlangen wir seinen Paß und sein Beglaubigungsschreiben. Schon vorher haben Dokumente auf ihn hingewiesen. Wenn das aber schon in der Diplomatie der Fall ist, dann muß es um so viel mehr gelten in der Religion, wo Heil oder Unheil davon abhängt, daß wir dem Boten, den Gott gesandt hat, folgen.

Wir wollen deswegen alle, die diesen Anspruch erhoben haben, soweit es in der Kürze der Zeit möglich ist, fragen, ob sie solche Voraussagen vorweisen können. Wir wollen also fragen: Buddha, wann bist du angekündigt worden, wer hat von dir vorhergesagt, daß du unter dem Baum der Erleuchtung sitzen werdest? Mohammed, wo ist vorhergesagt, daß du an einem bestimmten Ort geboren werden und ein bestimmtes Schicksal haben werdest? Jesus, wann ist von dir vorhergesagt worden, daß du kommen werdest, welche deine Ziele sein werden, wie du leben und sterben werdest?

Auf diese Frage schweigen alle. Keiner von den Genannten ist vorher angekündigt worden - mit einer Ausnahme: Jesus. Er kann eine Fülle von Vorhersagen für sich anführen, die in seinem Leben in Erfüllung gegangen sind. Wenn wir also Jesus fragen: Wer hat dich angekündigt? Wo ist von dir vorhergesagt worden, wie dein Leben ablaufen würde?, dann kann Jesus sagen: 2000 Jahre bevor ich kam wurde einem Manne namens Abraham vorhergesagt, daß er der Stammvater eines großen Volkes sein werde. 2000 Jahre vor meinem Kommen wurde verkündigt, daß der, der aus diesem Volke hervorgehen werde, der Erwartete der Völker, also der Juden wie der Heiden, sein werde. 700 Jahre, bevor ich kam, wurde mein Geburtsort aufgezeichnet. Bethlehem, die kleinste der Fürstenstädte, sollte die Stätte sein, aus der der Erlöser hervorgehen würde. 700 Jahre vor meinem Kommen wurde verkündigt, daß mich eine Jungfrau gebären werde. „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird sein Immanuel.“ 700 Jahre vor meinem Kommen wurde verkündigt, daß Magier aus dem Osten erscheinen werden, um mir Geschenke, Gold, Weihrauch und Myrrhe, darzubringen. 600 Jahre vor meinem Kommen war vorhergesagt, daß nach einer bestimmten Zeit, da Cyrus die Juden zurückgeführt hätte, der Erlöser kommen würde. 500 Jahre vor meinem Kommen wurde vorhergesagt, wie ich charakterlich beschaffen sein werde, daß ich gütig sein werde und menschenfreundlich, daß ich aber auch von meinem Volke verworfen würde. Die Einzelheiten meines Todes wurden vorhergesagt; daß ich an Händen und Füßen Wunden tragen, daß um meine Kleider gewürfelt würde und daß ich mit Galle und Essig getränkt werden würde.



Man hat 456 Weissagungen für das Kommen Jesu gefunden in den Büchern des Alten Testaments. Aber Jesus ist nicht nur von den alttestamentlichen Schriften vorherverkündet worden. Auch die außerhalb der Offenbarungsreligion des Alten Bundes lebenden Völker haben Christus erwartet. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus berichtet davon, daß die Völker überzeugt waren, daß der Osten die Vorherrschaft haben und daß von da der Herr und Herrscher kommen werde. Der römische Schriftsteller der Kaiserzeit, Sueton, schreibt von der allgemeinen Überzeugung, daß die Juden die Vorherrschaft haben würden. Auch die Chinesen waren davon überzeugt, daß ein Weiser aus dem Westen kommen würde, aus dem Westen deswegen, weil sie ja im Osten lagen. In den Annalen des Kaiserreiches ist von einem Licht berichtet, das den Palast des Kaisers erhellte; er fragte die Weisen, was das zu bedeuten habe. Sie wiesen ihn darauf hin, daß dies das Zeichen des großen Weisen aus dem Westen sei, dessen Religion in seinem Lande eingeführt werden würde. Und auch Äschylos, der griechische Dichter, sechs Jahrhunderte vor Christus, schreibt in seinem Prometheus: „Schau nicht aus nach einem Ende dieses Fluches bis Gott erscheint, um auf sein Haupt zu nehmen deine eigenen Sünden!“

Christus wurde erwartet. Das unterscheidet ihn von allen religionsgeschichtlichen Figuren, die man mit ihm zu vergleichen pflegt. Und er traf mit der Geschichte so zusammen, daß er sie in zwei Teile spaltete, nämlich in die Zeit vor seinem Kommen und nach seinem Kommen. Man hat versucht, die Zeitrechnung vor und nach Christus durch die andere: „vor und nach der Zeitenwende“ zu ersetzen. Aber damit hat man die Bedeutung Christi bestätigt, denn er ist es eben, in dem sich die Zeiten wenden, die Zeit vor seinem Kommen, die Zeit der Erwartung, und die Zeit nach seinem Kommen, die Zeit der Erfüllung. „Als die Fülle der Zeit kam, da sandte Gott seinen Sohn, geboren aus dem Weibe, getan unter das Gesetz.“

Noch etwas anderes unterscheidet Christus von allen anderen Religionsstiftern. Alle anderen kamen, um zu leben, er kam, um zu sterben. Für Buddha war der Tod ein Hindernis, daß er seine Lehre weiter verbreitete. Für Mohammed war es dasselbe. Jesus dagegen kam, um zu sterben. Er ist viel mehr Erlöser als Lehrer. Man versteht sein Leben und auch seine Worte nicht, wenn man nicht begreift, daß alles auf das eine Ziel seines Opfertodes, seines Sühnetodes, hindrängt.

Die anderen nahmen in Anspruch, von Gott gesandt zu sein. Jesus behauptete, daß er der Sohn Gottes selber sei. Man kann nicht sagen, er war ein guter Mensch, aber mehr nicht; denn wer den Anspruch erhob, Gott zu sein, und es nicht war, der ist kein guter Mensch, sondern ein Betrüger. Wir haben nur zwei Möglichkeiten, entweder Jesus zu verehren als wahren Gott oder ihn zu verachten als bloßen Menschen, der einen falschen Anspruch erhoben hat. Wenn er aber das ist, was er zu sein behauptet, dann haben wir einen mannhaften Christus gerade für unsere Tage, einen Christus, der in die Bresche der Sünde, des Todes und der Verzweiflung springt, einen Christus, dem wir alles opfern und dem wir unsere Liebe weihen können. Einen solchen Christus brauchen wir, einen Christus, der uns nicht erlaubt, von seinen Worten das wegzuschneiden, was uns nicht gefällt, und das zu behalten, was uns gefällt; einen Christus, der die Botschaft bringt, die für uns verbindlich ist für alle Ewigkeit; einen Christus, dem wir unser Leben weihen und dem wir im Sterben gehören können.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Furcht und Hoffnung

01.01.1992

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Ein neues Jahr liegt vor uns und ist mit einem Schleier bedeckt. Wir möchten den Schleier lüften, um zu erkennen, was es bringen wird. Es ist uns nicht gegeben. Zu unserem Heil ist es so angeordnet, daß wir nicht mit Sicherheit in die Zukunft schauen können. Immerhin lassen sich wahrscheinliche Voraussagen machen, denn die Kräfte und Mentalitäten, die heute am Werke sind, werden sich auch das ganze Jahr über auswirken. Und so möchte ich zwei Sätze formulieren, die wir über das neue Jahr schreiben können:

1. Wir müssen, soweit es die Menschen betrifft, alles befürchten.
2. Wir dürfen, soweit es Gott betrifft, alles erhoffen.

Der erste Satz lautet: Soweit Menschen mit der Gestaltung unserer Geschichte befaßt sind, müssen wir alles befürchten. Die Hoffnungen, die auf Menschen gesetzt werden, haben sich fast immer als brüchig erwiesen. Welche Woge der Begeisterung ging durch unser Volk, als die Wiedervereinigung kam, als das sowjetische Imperium zusammenbrach! Aber die Probleme, die damals existierten, sind deswegen nicht weggewischt. Sie treten vielleicht anders, in anderer Form, aber dennoch unüberschaubar und manchmal mit neuer Schärfe hervor. Manche meinten damals, jetzt werde der Friede kommen, der endliche, ersehnte Friede. In Wirklichkeit hat der Krieg nie aufgehört, sind neue Kriegsherde entstanden und werden sich auch im neuen Jahr mit größter Wahrscheinlichkeit wiederum blutige Auseinandersetzungen entwickeln. Der fleischliche Mensch bleibt sich immer gleich, und wenn der Mensch nicht durch die Kraft des Heiligen Geistes geändert wird, dann werden sich auch die Verhältnisse nicht ändern.

Auch im eigenen Lande wissen wir, daß große Gefahren auf uns zukommen. Der Unfriede, der systematisch von Gruppen und Parteien verbreitet wird, der Haß und die Hetze, die von den Massenmedien ausgehen, vergiften die Menschen immer wieder und immer tiefer. Die Berufstätigkeit wird in falsche Bahnen gelenkt. Wir hören, daß hunderttausend Ausbildungsplätze für Handwerker unbesetzt sind, daß wir aber fast 2 Millionen Studenten haben, von denen viele studierunfähig sind. Ich hatte vor Weihnachten eine Zweite Staatsarbeit eines Studenten durchzusehen. In dieser Zweiten Staatsarbeit habe ich etwa 150 grammatikalische Fehler gefunden. In diesem Jahre soll der betreffende als Studienrat vor einer Klasse stehen.

Die Anspruchsmentalität wächst immer weiter. Es soll immer noch mehr gewährt werden an Bezügen, an Freizeit, und immer weniger geleistet werden an Arbeit und Selbstverantwortung. Wir können nur besorgt ob der Menschen in die Zukunft schauen. Und die größte Sorge von uns, die wir gläubig sind, ist zweifellos unsere Kirche. Es ist gar keine Frage, daß ihre Selbsterstörung im neuen Jahr weitergehen wird. Die Zersetzung der Kirche, die wir seit Jahren mit Schmerzen und unter Tränen erleben, hat ihren Ausgang genommen von den modernistischen Theologen. Sie haben den Glauben zerstört, und diese Glaubenszerstörung geht über die Religionslehrer und Priester, die sie ausbilden, auf das gläubige Volk über. In einer Broschüre, welche eine Religionslehrerin verfaßt hat, werden die Häresien, die Irrlehren, von zwei Professoren an der Universität Saarbrücken gegeißelt, der Professoren Ohlig und Hasenhüttl. Was von ihnen gelehrt wird, ist nicht eine einzelne Häresie, sondern eine Vielzahl von Häresien, die mit unserem Glaubensbekenntnis nichts mehr zu tun haben. Es ist eine Pseudowissenschaft, eine Menschenlehre über Jesus Christus, um dem modernistischen Zeitgeist gerecht zu werden. Jesus Christus ist danach ein gescheiterter Wanderprediger, in dem Gott uns nahe ist. Das alles ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern die Religionslehrerin hat wörtliche Äuße-

rungen dieser beiden Professoren aufgezeichnet und sie dem Bischöflichen Ordinariat Trier unterbreitet. Da heißt es z.B.: „Die Geburt Jesu in Bethlehem ist nicht historisch. Er ist in Nazareth geboren worden. Jesus ist nicht wirklicher Sohn Gottes, Jesus ist der Sohn Josefs. Allgemein christologisch anerkannt ist, daß Jesus die Menschen nicht durch seinen Tod erlösen wollte. Jesus hat die Eucharistie nicht eingesetzt, sondern es wurde erst nach seinem Tode so gestaltet. Die Gemeinde ist Trägerin der Eucharistie. Jedem Glaubenden wird das Priesteramt zugesprochen. Nicht die Symbole, also Brot und Wein, sind einer Wandlung unterworfen, sondern wir selbst sollen verwandelt werden. Wenn Gott sich nicht mehr ereignet zwischen zwei Menschen, wenn also keine Liebe mehr da ist, ist auch keine Ehe mehr da. Die katholische Kirche bürdet Homosexuellen auf, ein keusches Leben zu führen. Die gleichgeschlechtliche Ehe ist berechtigt.“ Das ist eine kleine Blütenlese aus dem, was von der Kirche mit der kirchlichen Sendung ausgestattete Professoren an die künftigen Religionslehrer in einem ganzen Bundeslande, im Saarland, weitergeben. Diese Anzeige ist an das Bischöfliche Ordinariat Trier, also an den Bischof Spital, gegangen - nichts hat sich getan! Nichts ist unternommen worden. Es geht weiter wie bisher.

Kein Wunder, meine lieben Freunde, daß wir aller Voraussicht nach auch im neuen Jahre Zusammenbrüche von Priestern erleben werden. Wir haben sie ja in dem vergangenen Jahre erlebt. In der Diözese Mainz haben mehrere Priester ihr Amt niedergelegt. Einer hat offen herausgesagt: „Ich habe den Glauben verloren.“

In anderen Diözesen ist es nicht anders. Kurz vor Weihnachten hat sich in der Erzdiözese München und Freising folgender Fall zugetragen: Ein im Amt befindlicher Pfarrer hat ein Buch mit einer Auflage von 5000 Exemplaren herausgegeben. In diesem Buche stehen unter anderem folgende Sätze: „Bei uns in der Kirche geht man über Leichen.“ Die Bibel bezeichnet der Verfasser als eine Sammlung von Märchen. Jesus war nur ein Mensch und nicht Sohn Gottes, von der Jungfrau Maria ganz zu schweigen. In seiner Pfarrei sieht es entsprechend aus; der Beichtstuhl wird seit Jahren nicht benutzt. In Abtreibungskonflikten rät der Pfarrer: Wie du dich entscheidest, wird es gut sein und ist von jedem zu respektieren. Sein letzter Schlag bestand darin, daß er seine sieben Pfarrgemeinderäte aufgefordert hat, gemeinsam mit ihm aus der katholischen Kirche auszutreten. Das sind Tatsachen, und diese Tatsachen lassen sich beliebig vermehren. Wenn jemand meint, die Kirche sei noch in Ordnung, dann liegt es daran, daß er nicht genügend Informationen hat. Wenn wir die Skandalfälle aus der ganzen Bundesrepublik sammeln würden, dann würden wir erkennen, daß die Selbstzerstörung der Kirche in vollem Gange ist.

Soweit es auf Menschen ankommt, haben wir nichts zu erwarten. Es sind auch keine Gegenkräfte am Werk, und wenn sich irgendwelche rühren, werden sie diffamiert, boykottiert, entweder totgeschwiegen oder mit Worten erschlagen. Das ist die Lage, in der wir uns angesichts der Menschen befinden.

Aber es gibt auch den zweiten Satz: Wir dürfen alles erhoffen, soweit es auf Gott ankommt; denn die Vorsehung Gottes lenkt diese Welt. Unter der Vorsehung Gottes verstehen wir seinen ewigen Weltplan, den er mit Sicherheit durchführt. Die Heilige Schrift ist voll vom Vertrauen auf Gottes Vorsehung. In den Psalmen wird häufig die leitende, fürsorgende Vorsehung Gottes angesprochen. „Der Herr ist mein Hirt, nichts wird mir mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue, er führt mich zu erquickenden Gewässern und labt dort meine Seele. Er leitet mich auf rechten Wegen um seines Namens willen. Auch wenn ich wandern müßte in Todesschatten, ich fürchte kein Unheil, du bist ja bei mir. Dein Stock wie auch dein Stab reichen mir zum Trost. Du rüstest mir ein Mahl jenen zum Trotz, die mich bedrängen. Du salbst mein Haupt mit Öl; mein übervoller Becher, wie köstlich ist er doch!“ Und in den geschichtlichen Büchern des Alten Testaments wird immer wieder von der Fürsorge Gottes für sein Volk - das israelitische Volk - und für die Erwählten seines Volkes berichtet. Wie hat er den ägyptischen Josef geleitet, wie den Tobias in der Verbannung! Auch im Neuen Testament mahnt uns der Herr zum Vertrauen auf die Vorsehung. Er verweist auf die Lilien des Feldes und auf das Gras, das von Gott erhalten wird. Er erinnert daran, daß alle Haare unseres Hauptes gezählt sind. Und deswegen ist die Mahnung Jesu von den Aposteln aufgenommen worden, etwa von Petrus: „Werft alle eure Sorge auf den Herrn, er wird für euch sorgen!“ Und der heilige Paulus sagt: „Er gibt allem Leben und Atem und alles.“

Freilich, meine lieben Freunde, ist die Vorsehung Gottes nicht so zu verstehen, als ob uns Gott das Leid ersparen würde. Seine Vorsehung zielt dahin, uns durch das Leid zum Heil zu führen. Kurz vor Weihnachten war ich befaßt mit einer Habilitation im Fachbereich Geschichte unserer Universität. Da fiel mir einer der Geschichtsprofessoren auf wegen seiner Sprache. Ich fragte einen anderen: „Den kenne ich doch ganz anders. Was ist mit ihm?“ Da sagte er mir: „Ihm ist ein ganzer Lungenflügel operiert worden wegen Krebs.“ Familienvater von mehreren Kindern. Mit bewunderswerter Kraft erträgt dieser Mann sein schweres Los, nimmt bis zum letzten seine Dienstpflichten wahr. Also, das Leid bleibt uns durch Gottes Vorsehung nicht erspart. Aber nach seinem Willen sol es uns zum Heile sein.

Gott versucht niemanden über seine Kraft; das ist immer die Überzeugung der Kirche gewesen. Und wem er viel auflädt, dem traut er offenbar viel zu. Adalbert von Chamisso hat in seinem wunderbaren Gedicht „Die Kreuzschau“ diese Wahrheit verdeutlicht. Ein Wanderer, müde und gedrückt von der Last des Lebens, begibt sich in eine Herberge. Er möchte die Last abwerfen. In der Nacht hat er einen Traum. Er wird in eine Halle geführt, und diese Halle ist gefüllt mit Kreuzen. Er hört eine Stimme, die sagt zu ihm: „Wähle dir das Kreuz aus, das zu dir paßt!“ Er geht umher in der Halle, prüft die Kreuze. Das eine ist zu lang, das andere ist zu hart, das dritte ist zu schwer. Endlich nimmt er ein Kreuz und denkt: „Das könnte mir passen, das könnte das Kreuz für mich sein.“ Und als er es näher betrachtet, da sieht er: Das ist das Kreuz, das er bisher getragen, das Gott ihm aufgeladen hat.

Gott läßt niemanden über seine Kräfte versuchen. Diese tiefe Überzeugung, meine lieben Freunde, muß in uns sein. Ergebenheit in Gottes Willen vermag auch das schwerste Kreuz zu tragen. Vor einer Reihe von Jahren kam einmal ein Priester in den Allgäu. Und da sah er, wie jeden Tag ein altes Weiblein eine schwere Last auf dem Rücken den Berg hinauftrug. Sie war immer freundlich und heiter gesinnt. Da fragte sie der Priester: „Wie machen Sie das, daß Sie immer guter Dinge sind?“ „O“, sagte sie, „ich habe ein Gebetlein, das hilft mir alles tragen.“ „Wie heißt dieses Gebetlein?“ „Dieses Gebetlein heißt: 'Wie Gott will!' Ich denke da an meinen Heiland, wie er auf den Kalvarienberg gegangen ist, ich erinnere mich an das Wort der Heiligen Schrift, daß man im Schweiß seines Angesichtes sein Brot essen soll. Dann wird mir alles erträglich, was mir aufgeladen wird. Wie Gott will!“

So sollten wir also in dieses neue Jahr gehen - nicht mit großem Optimismus, denn Optimismus ist der Trost der Schwachen, wohl aber mit festem Vertrauen, daß Gott das Schiff der Welt, aber auch das Schiff unseres Lebens steuert; mit festem Vertrauen, daß, was immer kommen mag, seine Vorsehung sich nicht täuscht. Denn die Vorsehung Gottes ist unfehlbar und unveränderlich. Unfehlbar, d.h. sie kommt immer zu ihrem Ziel, kann durch keine menschliche Bemühung zerstört werden. Unveränderlich, d.h. sie nimmt an der Unveränderlichkeit Gottes teil. Der Plan Gottes liegt fest, und dieser Plan wird durchgeführt. Gott mag seine Vorsehung in verschiedenem Maße gewähren; man spricht von einer allgemeinen Vorsehung für alle Geschöpfe, von einer besonderen Vorsehung für die Menschen und von einer ganz besonderen Vorsehung für die Auserwählten. Aber jeder hat Anteil an der Vorsehung Gottes, jedem ist ein Maß zugemessen an der Vorsehung Gottes, das ihn, wenn er Gott einstimmt, zum Himmel führen wird.

Einmal, meine lieben Freunde, fuhr ein Schiff von Liverpool nach New York. Der Kapitän dieses Schiffes hatte seine Familie an Bord, Kapitänen ist das ja gestattet. Und es erhob sich ein furchtbarer Sturm, die Passagiere waren ängstlich und gerieten in Furcht, daß dem Schiff etwas zustoßen könnte. Auch das achtjährige Töchterlein des Kapitäns wurde wach und fragte, was los sei. Man erklärte ihm, daß ein Sturm sich erhoben habe. Dann stellte das Kind die Frage: „Ist der Vater auf der Brücke?“ Die Antwort lautete ja. „Dann ist es gut!“ Es legte sich nieder und schlummerte ein. Der Vater ist auf der Brücke. Der Vater im Himmel wacht, wacht über uns auch in diesem neuen Jahr.

Amen.